This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

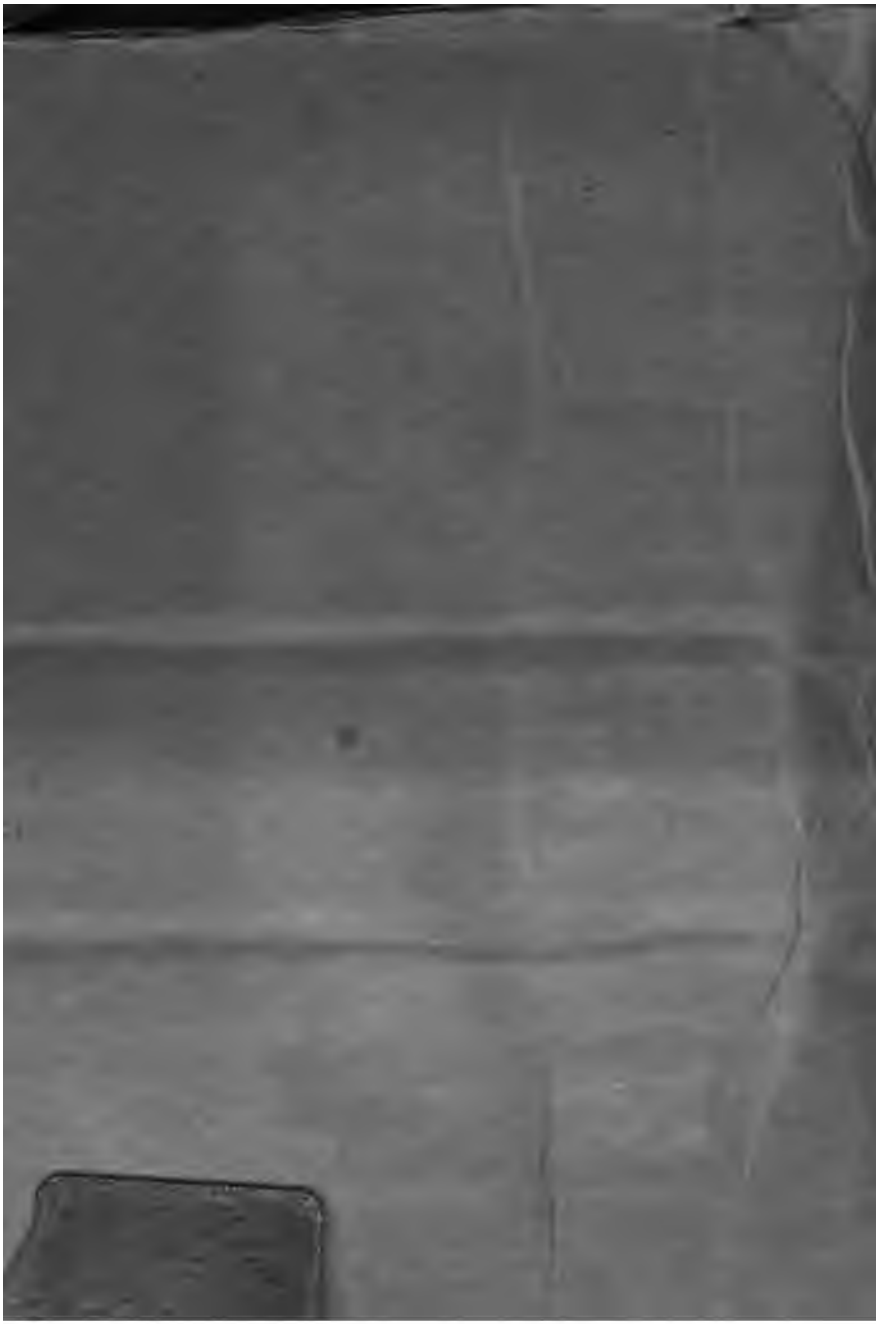
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



Fragen der Zeit,

vom

historischen Standpunkte betrachtet.

Von

Dr. Karl Hagen.

Erster Band.

Stuttgart.
Franckh'sche Verlagsbuchhandlung.
1843.

In der **Franckh**'schen Verlagshandlung ist so eben erschienen:

Zur

politischen Geschichte Deutschlands.

Von

Dr. Karl Hagen.

Privatdocent der Geschichte in Heidelberg.

Inhalt:

1) Deutschland unter Heinrich III. und Heinrich IV.
2) Gregor von Heimburg.
3) Ulrich von Hutten in politischer Beziehung.
4) Politische Flugschriften aus dem 16. u. 17. Jahrhundert.

---

gr. 8. br. Preis fl. 3. oder Rthlr. 1. 21 gr.

Der Herr Verfasser dieser historischen Abhandlungen wurde vor nicht gar langer Zeit in den preußischen Blättern neben Ranke in Berlin als einer der ausgezeichnetsten Historiker der Neuzeit genannt.

Ueber den Inhalt des Werks enthalten wir uns deßhalb alles Lobes und lassen am Besten den Herrn Verfasser mit seinen eigenen Worten darüber sich aussprechen.

Derselbe schließt sein Vorwort mit Folgendem: „Endlich will ich nur noch bemerken, daß diese vier Aufsätze in einem innern Zusammenhange stehen: es gehen durch die verschiedenen Epochen, welche sie darstellen, fast dieselben Ideen hindurch, nur daß sie sich in verschiedenen Zeiten, unter verschiedenen Verhältnissen auch verschieden im Leben zeigen."

Druck, Papier wie die ganze Ausstattung ist dem Inhalte würdig! Die äußere Ausstattung ist wahrhaft schön zu nennen!

Im Franckh'schen Verlage in Stuttgart sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Gedichte

von

H. Rau.

(Verfasser der Pietisten.)

8. geheftet.

Gedichte

von

J. G. Deeg.

8. geheftet.

Lieder

eines politischen Tagwächters.

Von

Ernst Ortlepp.

8. geheftet.

Kerker und Liebe.

Aus

den Papieren eines Amnestirten.

8. geheftet.

Sittengemälde

aus

dem elsäßischen Volksleben.

Von

A. Weill, in Paris.

8. geheftet.

Schiller's Heimathjahre.

Vaterländiſcher Roman

von

Hermann Kurz.

3 Thle. 8. geh.

Zur

politiſchen Geſchichte

Deutſchlands.

Von

Dr. Karl Hagen.

gr. 8. brochirt.

Der Staat und die Induſtrie.

Von

A. Weill, in Paris.

8. geheftet.

Thaddäus Kosciuszko.

Hiſtoriſcher Roman

von

Heribert Rau,

(Verfaſſer der Pietiſten.)

Drei Bände. 8. elegant geheftet.

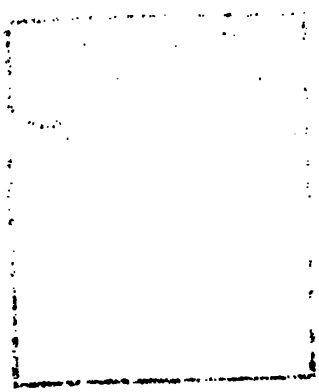
Fragen der Zeit

von

Dr. Karl Hagen.

Erster Band.

Ruhr-Univ.
Abt. IV. Hist. Bibl.
Ausgeschieden
7113441



Fragen der Zeit,

vom

hiſtoriſchen Standpunkte betrachtet.

Von

Dr. Karl Hagen.

Erſter Band.

Stuttgart.

Franckh'ſche Verlagsbuchhandlung.

1843.

Fräulein Julie Hepp

gewidmet.

Wir haben über so viele und mannigfaltige Gegenstände uns schon unterhalten, theure Freundin, daß ich es wohl wagen darf, Ihnen diese Blätter zu widmen, ohne befürchten zu müssen, daß ihr Inhalt Ihnen zu fremdartig wäre. Auch kenne ich ja Ihren Durst nach neuen Kenntnissen, welcher zur Folge hat, daß fast jedes Buch, aus dem Sie Belehrung schöpfen zu können glauben, Ihnen Interesse gewährt.

Doch Sie wissen wohl: der Gegenstand, von welchem dieses Werkchen handelt, ist mir hier Nebensache. Was mich bestimmt hat, Ihnen dieß kleine Geschenk darzureichen, ist die aufrichtige innige Verehrung, die ich für Sie fühle, das Resultat eines jahrelangen näheren Umganges, und die Dankbarkeit für die wohlwollende Anerkennung, die Sie Ihrem Freunde angedeihen ließen: eine Gunst, die ich um so mehr zu schätzen weiß, je höher an ächter Bildung des Geistes und des Herzens diejenige steht, von welcher sie kommt, und

je weniger der, welcher sie empfängt, in anderen, äusseren Dingen vom Schicksal begünstigt erscheint. Wie selten wird uns das Glück zu Theil, einen Freund zu finden, der uns vollkommen versteht, der durch die oft wenig anziehende Aussenseite sich nicht abhalten läßt, in den inneren Menschen einzudringen, und diesen in seiner Eigenthümlichkeit aufzufassen und zu würdigen weiß! Hat man aber eine solche Seele gefunden, so ist dieß ein unschätzbares Gut und vielleicht mehr, als alles Andere im Stande, für so manches Mißgeschick zu entschädigen, dem wir auf unserem Lebenspfade begegnen.

Ich glaube Sie nicht erst versichern zu dürfen, theure Freundin, daß auch ich für ein solches Gut in hohem Grade empfänglich bin und nie aufhören werde, es zu sein.

Heidelberg, am Christabend 1842.

Ihr

Karl Hagen.

Vorrede.

Vielleicht wundern ſich manche der Leſer, welche meiner bisherigen ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit ihre Aufmerkſamkeit zugewendet haben, daß ich, bis jetzt nur „ernſten wiſſenſchaftlichen" Studien zugethan, nun einmal zu der ſcheinbar leichten Literatur der Tagespreſſe mich wende.

Aber ich glaube meiner Richtung nicht untreu geworden zu ſein. Denn ich habe meine Wiſſenſchaft, die Geſchichte nie anders als in Beziehung zum Leben und zur Gegenwart betrachtet, und wenn es mir auch nicht einfiel, die vergangenen Zeiten nur durch die Brille unſerer anzuſehen, ſo habe ich doch immer dafür gehalten, daß dem tüchtigen Hiſtoriker die Kenntniß des Lebens d. h. die ſeiner Zeit nicht abgehen dürfe. Ich habe mir daher die Gegenwart nie aus den Augen rücken laſſen, im Gegentheil mich beſtändig mit ihr beſchäftigt: ja

durch sie habe ich nicht selten das Verständniß für verwandte Epochen der Vergangenheit bekommen.

Auf der andern Seite bin ich aber auch der Meinung, daß die Fragen der Gegenwart nur dadurch zu einer ersprießlichen Lösung gelangen können, wenn man sich über ihre historische Entwicklung klar wird. Die Geschichte vermag gar manche Aufschlüsse zu geben, welche die Bestrebungen der Zeit erst in das rechte Licht stellen und dadurch auf ihre weitere Entwicklung großen Einfluß üben.

Ich habe daher seit einer Reihe von Jahren neben meinen größeren historischen Studien zugleich Abhandlungen geschrieben, welche obwohl auf jene gestützt, doch vorzugsweise die Fragen der Gegenwart betreffen, von denen ich jetzt in der vorliegenden Sammlung einen Theil veröffentliche. Sie sind zum Theil schon gedruckt, die älteren im Braga, die späteren in anderen Zeitschriften.

Dieser Umstand, daß die Aufsätze in verschiedenen Zeiten und meistens unabhängig von einander erschienen sind, mag denn Manches entschuldigen,

was den Lesern vielleicht unangenehm auffallen könnte. Einmal nämlich die öfteren Wiederholungen eines Gedankens oder einer Idee, welche ich vermieden hätte, wären die Abhandlungen in einer Zeit und mit Beziehung auf einander geschrieben worden. Zweitens manche kleine Widersprüche in den einzelnen Aufsätzen, die aber ein aufmerksamer Leser bald als nur scheinbare erkennen wird. Drittens endlich die weitläufige Besprechung mancher Ideen, die heut zu Tage nicht mehr neu sind und insoferne für die Besprechung vielleicht nicht mehr nöthig erscheinen, da man allenthalben davon hört. Dahin gehört besonders die nationale deutsche Richtung, welche fast durch alle Aufsätze geht. Allein man bedenke wohl, daß die meisten Aufsätze, in denen sie behandelt ist, in einer Zeit geschrieben worden, wo sie keineswegs schon öffentliche Meinung war, sich vielmehr im Nachtheile befand, und zweitens, daß selbst jetzt noch unendlich viel darauf ankommt, sich über diese Richtung ihren Inhalt und ihre eigentliche Bedeutung klar zu werden. Hiezu können diese Aufsätze immer noch Beiträge liefern.

II. Kampf des Königthums mit den Volksrechten im 16ten und 17ten Jahrhundert. Erste Periode 204
III. Kampf des Königthums mit den Volksrechten im 16ten und 17ten Jahrhundert. Zweite Periode 226
IV. Herrschaft des Absolutismus 243
V. Entstehung und Fortgang einer neuen Opposition. Französische Revolution . 251
VI. Reaction. Gegenwärtige Lage der Dinge 256
Anhang. Raumair von Ramsla vom Aufstand der Untern wider ihre Regenten 265
Die alten landständischen Verfassungen und das Repräsentativsystem 277
Anhang. Auszüge aus Seckendorff's deutschem Fürstenstaat 310
Rußland und das Slaventhum 315
Vorwort 317
I. Politische Satire. Gurowski, Rußland und die Civilisation 321
II. Die Stellung Rußlands zu Europa und Deutschland in Gegenwart und Zukunft . 348

Auch ein Wort

über

Weltliteratur, Kosmopolitismus

und

Patriotismus.

1838.

Unter den vielen Ideen, die heut zu Tage gang und gäbe sind und den Charakter unserer Zeit zu bezeichnen vermögen, ist die der Weltliteratur keine der unbedeutendsten. Wenigstens wird sie von einer Seite als eine Idee hingestellt, die eine neue Epoche in der Entwicklung der Menschheit bezeichne, und insofern hängt sie genau mit der Frage über die Tendenz unserer Zeit zusammen, so daß sie nicht unberührt bleiben darf, wenn jene zur Sprache kommen soll. Darum wird es nicht unpassend sein, einige Worte darüber zu sprechen.

Es ist merkwürdig, daß die Idee der Weltliteratur von demselben Göthe ausging, der unsere neuere nationale Poesie geschaffen, und von demselben Göthe, der den neuen Ideen von politischer Freiheit immer feindlich sich gegenübergestellt hatte. Denn die Idee der Weltliteratur ist im Grunde genommen nichts Neues: sie steht in innigem Zusammenhange mit dem Kosmopolitismus, ja Weltliteratur und Kosmopolitismus sind eine und dieselbe Idee, nur nach verschiedenen

Aeuſſerungen hin betrachtet. Denn beide wollen nichts Anderes, als das Aufgeben der Nationalitäten, im Gegenſatz zu der allgemeinen Menſchheit, nur daß der Kosmopolitismus dieß vornämlich in den politiſchen Verhälmiſſen erſtrebt, während die Weltliteratur mehr die geiſtige Entwicklung der Menſchheit im Auge hat. Aber äuſſeres und inneres Leben der Völker ſteht in ſo genauer Wechſelwirkung, daß Eines ohne das Andere nicht gedacht werden kann. Wer den Kosmopolitismus ſetzt, muß auch die Weltliteratur ſetzen: und wiederum möchte eine Weltliteratur ohne Kosmopolitismus nicht wohl möglich ſein.

Und ſo treffen — wer ſollte es glauben? — Göthe und Börne, die doch im Leben ſo ganz verſchiedene Richtungen verfolgten, in der Grundidee, welche die letzte Zeit ihres Wirkens bewegte, zuſammen. Es haben ſich auch ſchon Mittelglieder gefunden, in denen ſich die Göthiſche und Börniſche Richtung zu vereinigen ſtrebte, in Bezug nämlich auf jene Idee des allgemein Menſchheitlichen.

Wir wollen nun unterſuchen, ob jene Idee wirklich ſo erſprießlich und ſo heilſam iſt, als wofür ſie ausgegeben wird: wir wollen ſehen, ob durch die Aufnahme derſelben die Menſchheit in der That einen ſo großen Fortſchritt gemacht hat, daß nun eine neue Epoche beginnen könnte.

Was will denn eigentlich Kosmopolitismus und Weltliteratur? Die Aufhebung der Völkerindividuen, an die Stelle derſelben eine allgemeine Menſchheit, die durch keine Schranken der Eigenthümlichkeit in ſich getrennt ſei, ſondern durch Ideen verſchwiſtert und zuſammengehalten werde. Und als Ausdruck dieſer Ideen ſoll nun eine eigene Literatur ſich bilden, die, das Kleid der beſondern Volksthümlichkeit abſtreifend, nicht mehr blos für eine einzelne Nation paſſe, ſondern allgemein verſtändlich ſei. Denn es wäre eine Schande für den menſchlichen Geiſt, der nach Freiheit ſtreben ſoll, ſich an die Scholle eines Landes zu binden, das er nicht einmal ſelbſt gewählt hat, ſondern dem er durch die Natur angehört. Von dieſen Feſſeln muß ſich der Menſch frei zu machen ſuchen: das Reich des Geiſtes iſt ſeine wahre Heimath; er darf keine andere kennen, ja er muß ſie abſtreifen, weil ſie ihn hemmt, für die ganze Menſchheit zu wirken.

Nun könnten wir allerdings fragen: ob eine ſolche allgemeine Menſchheit mit Abſtreifung der verſchiedenen Volksthümlichkeiten wirklich möglich ſei? und ob das angebliche Wirken für die ganze Menſchheit ſich nicht in der That auf einen ganz beſchränkten Kreis reducire, wenigſtens bei der Mehrzahl der Menſchen?

Doch wir laſſen dieſe unweſentlicheren Fragen, über die Beſſeres ſchon geſagt iſt, um uns zu der wichtigeren

zu wenden: was denn durch die Weltliteratur und den Kosmopolitismus erreicht werde?

Soll das erreicht werden, daß die geistigen Bestrebungen der verschiedenen Nationen einander zugänglich gemacht werden, daß sie sich gegenseitig unterstützen? Aber geschah dieses nicht schon ohne eine Weltliteratur? Haben nicht die englischen und die französischen, wie die italienischen und spanischen Schriftsteller auf uns gewirkt? Und ist uns etwa die Literatur dieser Völker viel fremder, wie unsere eigene? Umgekehrt: bricht sich nicht gegenwärtig unsere Literatur Bahn in Frankreich und in England? Und kann man sagen, daß die Werke, die gegenseitig mitgetheilt werden, das eigenthümliche Gepräge der Nationen abgestreift hätten? Es sind ächte Engländer, wie Shakespeare, Walther Scott, Byron, und ächte Franzosen, die gerade am meisten gelesen werden. Und hat nicht in Frankreich gerade einer unserer deutschesten Dichter, Jean Paul, ja sogar Jahns deutsches Volksthum Eingang gefunden?

Wir sehen also: es ist keine Weltliteratur vonnöthen, um die Geister der verschiedenen Nationen einander näher zu bringen. Es verräth überhaupt eine völlige Unkenntniß der gegenwärtigen Zustände, wenn man, wie zuweilen geschieht, behaupten wollte, daß die verschiedenen Volksthümlichkeiten die gegenseitige Verbreitung der Ideen hinderten. Niemals hat die Idee, wenn sie

nur durch die Entwicklung der Menschheit nothwendig bedingt war, eine Schranke in den Nationalitäten gefunden, und gerade unsere Zeit ist der schlagendste Beleg dafür.

Was kommt nun aber auf der andern Seite dabei heraus? Das Abstreifen des individuellen Charakters tödtet das Leben, und führt zur leeren Abstraction, zu bloßen Worten und zur Flachheit. Die größten Schriftsteller und Dichter sind national gewesen. Machiavelli, Arioſt, Shakespeare, Cervantes, Calderon, Lessing, Göthe, Byron, Scott. Nehmt diesen ihren volksthümlichen Gehalt, so habt ihr sie zerstört. Ihr habt dann allgemeine Gedanken, die ihr vielleicht wo anders auch findet: aber die Eigenthümlichkeit, die sie eben groß macht, ist verloren. Ja, manche Sphären der Poesie können gar nicht ausgebildet werden in einer Weltliteratur, wie z. B. die Satire und der Humor. Denn der Humor beruht eben ganz vorzüglich auf der Individualität der Sprache und der Volkszustände. Er würde ganz und gar an Bedeutsamkeit und an Tiefe verlieren, wenn er allgemein verständlich werden wollte. Auch das historische Drama, wenigstens das national historische Drama, müßte aufgegeben werden mit dem Verschwinden der Nationalität. Wir dürften keine Stücke mehr hoffen wie Shakespeare's historische Dramen. Sodann das eigentliche Luſtspiel, das Aristophanische nämlich, das

wir bis jetzt noch nicht haben, aber wohl Versuche, wie die Lustspiele Platens, würden wir niemals erreichen können, bei dem Umsichgreifen einer Weltliteratur. Dieß Lustspiel fußt eben auch auf ganz individuell nationalen Verhältnissen, und bekommt gerade nur durch solche einen tieferen Gehalt. Endlich selbst die lyrische Poesie hat mehr Fülle, wenn sie national ist, als wenn sie bloß allgemeine Gedanken und allgemeine Gefühle wieder gibt.

Und einen solchen Reichthum von mannigfaltigen geistigen Erzeugnissen, der uns aus dem Leben einer nationalen Literatur erwachsen muß, sollen wir aufgeben gegen eine andere, die uns nichts weiter, denn ein Paar dürre Allgemeinheiten darzubieten vermöchte? Und eine solche Weltliteratur soll wirklich einen Fortschritt bezeichnen?

Gewinnen würden wir also nichts dadurch: das Gute, was beabsichtigt werden könnte, die Verbreitung allgemeiner Ideen, ist ohne sie schon gewonnen. Wir würden vielmehr durch die Weltliteratur und durch das Aufgeben der nationalen Richtung an Gehalt und an Tiefe verlieren. Wenn man nun aber auch den bisherigen Gang der Geschichte betrachtet, so muß man bekennen, daß es schlechterdings eine ganz schiefe Auffassung von der Tendenz unserer Zeit verräth, die nationale selbstständige Entwicklung der einzelnen Völker,

in politiſcher, wie literariſcher Beziehung, aufzugeben und den Kosmopolitismus als das angebliche Ziel unſerer Zeit hinzuſtellen. Gerade unſere Zeit hat die Aufgabe, den Patriotismus wieder zu Ehren zu bringen — freilich keinen Patriotismus in der lächerlichen Manier, wie er gegenwärtig zuweilen gehört wird, der ſich eigentlich nur in dem Schimpfen auf andere Völker bewährt und in dem Feſthalten an ganz unweſentlichen Dingen, ſondern jenen ächten Patriotismus, der ſich ſeiner klar bewußt iſt und von Leidenſchaft gleich frei, wie von übertriebener Erhebung.

Um dieſen Satz zu beweiſen, erlauben wir uns, einige Rückblicke in die Geſchichte zu thun.

Im Alterthum finden wir den Patriotismus am Schroffſten ausgebildet. Auf die Völker des Alterthums nämlich übte die Natur in jeder Beziehung eine überwiegende Gewalt aus, ſo daß man ſie eigentlich als das Prinzip des alten Lebens betrachten kann. Die Nationen nahmen die Eindrücke auf von der ſie umgebenden Natur und je nach der Beſchaffenheit derſelben bildete ſich bei ihnen Sprache, Religion, Sitte und Weiſe, Wiſſenſchaft und Kunſt aus. Aber weil nun dieſe verſchiedenen Aeuſſerungen des Lebens aus einer und derſelben Quelle floſſen, aus der eigenthümlichen Beſchaffenheit der Natur, bildeten ſie zuſammen eine harmoniſche Einheit — die Volksthümlichkeit, ſo daß

nun jedes Volk zu einem in sich abgeschlossenen Ganzen ward. Nun war aber jede Nation von einer anderen Natur umgeben, jede erhielt daher eine besondere Eigenthümlichkeit. Da nun jedes Volk, eben durch die von der besonderen Natur bedingte Eigenthümlichkeit, ein in sich vollkommen abgeschlossenes Ganzes bildete, so ist zu begreifen, wie die Nationen einander fremd gegenüberstanden, weil jede in der anderen durchaus verschiedene Elemente des Lebens wieder fand. So erzeugte denn die Natur von selbst den Patriotismus.

Aber der Patriotismus der alten Welt konnte nicht anders, als einseitig sein. Er schloß nämlich die Idee der Menschheit aus, und daher war er egoistisch. Es waren keine gemeinsamen Ideen vorhanden, welche die verschiedenen Nationen zu einer Menschheit hätten verbinden können; und gab es deren wirklich, so hatten sie durch das Lebensprinzip des einzelnen Volkes ein so besonderes Gepräge erhalten, daß man sie nicht leicht wieder erkannte. So stand jede Nation der andern in allen Beziehungen fremd gegenüber. Sie erkannte nichts weiter an, als sich: die übrigen galten als Barbaren. Und diese gegenseitige Nichtanerkennung ging dann auch in Eroberungsversuche über, bis zuletzt beinahe die ganze alte Welt unter die Herrschaft der Römer kam.

Im Alterthum stehen sich also die Völker in schroff

abgegränzter Nationalität einander entgegen. Es gibt nichts Gemeinſames, was ſie zuſammenhielte: noch keine Idee von einer Menſchheit.

Das Mittelalter warf nun dieſen Zuſtand der Dinge um, und ſetzte einen rein entgegengeſetzten an die Stelle deſſelben. Ein Völkerſtamm, von gleicher Sitte und Weiſe, der germaniſche, breitete ſich über den größten Theil Europa's aus, und zwar gerade über den Theil, bei dem fortan die Höhe der Bildung ſein ſollte, und den wir nur allein im Auge haben können. Und eine Religion, die chriſtliche, verband fortan dieſe Völker auf das Innigſte mit einander, und ſchuf zuletzt einen Mittelpunkt, die Kirche, in dem die verſchiedenen Nationen ihre Einigung finden ſollten. Ja, vor der chriſtlichen Kirche verſchwanden die einzelnen Völker als ſelbſtſtändige Individuen, und über dem Grabe derſelben baute ſich eine neue großartige Erſcheinung, die Hierarchie, auf.

Sahen wir nun im Alterthum ſtreng abgeſonderte Nationalitäten, ſo haben wir im Mittelalter faſt gar keine. Und ſahen wir im Alterthum einen ſchroffen Patriotismus, der in Egoismus ausartete, ſo tritt im Mittelalter das eigentlich kosmopolitiſche Element hervor. Denn es iſt wirklich nur von einem Chriſtenreiche die Rede, und in der Idee des Chriſtenthums und der Kirche geht alles Andere unter.

Und so bildet sich in der That auch eine Weltliteratur. Denn die scholastische Philosophie, wie das römische Recht, gehörten keiner einzelnen Nation: sie gehörten ganz Europa an. Die Universitäten Paris, wo vorzüglich Scholastik, Bologna, wo römisches Recht, Salerno, wo Medicin gelehrt wurde, waren die Bildungsstätten nicht bloß für Franzosen oder Italiener, sondern für alle, die nach geistiger Bildung strebten; wie wir denn an diesen Universitäten gerade Ausländer unter den bedeutendsten Lehrern antreffen konnten. Und eine Sprache, die lateinische, war die gemeinsame für die gelehrte Literatur geworden. Ja, selbst auch in der Poesie zeigt sich das Dasein einer Weltliteratur. Denn wir wissen, daß die Stoffe der Epen, wie die deutsche Heldensage, König Artur, Karl der Große, der heilige Gral, den bedeutendsten Nationen des Mittelalters gemein waren.

Nun könnte man eine Vergleichung anstellen zwischen der Literatur der alten Welt, wo das nationale und zwischen der Literatur des Mittelalters, wo das kosmopolitische Element vorherrschte; wir weisen aber diese Vergleichung zurück, weil wir sie, wenn wir billig sein wollen, nicht anstellen könnten, ohne alle andere Aufgaben zu berücksichtigen, die das Mittelalter zu lösen hatte, was uns zu weit führen würde. Nur so viel bemerken wir, daß gerade die Geisteserzeugnisse des Mittelalters, wo sich noch das nationale Gepräge erhalten

hat, wie z. B. die Nibelungen und die Gedichte Walthers von der Vogelweide, die beſten ſind unter Allem, was aus jener Zeit übrig geblieben, und daß beſonders ſpäter, wo man das Allgemeine und Abſtracte, wie die Scholaſtik und Dialectik in den Kreis der Poeſie hereinzog, dieſelbe zur völligen Abgeſchmacktheit und Nichtigkeit herabſank.

So ſahen wir demnach im Alterthum den ſchroffſten Patriotismus, der keine andern Völker anerkannte, im Mittelalter ſahen wir das kosmopolitiſche Element, welches die Nationalitäten aufhob. Und ſo wie dort der überwiegende Einfluß der Natur die ſtrenge Sonderung der Volksthümlichkeiten erzeugt hatte, ſo beſtand das Weſen des Mittelalters in dem Streben, ſich von dem Einfluß der Natur frei zu machen und nur das Geiſtige hervorzuheben, was ebenſo zu der Negation der Nationalitäten führen mußte, wie das Vorherrſchen der Naturgewalt zu der ſchroffen Ausbildung derſelben geführt hatte. Nun iſt aber die gänzliche Negation der Natur eben ſo unmöglich, als das alleinige Herrſchenlaſſen derſelben verwerflich iſt, und die Verſuche, alles Natürliche abzuſtreifen, führen immer zu ſchädlichen Auswüchſen und zur Unnatur, anſtatt, wie man meint, zur Herrſchaft des Geiſtigen. Es iſt bekannt, wie gerade das Mittelalter in dieſer Beziehung ausartete.

Es war nun die Aufgabe der neueren Zeit, Geiſt

und Natur in harmonische Einheit zu bringen. Und mit dieser allgemeinen Aufgabe war zugleich die besondere gesetzt, den Patriotismus wieder hervorzurufen, nicht aber so schroff, wie ihn das Alterthum ausgebildet hatte, sondern gemildert und verklärt durch die Annahme der Idee der Menschheit.

Und wirklich sehen wir bereits in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters, wo die neuere Zeit sich schon vorbereitete, überall ein patriotisches Element sich regen. Die Volkssprachen bilden sich aus: es entstehen Nationalliteraturen: und es sind vorzüglich die Nationalitäten, die zum Sturze der Hierarchie beitragen. Dieß beweisen England, Frankreich und Deutschland auf das Klarste. Der Papst habe kein Recht, sich in die Angelegenheiten der Völker zu mischen: es sei ihre Sache allein, dieselben zu ordnen.

Am entschiedensten aber spricht sich dieses Ringen nach nationaler Selbständigkeit im Reformationszeitalter aus, vorzüglich in Deutschland. Die edelsten Männer, welche für das Hervorrufen einer neuen Zeit arbeiteten, hatten das Vaterland im Sinne. Rudolph Agricola, einer der ersten Wiederhersteller des classischen Studiums in Deutschland, schreibt, nachdem er von Italien zurückgekehrt, er wolle nicht eher ruhen, als bis die Deutschen den Italienern ihren Ruhm in den Wissenschaften entrissen hätten. Conrad Celtis feiert in

seinen lateinischen Oden den deutschen Namen und legte den Grund zu einer vaterländischen Geschichtschreibung. Heinrich Bebel, Professor der alten Literatur in Tübingen, ein ächt patriotisches Gemüth, setzt die alten Deutschen, bei denen Tugend die Stelle der Gesetze vertrete, ohne Widerrede über Griechen und Römer, obwohl diese den Preis in den Wissenschaften und Künsten gewonnen hätten, und mahnt die Deutschen, der Tüchtigkeit ihrer Vorfahren eingedenk zu sein, deren Geschichte er ihnen mit der begeistertesten Beredtsamkeit vorführte. Dasselbe that Jacob Wimpheling und andere. Welch enthusiastische Liebe zu Deutschland Ulrich von Hutten gehabt, ist bekannt genug. Er will alle fremden Elemente aus Deutschland verbannt haben: dafür wahrhaft volksthümliche Institutionen. Er eifert gegen das römische Recht, welches das deutsche verdränge, und preist die kurze und gerechte Justizpflege in Sachsen, wo noch altdeutsche Elemente sich erhalten hätten. Die Deutschen, das erste Volk der Erde, die einst, unter Armin, die Römer in ihrem höchsten Glanze besiegt, die durch ihre Tapferkeit, worin sie Niemand übertreffe, die Kaiserkrone errungen hätten, sollten aufwachen von ihrem Schlafe und, eingedenk des alten Ruhmes, die Fesseln römischer Zwingherrschaft zerbrechen.

Das Reformationszeitalter wollte also neben der Freiheit der Gewissen nicht minder die freie selbständige

welche eben durch jene beſondere Form von ihr zurückgewieſen waren.

Man verlangt alſo eine allgemein verſtändliche Darſtellung oder Popularität.

Die Popularität hat natürlich nicht immer daſſelbe Gewand. Sie richtet ſich immer nach dem Geiſte der Zeit. So war die Popularität am Ende des vorigen und Anfang dieſes Jahrhunderts eine ganz andere, als die gegenwärtige. Dort, wo die Göthiſche Weiſe noch überwog, war ſie klar und einfach, ohne Prunk, ohne großen Aufwand von Worten und Bildern; und wo die Begeiſterung in Worten ſich kund gab, wie bei Herder und Jean Paul, da ſah man doch, daß ſie aus dem Innerſten der Seele hervorquoll, nicht erſt gemacht ward: ſie war mit einem Worte Wahrheit. Aber in unſerer Zeit, wo ſo verſchiedenartige Ideen und Beſtrebungen einander durchkreuzen, ſich entgegenſtehen, ſich bekämpfen, wo ein allgemeiner verworrener Kriegszuſtand in der Literatur eingetreten zu ſein ſcheint, wo Leidenſchaften und Feindſeligkeiten mit jedem Tage geweckt und genährt werden, wo dieſe ſich mit Gewalt der Literatur bemächtigen — da kann freilich jene Ruhe und jene Einfachheit, wie ſie im Göthiſchen Zeitalter war, nicht mehr ſtatt haben. Nur durch Leidenſchaft, durch Grellheit, durch Uebertriebenheit glaubt ſich der Einzelne geltend machen zu können. Da iſt ein Haſchen

nach Effekt, ſei es nun durch manierirte Kürze oder durch pomphaften Ausdruck, durch geheuchelte Melancholie oder durch angebliche Begeiſterung.

Es iſt dem gewöhnlichen populären Schriftſteller unſerer Zeit keineswegs um die Belehrung Anderer zu thun, ſondern um die Geltendmachung ſeiner ſelbſt. Man gibt, um eine Phraſe anzubringen, gerne die Wahrheit auf. Man kümmert ſich wohl auch gar nicht darum, ob man wirklich verſtändlich wird, ſondern nur ob das, was man gibt, hübſch eingekleidet ſei und gehörige Wirkung hervorbringe.

Eine ſolche Popularität hilft natürlich nichts. Sie erreicht nicht einmal den einfachen, urſprünglich geſtellten Zweck. Soll ſie das thun, muß ſie ſich vor allen Dingen bemühen, ſich von der manierirten erheuchelten Sprache zu befreien, ſie muß die Modephraſen liegen laſſen, das unnöthige Flitterwerk jeder Art abſtreifen: ſie muß einfach werden.

Indeß geſetzt, die Popularität erfülle jene Forderungen — und warum wollen wir nicht zugeſtehen, daß ſich Manche von jener falſchen Manier freigehalten oder losgeriſſen haben — ſo iſt es derſelben doch nicht ganz möglich, die Wiſſenſchaft vollkommen allgemein verſtändlich zu machen.

Denn es iſt, wenn die Wiſſenſchaft überhaupt ſich vom Leben losgeriſſen, ſich aufgebaut hat in der

Entfremdung vom Leben, nach eigenthümlicher Weise, ſyſtematiſch in ſich geſchloſſen, mit beſonderer Sprache — es iſt, ſage ich, gar nicht möglich, daß ſie dem Uneingeweihten ganz und gar zugänglich gemacht werden könne. Denn Manches, und in der Regel das Wichtigſte, erfordert durchaus einen ſolchen Sinn und ſolche Kenntniſſe, welche dem, für welchen die Wiſſenſchaft verſtändlich gemacht werden ſoll, gerade abgehen; dieß muß dann entweder ausgelaſſen werden: dann verliert aber die Wiſſenſchaft, welche ſyſtematiſch in ſich zuſammenhängt; oder es wird in der der Wiſſenſchaft eigenthümlichen Weiſe gegeben: dann iſt es unverſtändlich, nicht mehr populär. Man nehme nur das erſte beſte populäre Buch über eine Fachwiſſenſchaft zur Hand und man wird auf hundert dergleichen Fälle ſtoßen. Wie man ſich alſo ſtellen mag, die Popularität iſt bei der Wiſſenſchaft, ſo wie dieſe nämlich als dem Leben entfremdet ſich aufgebaut hat, nicht vollkommen anzuwenden.

Indeſſen, wenn wir auch dieſes zugeſtehen wollten, ſo iſt durch die Popularität allein doch noch keine Verbindung der Wiſſenſchaft mit dem Leben hergeſtellt. Denn ſie läßt ja die Wiſſenſchaft in ihrem bisherigen Organismus beſtehen: an dem Innerſten, an dem Geiſte derſelben wird ja nichts geändert: nur die Darſtellung wird umgemodelt. Dieſe Verbindung erſtreckt ſich alſo nur auf die Form: ſie iſt demnach nur eine äuſſere, und ſomit noch nicht

die rechte. Die rechte Verbindung wird nur dadurch bewirkt, daß die Wiſſenſchaft ſich ſelber aus dem Leben, in Beziehung aufs Leben und vom Leben bedingt, aufzubauen ſtrebt.

Nun fragt ſich freilich: was verſteht man unter dem Leben? und was verſteht man namentlich darunter, wenn man von einer Verbindung deſſelben mit der Wiſſenſchaft redet?

Auch hier gibt es denn verſchiedene Anſichten, und dieſen entſprechend haben ſich bei uns verſchiedene Richtungen herausgebildet.

Die eine dieſer Richtungen faßt das Leben bloß als das Materielle. Eine Verbindung der Wiſſenſchaft mit dem Leben würde nach ihr zum Zwecke haben, das unmittelbar auf die gegenwärtige Menſchheit wirkende, das in der bürgerlichen Geſellſchaft Vortheil bringende, das Nützliche hervorzuheben. Mit einem Worte: die Wiſſenſchaft würde eine Dienerin des Materialismus werden.

Jedermann ſieht, daß dieß nicht ſein darf. — Ich bin nicht dafür, daß man die materiellen Tendenzen unſerer Zeit zu ſehr herabſetzt. Was man auch ſagen mag, ſie erwuchſen von ſelbſt aus dem Fortgange der Bildung: ſie ſind eine nothwendige Folge aller jener Entwicklungen, welche wir bisher durchgelebt haben. Aber dieß wird auch Niemand verkennen, daß durch ſie der Eigennutz, der Egoismus in weiteſter Bedeutung,

betrachtet ſie nicht bloß in Bezug auf ſich ſelbſt, nicht alſo vom Standpunkte des Stubengelehrten aus, ſondern in Bezug auf die Zeit, auf das mitlebende Geſchlecht. Diejenigen, welche dieſer Richtung angehören, haben noch den Vortheil eines ſchönen Styles voraus. Sie ſchreiben leicht, gewandt, geiſtreich, oft mit einer liebenswürdigen Nachläſſigkeit. Sie ſind in der Regel faßlich, für Jedermann verſtändlich.

Gewiß: wir können der Tendenz dieſer Richtung, ſo ausgeſprochen, unſern Beifall nicht verſagen. Auf das Weſentliche der Wiſſenſchaft zu bringen, ſie in Bezug zur Zeit, zum gegenwärtigen Geſchlechte zu faſſen, ſich einer angenehmen Darſtellung zu befleißigen: dieß ſind immerhin löbliche Beſtrebungen.

Tritt man aber näher zu den Leiſtungen dieſer Richtung, ſo ſieht man ſich in ſeinen Erwartungen getäuſcht. Denn die, welche ihr angehören, bleiben eben doch nur auf der Oberfläche ſtehen. Es iſt kein tieferes Studium bei ihnen zu bemerken. Sie ſcheinen es zu wiſſen, was die Wiſſenſchaft leiſten ſoll, aber anſtatt mit Ernſt und mit Redlichkeit zur Unterſuchung der höchſten Probleme zu gehen, den wahren geiſtigen Zuſammenhang der Dinge zu erforſchen, begnügen ſie ſich mit einem Urtheile, welches ſie ſchon aus der allerſeichteſten Kenntniß ziehen können, und dieß bekommt durch Laune, durch ihre Subjectivität, wohl auch durch

Persönlichkeiten erst seine eigenthümliche Färbung. Und dann bedenke man, für wen sie schreiben. Sie schreiben fürs große Publikum: nach diesem richten sie ihre Werke ein. Und wie können diese also etwas anderes bieten, als Ansichten, wie man sie in den Theezirkeln, Salons oder wohl auch Caffeehäusern versteht und zu hören pflegt?

Man kann ihnen nicht absprechen: sie sind geistreich, für gewisse Dinge ganz vortrefflich: aber daß sie die Wissenschaft gefördert, für diese nur eine neue ersprießliche Bahn geöffnet haben, das werden sie selbst nicht behaupten wollen. Denn die Wissenschaft ist ihnen eigentlich doch nur Nebensache: sie sprechen über dieselbe beiläufig, wie es ihnen in den Sinn kommt, oder wenn sie ein Buch gelesen, das etwa neue Gedanken in ihnen erregt hat. Von ernsthaftem Studium ist keine Rede. Und wie wäre dieß möglich bei der kurzen Zeit, die sie auf ihre Productionen verwenden? Wenn man in einem halben Jahre ein halbes Dutzend Bücher in die Welt senden kann: darf man da auf Gründlichkeit Anspruch machen?

So wenig wir nun die Wissenschaft dem Materialismus zum Opfer sinken lassen dürfen, so wenig dürfen wir dulden, daß sich die Seichtigkeit und Oberflächlichkeit derselben bemächtige, gesetzt auch, sie wäre geistreich und treffe hie und da das Rechte. Denn diese hat die

nämlichen zerſtörenden Wirkungen, wie der Materialismus. Beide untergraben die ſittliche Kraft, den Ernſt, die höheren reineren Beſtrebungen.

Betrachten wir nun das, was wir über die verſchiedenen Verſuche, die Wiſſenſchaft mit dem Leben zu verbinden, geſagt haben, ſo fanden wir folgende Reſultate. Drei Richtungen ſtellten ſich uns dar; aber keine genügte. Die erſte, ſahen wir, bewirkt noch gar keine Verbindung der Wiſſenſchaft mit dem Leben, indem ſie nur die Darſtellung verſtändlich zu machen ſucht, ohne an dem Geiſte der Wiſſenſchaft ſelbſt etwas zu ändern. Die zweite ſucht in dem Leben einſeitig nur das Materielle, was wir durchaus verwerfen müſſen, wenn es in der Wiſſenſchaft das überwiegende werden ſollte. Die dritte, die zwar eine löbliche Tendenz zu haben ſchien, ſcheitert in der Ausführung, indem ſie an der Oberfläche hangen bleibt, ohne in die Erſcheinungen tiefer einzugehen.

Was wäre denn nun die rechte Verbindung der Wiſſenſchaft mit dem Leben?

Wenn mah das Leben in einem höheren Sinn nimmt, ſo kann es ja wohl nichts anderes bedeuten, als die Offenbarung des Geiſtes.

So gefaßt iſt das Leben nichts Zufälliges, nichts Momentanes, nichts Materielles, ſondern etwas Ewiges, etwas Geiſtiges, dieſes aber in ſeiner Verwirklichung, in ſeiner Erſcheinung.

Zweierlei hätten wir also im Leben zu unterscheiden: erstens das Geistige, welches in ihm wirkt, zweitens die Verkörperung desselben.

Nur beide Dinge zusammen genommen bilden das Leben. Sie sind auf das Innigste miteinander verbunden. Sie können sich nicht trennen. Geschieht dieß, so ist eben das Leben zerstört, so tritt der Tod ein.

Gerade darin nun hat die Wissenschaft gefehlt, gerade dadurch ist sie eine todte geworden, daß sie weder nur das Eine, oder nur das Andere beachtet hat, aber nicht die nothwendige Beziehung beider, des Geistes und seiner Erscheinung, zu einander. Hat sich die Wissenschaft nur begnügt, die äußeren Erscheinungen zu beachten, ohne auf den Geist Rücksicht zu nehmen, durch welchen sie alle zu einander in einem gewissen Zusammenhange stehen, so entstanden jene greulichen Compilationen, welche uns mit dem Merken ganz unwesentlicher Dinge plagen, aber in nichts förderlich sind. Nahm hingegen die Wissenschaft keine Rücksicht auf die Erscheinung, auf das Wirkliche, Gegebene, oder wenigstens dann erst, wenn man mit sich fertig war, so entstanden jene Systeme, die von einem angenommenen obersten Satze ausgehend, allerdings logisch richtig zusammengesetzt sind, ein in sich vollkommen abgeschlossenes Ganze ausmachen, sich auch recht gut auswendig lernen und nachsagen lassen — aber, wenn sie mit

Wirklichkeit zuſammentreffen, überall ihre Gebrechlichkeit erfahren und Niederlagen erleiden.

Beide Richtungen ſind immer beiſammen, wenn die Wiſſenſchaft dem Leben ſich entfremdet hat. Zu gleicher Zeit findet man geiſtloſe Compilationen und todte Syſteme.

Soll nun aber die Wiſſenſchaft lebendig werden, ſo muß ſie ſowohl die Erſcheinung beachten, als auch den Geiſt zu erforſchen ſuchen, der ihr zu Grunde liegt.

Nur freilich muß man mit unbefangenem Sinn, mit redlicher Abſicht und mit ernſtem Willen zur Unterſuchung gehen. Man darf keine vorgefaßte Meinung mitbringen, die man nur wiederfinden möchte: man darf ſich nicht begnügen, eine Anſicht ſchon als die wahre zu halten, die etwa nur eine einzige Erſcheinung bei uns erzeugt hat. Rückſichtslos muß man auch ſolche Ideen aufgeben, die uns lieb und werth geworden ſind, ſo wie man ſieht, daß ſie der Wirklichkeit gegenüber nicht Stand halten. Nur der Wahrheit darf man folgen.

Dann aber, wenn man ſich nur redlich bemüht, die Erſcheinungen in ihrem geiſtigen Zuſammenhange aufzufaſſen, wird ſo Manches wegfallen, was unſere Bücher als Ballaſt beſchwert hat. Was in ſich nichts Geiſtiges trägt, und zu dem Ganzen nicht in einer inneren nothwendigen Beziehung ſteht, das wird ausgeſchieden und muß ausgeſchieden werden.

Das Erste, was sich uns bei der Geschichte darbietet, sind Thatsachen. Diese Thatsachen nun — und ich verstehe darunter nicht bloß die äußeren Begebenheiten, sondern auch die Erzeugnisse der geistigen Bildung — dürfen nicht bloß als todt nebeneinander liegend betrachtet werden, sondern sie müssen einen innern Zusammenhang haben. Diesen Zusammenhang darf ich mir aber nicht machen, sondern er muß mir als ein nothwendiger aus den Erscheinungen selber hervortreten: nach ihm *suchen* muß ich denn freilich. Ist er aber gefunden, so darf ich ihn nicht bloß *nackt* und *kahl* wiedergeben, sondern er muß gerade so wiedergegeben werden, wie er erscheint, d. h. mit derselben Fülle von Leben, in allen den mannigfaltigen Gestaltungen, in welchen er sich geoffenbart. Und hierin haben auch sonst ehrenwerthe Historiker gefehlt: sie begnügten sich mit dem einfachen Ausspruche des Zusammenhangs, ohne uns denselben in seiner vielfältigen Erscheinung vor die Seele zu führen.

Aber ganz natürlich: Alles, wo der geistige Zusammenhang mit dem Ganzen nicht hervortritt, was in Bezug auf den belebenden Geist indifferent ist, das muß ich bei Seite werfen; denn es ist unnöthig. Nur die Radien, um ein Gleichniß zu gebrauchen, die unmittelbar aufs Centrum dringen, habe ich zu berücksichtigen.

gehabt: ſie haben vorzüglich jene der Hierarchie widerſtrebenden Tendenzen mit hervorgerufen: und der ganze Charakter der Reformationszeit, der ſich in Luther ſo ſchön und plaſtiſch ausgeprägt, iſt ohne jene Volksſchriften gar nicht zu begreifen.

Behalte ich nun aber immer die Ideen einer Zeit im Auge, und ſtrebe ich, von dieſen aus die Erſcheinungen und die Begebenheiten zu verſtehen und darzuſtellen, dann erſt wird die Geſchichte in Wahrheit das, womit man ſie ſo oft bezeichnet, eine Lehrerin für das Leben. Dann erſt wird mir die Menſchheit als ein von Einem Geiſte beſeeltes Ganzes erſcheinen, deren wechſelnde Geſchicke nicht vom Zufall, nicht vom einzelnen, wenn auch noch ſo kräftigen Manne hervorgebracht, ſondern von ewigen Geſetzen geleitet werden. Dann erſt wird mir die Stellung klar werden, welche die Zeit, in der ich ſtehe, zu der vergangenen, zu der Entwicklung der Menſchheit überhaupt einnimmt. Dann erſt werde ich fähig ſein, wahrhaft Erſprießliches im Leben zu wirken. Was aber kann der Hiſtoriker für das Leben bieten, der unter ſeinen Folianten vergraben, nach langem Suchen endlich ein Paar alte Diplome gefunden, aus welchem er vielleicht den Stiftungstag eines Kloſters beweiſen kann? der nach langem vieljährigen Studium am Ende herausgebracht, daß dieſe oder jene

Schlacht nicht, wie man bisher fälschlich geglaubt, am zehnten, sondern am dreizehnten September vorgefallen sei?

Betrachten wir überhaupt das, was wir von der Wissenschaft fordern, — Ernst, Strenge, Forschen nach dem Bedeutenden, nach dem Geiste, wie er sich verwirklicht, geoffenbart — in Vergleich mit dem, was die gegenwärtige Literatur geleistet, so ist die Wahrnehmung, welche sich uns aufdringt, eben keineswegs eine erfreuliche.

Es ist wahrhaftig keine schöne Aussicht, die unser jetziges gelehrtes Wesen bietet. Aber täusche man sich doch nicht länger. Verhehle man sich doch nicht, wo wir stehen.

Auf der einen Seite todte Systeme, Compilationen mit einem Schwall von Citaten, grundgelehrte Untersuchungen über Hunengräber, Hermannsschlachten, Chinesen, Scythen und Celten, Tausende von Logiken, Metaphysiken, Aesthetiken, Psychologien, durch die es fast unmöglich ist, hindurchzukommen, auch mit dem besten Willen: auf der andern Seite leichtfertige oberflächliche salonsmäßige Darstellung der ernstesten Dinge, mit Persönlichkeiten untermischt, um so gefährlicher, da es nicht

ohne Geiſt geſchieht — und dazwiſchen das Heer von ſeichten Schriftſtellern, die weder kalt noch warm ſind, die weder der einen noch der andern Richtung mit Entſchiedenheit angehören, aber von beiden proſtituiren möchten; die ſich den Anſchein geben, als wären ſie grundgelehrt, um es mit den Einen nicht zu verderben, und zugleich der Mode und dem großen Publikum ſchmeicheln, um auch hier einen Namen ſich zu erwerben, Menſchen, die für das wahrhaft Edle und Große keine Begeiſterung in ſich verſpüren, ſondern nur Sinn für ihren Vortheil und höchſtens für ihren mühſam erworbenen Ruhm haben!

Und nun dazu die Cotterien, die gegenſeitige Lobhudelei, die gehäſſige Verfolgung! Es iſt eine Schmach für den deutſchen Namen, daß der Unfug, wie er in unſern Journalen verübt wird, ſo lange ſein Weſen treiben kann. Und iſt es etwa unbekannt? Weiß es denn nicht die Nation, wie ſie es treiben? wie ſie, ohne Rückſicht auf die Sache, nur die Perſon anſehen, den Freund bis in den Himmel erheben, um Gleiches von ihm ſich thun zu laſſen, den Feind aber verfolgen, weil er ihnen beim Publikum im Wege ſteht? Gründlichkeit, Unpartheilichkeit, Eingehen in die Sache, in den Geiſt und die Tendenzen des Schriftſtellers — dieß Alles ſucht man vergebens in unſern Journalen. Entweder

unmäßiges Lob, oder ungerechter Tadel, oder nichtssagende Halbheit!

Wahrhaftig! es ist Zeit, es ist hohe Zeit, diesem Unfuge mit der entschiedensten Kraft gegenüberzutreten. Wir wollen den Anfang machen. Auch uns hat man gelobt, und wahrlich nicht in solchen Ausdrücken, als wir mit gutem Gewissen für uns in Anspruch nehmen und nicht in solcher Weise, wie wir sie vom gründlich Gebildeten erwarten können. Wir wollen kein Lob — wir sprechen es hiemit für alle Zeit aus — das nicht auf der reinsten Ueberzeugung beruht und das sich nicht auf triftige Gründe zu stützen vermag.

Und wenn es so fortginge? wenn diese Anarchie in der Literatur einerseits und jene gelehrte Pedanterei anderntheils sich in die Herrschaft über die geistige Bildung unserer Nation theilten? Wir müßten den literarischen Ruhm, den wir bis jetzt vor den übrigen Völkern voraus gehabt, das Einzige beinahe, worin wir uns vor jenen ausgezeichnet — wir müßten auch diesen verlieren.

Komme man doch einmal zur Besinnung! Weise man doch einmal jene Scribler aus der Literatur, die sich mit ihrem seichten elenden Gewäsche bis jetzt so breit

unter uns gemacht haben! Und ihr, die ihr die Fähigkeit habt, etwas Beſſeres zu leiſten, ſchämt euch, der Mode und dem Materialismus zu fröhnen und eure Kräfte auf eine ſo unwürdige Weiſe zu vergeuden. So muß das Gute, was in euch liegt, verflachen und weder die Welt, noch ihr ſelbſt habt einen rechten, einen unvergänglichen Vortheil davon. Und kann das, was in ſo kurzer Zeit, wie gewöhnlich, geſchieht, vollendet iſt, ſei es auch von fähigeren Geiſtern, kann das wirklich gut ſein? Und meint ihr, daß dieſe eure Werke auch etwas für unſere Nachwelt bedeuten? Warum denn ſind die Werke der Alten unvergänglich? Warum bilden wir uns an ihnen heran? und warum ſoll ſich unſere Jugend an ihnen heranbilden? Warum denn anders, als weil das nonum prematur in annum ihr Maßſtab war?

Man wende uns nicht ein: die Alten konnten ſich länger mit der Ausführung einer Materie beſchäftigen, weil ſie weniger Stoff hatten: bei uns iſt der Stoff unermeßlich, daher können wir weniger auf die Durcharbeitung verwenden. Es iſt wahr: der Stoff hat ſich gehäuft. Aber iſt nicht auch die Zahl der Literatoren geſtiegen? Kann man ſich nicht recht gut in die Wiſſenſchaft theilen, ſo daß Alles durchgearbeitet wird und zwar ſo, wie es ſein ſoll?

Zweierlei hätten wir also im Leben zu unterscheiden: erstens das Geistige, welches in ihm wirkt, zweitens die Bethätigung desselben.

Nur beide Dinge zusammen genommen bilden das Leben. Sie sind auf das Innigste miteinander vereint. Sie können sich nicht trennen. Geschieht dieß, so wird eben das Leben zerstört, so tritt der Tod ein.

Gerade darin nun hat die Wissenschaft gefehlt, gerade dadurch ist sie eine todte geworden, daß sie entweder nur das Eine, oder nur das Andere beachtet hat, aber nicht die nothwendige Beziehung beider, des Geistes und seiner Erscheinung, zu einander. Hat sich die Wissenschaft nur begnügt, die äußeren Erscheinungen zu beachten, ohne auf den Geist Rücksicht zu nehmen, durch welchen sie alle zu einander in einem gewissen Zusammenhange stehen, so entstanden jene greulichen Compilationen, welche uns mit dem Merken ganz unwesentlicher Dinge plagen, aber in nichts förderlich sind. Nahm hingegen die Wissenschaft keine Rücksicht auf die Erscheinung, auf das Wirkliche, Gegebene, oder wenigstens dann erst, wenn man mit sich fertig war, so entstanden jene Systeme, die von einem angenommenen obersten Satze ausgehend, allerdings logisch richtig zusammengesetzt sind, ein in sich vollkommen abgeschlossenes Ganze ausmachen, sich auch recht gut auswendig lernen und nachsagen lassen — aber, wenn sie mit der

Zeit den ähnlichen in unſerer, im Ganzen genommen, weit vorzuziehen. Und ſelbſt jetzt, gerade jetzt, wo wir ſo viel zu tadeln fanden, ſind doch überall Männer zu treffen, welche die Wiſſenſchaft geiſtvoll, lebendig, mit Beziehung auf Leben und Mitwelt auffaſſen und behandeln, die mit einem Worte nichts anderes wollen, als was wir eben verlangten.

Und dieſe Betrachtung möge uns denn für den unangenehmen Eindruck entſchädigen, den die gewöhnliche Literatur unſerer Zeit nothwendig auf uns machen muß: ja ſie möge uns zu einer ſchöneren, freudigeren Hoffnung erheben.

Mit dem Klagen und mit dem Tadeln allein iſt überhaupt nichts gethan und die Verzweiflung an der Zeit hat von jeher immer nur noch größere Uebelſtände herbeigeführt. Dem Manne ziemt es, zu wirken: thätig einzugreifen. Nur der aber kann unſerer Meinung nach mit Erfolg auf ſeine Zeit und die Verbeſſerung von deren Zuſtänden wirken, der in ſich ſelbſt die feſteſte Ueberzeugung trägt, daß ſeine Bemühungen nicht umſonſt ſind, daß der Saame, den er ausſtreut, auf keinen unfruchtbaren Boden fällt, daß aus ihm einſt die ſchönſten Blüthen hervorſproſſen werden.

Das Erſte, was ſich uns bei der Geſchichte darbietet, ſind Thatſachen. Dieſe Thatſachen nun — und ich verſtehe darunter nicht bloß die äußeren Begebenheiten, ſondern auch die Erzeugniſſe der geiſtigen Bildung — dürfen nicht bloß als todt nebeneinander liegend betrachtet werden, ſondern ſie müſſen einen innern Zuſammenhang haben. Dieſen Zuſammenhang darf ich mir aber nicht machen, ſondern er muß mir als ein nothwendiger aus den Erſcheinungen ſelber hervortreten: nach ihm ſuchen muß ich denn freilich. Iſt er aber gefunden, ſo darf ich ihn nicht bloß nackt und kahl wiedergeben, ſondern er muß gerade ſo wiedergegeben werden, wie er erſcheint, d. h. mit derſelben Fülle von Leben, in allen den mannigfaltigen Geſtaltungen, in welchen er ſich geoffenbart. Und hierin haben auch ſonſt ehrenwerthe Hiſtoriker gefehlt: ſie begnügten ſich mit dem einfachen Ausſpruche des Zuſammenhangs, ohne uns denſelben in ſeiner vielfältigen Erſcheinung vor die Seele zu führen.

Aber ganz natürlich: Alles, wo der geiſtige Zuſammenhang mit dem Ganzen nicht hervortritt, was in Bezug auf den belebenden Geiſt indifferent iſt, das muß ich bei Seite werfen; denn es iſt unnöthig. Nur die Radien, um ein Gleichniß zu gebrauchen, die unmittelbar aufs Centrum dringen, habe ich zu berückſichtigen.

Jeder, der ſich nur etwas mit der heutigen Literatur beſchäftigt, oder auch nur der menſchlichen Geſellſchaft nicht ganz entfremdet iſt, wird ſchon oft auf die Klage geſtoßen ſein, daß unſere Zeit ſich in einem greulichen Zuſtande befinde, daß der Egoismus alles Andere beherrſche, daß daher gar nichts Gutes mehr zu hoffen ſei: das heutige Europa habe ſich bereits überlebt, es ſei auf dem Punkte, ganz und gar zu verſinken: alle Bemühungen, dieſen Zuſtand zu verändern, kämen zuletzt doch nur einem andern Welttheile — Amerika — zu Gute: oder, wenn ja noch eine Verbeſſerung unſerer Verhältniſſe möglich ſei, ſo könne dieſe nur von jenem jungen Welttheile, nur von Amerika, ausgehen.

Wie geſagt, dergleichen Anſichten hört man oft.

Schon deßwegen, weil dieſe Meinung ſo verbreitet iſt, vermag ſie unſere Aufmerkſamkeit zu erregen. Sie übt aber auch einen großen Einfluß auf das jetzige

Geſchlecht, und keineswegs einen günſtigen. Um ſo mehr fordert ſie zu ihrer Prüfung auf.

Jene ungünſtige Wirkung nun, die ſie hervorbringt, könnte und müßte uns eigentlich ſchon von vorn herein gegen ſie einnehmen.

Denn dieſe Wirkung beſteht in nichts Geringerem, als daß ſie das lebende Geſchlecht entmuthigt und dadurch unfähig macht, für die Verbeſſerung der gegenwärtigen Zuſtände zu wirken. Sie erſtickt in uns jede Begeiſterung, jedes höhere Streben, da dieſes ja doch umſonſt wäre: und in Ermanglung reinerer Tendenzen machen ſich, den Neigungen der menſchlichen Natur zufolge, jene niedern unedeln Beſtrebungen geltend, die, eben nur die unmittelbarſte Gegenwart betreffen, nur ein ſinnliches Wohlſein zum Zwecke haben: mit Einem Worte, jene Anſicht ruft den Egoismus erſt recht hervor. Sie trägt alſo gerade dazu bei, den unſeligen Zuſtand, über den man ſich beklagt, nicht nur zu erhalten, ſondern ſogar zu befeſtigen.

Und welche ſchöne Kräfte gehen dadurch verloren! Ehrenwerthe Männer, die mit Schmerz die jetzigen Verhältniſſe betrachten, die mit der größten Innigkeit ſich nach einem beſſern Zuſtande ſehnen, die genug geiſtige und ſittliche Tüchtigkeit beſitzen, um jenen herbeizuführen und bleibend zu machen: ſolche entziehen wegen der Verzweiflung an der Möglichkeit des Beſſer-

werdens der guten Sache ihren Beiſtand und brauchen ihre Kräfte entweder gar nicht oder verſchwenden ſie an indifferente Dinge.

Dieſer Nachtheil iſt gewiß einer der größten, den jene Meinung zur Folge hat. Auf den großen Haufen kommt wenig an: er neigt ſich, wetterwendiſch, ohne Ueberzeugung, zur herrſchenden Meinung: aber daß tüchtige Männer für die gute Sache verloren gehen, das iſt eben das Schmerzliche.

Es wäre daher gewiß von den günſtigſten Wirkungen, wenn man die Beſſeren von der Unhaltbarkeit jener Anſicht überzeugen könnte. Und darum beſonders wollen wir uns ihrer Prüfung unterziehen.

Wir können nun hiebei keinen andern Weg gehen, als den hiſtoriſchen. Denn es iſt unmöglich, die Summe der gegenwärtigen Verhältniſſe ſo genau zuſammenzurechnen, um aus ihnen das Für oder Wider unläugbar zu erkennen. Wir können nur aus Analogien der früheren Geſchichte und aus dem Gange der menſchheitlichen Entwickelung ſelber die rechten Schlüſſe ziehen. Steht ja keine Epoche in der Geſchichte für ſich allein da: jede ſteht in der innigſten Beziehung zu den vorangegangenen Zeiten. Dieſe letzteren muß man daher immer im Auge behalten, um den Charakter, die Tendenzen, die Hoffnungen einer Zeit in Wahrheit begreifen zu können.

als der des damaligen Europa war. Da ist kaum eine Erscheinung, die ihnen eine schönere Zukunft verbürgen könnte: traurig und hoffnungslos blicken sie in die kommende Zeit: nur an der großen Vergangenheit suchen sie sich aufzurichten. Ja noch mitten in der gewaltigen Bewegung, die im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts begann, finden sich der Tadler genug: selbst die größten Männer der Bewegungspartei, Luther, Melanchthon, Hutten, Pirkheimer und andere klagen über die traurigen verwirrungsvollen Zeiten: und noch dazu gerade in jenem Zeitpunkt, den wir als den schönsten und erhebendsten bezeichnen möchten, in den ersten drei Jahrzehenden des sechzehnten Jahrhunderts.

Die Entsittlichung Europa's endlich vor der französischen Revolution brauche ich nur anzudeuten: sie schwebt allen im Gedächtniß.

Und doch, trotz dieser Erscheinungen, trotz der Auflösung beinahe aller Ordnung der Dinge, trotz jener ungeheuren Demoralisation erfolgten dann jene großartigen Bewegungen der Menschheit, die immer eine neue Epoche in der Geschichte bezeichnen!

Wie ist dieß anders zu erklären, als daß jene scheinbare Entartung nur der Gährungsprozeß war, der einer neuen Entwicklung der Dinge nothwendig vorangehen muß.

Und wie ganz in der Natur der Dinge gegründet

iſt eine ſolche Entſittlichung in einer Uebergangsperiode! Die alte Richtung verliert ihre Kraft, ihre Bedeutung, ihre Beſtimmungsfähigkeit: die neue Richtung iſt noch nicht ſo conſolidirt, ſo verbreitet, ſo allgemein, daß man ſie an die Stelle der alten ſetzen könnte; während man alſo das Eine verloren hat, beſitzt man noch nicht ein Anderes, an das man ſich halten könnte. Dieſer Mangel einer beſtimmenden Richtung erzeugt in dem Menſchen Unentſchiedenheit, Halbheit, Indifferentismus: er denkt bei dieſer Auflöſung aller höheren leitenden Ideen nur an ſich ſelbſt: ſo gelangt er zum Egoismus und zu allen daraus hervorgehenden Laſtern.

Aber dieß iſt nicht die einzige Erſcheinung, die uns bei der Betrachtung einer Uebergangsperiode aufſtößt. Zugleich bemerken wir die neuen Ideen, die ſich Bahn brechen, und die Kraft, mit welcher ſie dieß thun, iſt dem Beobachter immer ein unläugbarer Beweis von der inneren Nothwendigkeit einer erfolgenden Verbeſſerung.

Jedesfalls alſo kann man von der Entſittlichung und der Verdorbenheit einer Zeit noch nicht auf die Vergrößerung derſelben ſchließen. Die Möglichkeit iſt vorhanden, daß ſie nur ein Gährungsprozeß iſt, daß aus dieſem die Menſchheit mit verjüngter Kraft heraustreten werde, um eine neue, ſchönere Bahn zu durchſchreiten. Und dieſe Möglichkeit wird zur Gewißheit,

so wie man nur eine bestimmte Richtung zum Besseren bemerkt, so wie man nur das Dasein von neuen fruchtbaren Ideen wahrnimmt.

Und in unserer Zeit, dächte ich, wäre denn doch eine solche Richtung, trotz allem Bösen und Schlechten, keineswegs zu verkennen. Sollte denn nicht gerade die Erscheinung ein bedeutender Beleg dafür sein, daß so viele Menschen mit unsern Zuständen unzufrieden sind, und zwar so sehr, daß sie beinahe verzweifeln? Wenn sich so viele Leute finden, die so viel zu tadeln haben, dann sieht's wahrhaftig nicht so schlecht aus. Da waren gerade immer die besten Zeiten, welche die Gegenwart nicht so sehr mit Lob und Preis überschütteten, sondern lieber in der Vergangenheit eine schönere Zeit erkannten. Dagegen litten diejenigen an den größten Gebrechen, die an sich selber gar nichts auszusetzen fanden, sich vielmehr über alle anderen Zeiten selbstgefällig emporhoben. Vergleichen wir nur die Reformationszeit mit dem Zeitalter Ludwigs XIV., welch ein ungeheurer Unterschied! Dort Kraft, Begeisterung, eine Fülle von Ideen — hier Unnatur, Erbärmlichkeit, Seichtigkeit: und doch hielt sich das Zeitalter Ludwigs XIV. für das aufgeklärteste und glücklichste unter allen vergangenen, und Voltaire konnte ganz im Ernste von demselben sagen, es seien in ihm die Zeiten des Perikles, des Augustus und der Mediceer nicht nur vereinigt,

sondern selbst noch übertroffen worden, während die Reformationszeit, wie wir sahen, mit sich selber keineswegs zufrieden war.

Niemals wird der Mensch ganz vollkommen werden, so lange er Erdenbürger ist. Aber eine sehr bedeutende Stufe zur Vollkommenheit hat er erreicht, wenn er die Unzulänglichkeit seines bisherigen Strebens erkennt, wenn er weiß, wie viel des Weges noch vor ihm liegt. Hierdurch wird er zu immer weiterem Streben angetrieben, und wie Vieles ist dieß nicht werth! So beweist denn eine Zeit, die sich selber nicht genügt, eben dadurch, daß sie zu den besseren gehört!

Aber — könnte man uns einwenden — dieß Alles zugegeben, komme doch noch etwas Anderes in Betracht. Es seie ein Gesetz, und die Geschichte hätte die Richtigkeit desselben genugsam bewährt, daß die Völker eine Zeit der Blüthe und des Verfalls hätten: nie könne ein Volk oder ein Völkergeschlecht in dauernder Blüthe verharren, nach einer gewissen Frist müsse es wieder versinken. Nun hätten die Völker Europa's, welche den Griechen und Römern gefolgt, abwechselnd ihre höchste Höhe erreicht: sie müßten daher jetzt wieder heruntersteigen. Damit komme noch ein anderes Gesetz in Verbindung, dieß nämlich, daß der Bildungsgang von Osten nach Westen ginge: so wie nun die Bildung einmal von Asien aus nach Europa gegangen, so müsse

sie jetzt, diesem Gesetze gemäß, von Europa nach Amerika wandern, wo schon die unzweideutigsten Beweise einer größeren Vollkommenheit, wie sie bei uns statt finde, sich darböten.

Es liegt eine Wahrheit in jener Behauptung von der Blüthe und dem Verfall der Nationen, und sie wurde öfter schon weiter ausgeführt. Doch bedarf sie einer sehr bedeutenden Beschränkung.

Anders nämlich zeigt sich dieses Gesetz im Alterthum, anders im neuern Europa. Der wesentliche Unterschied, der zwischen beiden statt findet, wird uns zu wichtigen Ergebnissen führen.

Im Alterthum spinnt sich die Entwicklung der Menschheit nur nach Völkern ab, d. h.: irgend eine Stufe der Entwicklung wird immer durch ein Volk repräsentirt. Ist diese Stufe durchgelebt, soll eine andere Richtung eintreten, so muß natürlich das Volk, welches die erste repräsentirte, sinken und demjenigen Platz machen, welches die nächst höhere entwickeln sollte. So sanken die Assyrer vor den Persern, die Perser vor den Griechen, die Griechen vor den Römern.

Aber wie ganz anders im neueren Europa! Die gänzliche Verschiedenheit der Nationen hört auf: mehr oder minder herrscht ein Stamm, der germanische in allen Ländern, und da, wo dieß nicht statt findet, wie in den slavischen Reichen, ist doch Sitte und Weise

derselben modificiren sich die verschiedenen Stufen der allgemeinen Entwicklung: für die eine ist diese Nation, für die andere jene mehr oder weniger empfänglich. Doch stehen selbst die individuellen Entwicklungen der Völker in einem geistigen Zusammenhang mit der allgemeinen. Irgend eine Stufe nämlich in der allgemeinen Entwicklung wird allemal zuerst von der Nation ergriffen, die vermöge ihrer Eigenthümlichkeit sich ohnedieß zu derselben hinneigt, die für sie am geeignetsten, ihr am analogsten ist. So ging die Wiederaufnahme der classischen Literatur von den Italienern aus, die Regeneration des ächt christlichen Bewußtseins von Deutschland; beide Nationen waren durch ihre Individualität gerade für diese Aufgaben am meisten befähigt.

In so fern nun kann man sagen, daß auch wieder jedes einzelne Volk seine Blüthe und seinen Verfall hat. Wenn nämlich eine Richtung, für die es vorzüglich geeignet ist, die neue Menschheit beherrscht, so wird jenes Volk auch seine Blüthe haben: hört aber jene Richtung auf, die allgemeine der Menschheit zu sein, wird es auch wieder sinken müssen. Und immerhin mag jede einzelne Nation nach ihrer besondern Lebensentfaltung ihre eigenen Stufen der Blüthe und des Verfalls haben. Niemals aber ist der Verfall einer solchen Nation ein gänzlicher, sondern nur ein bedingter. Durch die übrigen Elemente steht sie zu dem Ganzen

in einer so genauen geistigen Beziehung, daß sie, so lange die übrige Menschheit nicht sinkt, ebenfalls nicht gänzlich versinken kann.

Im neueren Europa also, haben wir gefunden, existirt allerdings auch jenes Gesetz der Blüthe und des Verfalls, wie im Alterthum. Nur ist es so modificirt, daß es nicht den gänzlichen Verfall der einzelnen Nationen nach sich zieht; diese bestehen vielmehr immer fort, jeder ferneren Entwicklung fähig.

Nun aber dringt sich eine andere Betrachtung auf. Wenn auch die einzelnen Völker Europa's ein gemeinsames Schicksal haben, so daß keines einzeln, für sich, untergeht — wie? kann nicht diese ganze Völkerfamilie, kann nicht das ganze neuere Europa auf einmal in Verfall gerathen?

Wir wollen sehen.

Schon der Umstand, daß so viele Völker an einer und derselben Entwicklung Theil nehmen, könnte uns die Hoffnung geben, daß diese Völkerfamilie nicht so leicht gänzlich versinken werde. Es kann, sollte auch ein allgemeiner Verfall eintreten, doch ein einzelnes Volk vermöge seiner individuellen Entwicklung dazu geeignet sein, denselben aufzuhalten oder einen neuen Aufschwung herbeizuführen, wie wir denn gesehen haben, daß in der Regel bei jeder neuen Epoche immer ein

Volk den Ton angegeben, welches dann die übrigen mit sich fort riß.

Aber es liegt überhaupt in der Eigenthümlichkeit der verschiedenen Elemente, aus denen das neuere Europa zusammengesetzt ist, die Bürgschaft eines Bestehens, ja die Unmöglichkeit eines gänzlichen Versinkens.

Denn das eine dieser Elemente, das Germanenthum, ist von einer so außerordentlichen Bildsamkeit, daß es für alle nur denkbaren Entwicklungen der Menschheit fähig ist, so daß es ganz unnöthig wäre, irgendwo anders die Entwicklung der Menschheit fortzusetzen, so lange die Kräfte des germanischen Elements noch nicht verbraucht sind. Und das andere, das christliche Element verhindert nicht nur nicht die vielseitige Entwicklung, sondern sie begünstigt sie vielmehr. Denn das Christenthum ist, wie man oft gesagt hat, universell, durch seine Einfachheit, durch die Entfernung von nationalen Beimischungen, ja durch das Prinzip der Liebe, welches in ihm wohnt, und muß sogar jede vielseitige Entwicklung wollen. Daß sie nicht hindert, beweist eben gerade Europa's bisherige Geschichte.

Das neuere Europa hat also die Fähigkeit, sich immer weiter zu entwickeln. Aber es hat auch die Kraft dazu.

Denn einmal liegt in der christlichen Religion, mag man doch sagen, was man will, eine Kraft und

eine Tüchtigkeit, wie in keiner andern, deren Kern trotz aller Verfälschungen, die wir unsern Theologen zu danken haben, niemals verloren gehen wird. Sie hat auf unser Europa von jeher den heilsamsten Einfluß geäußert, einen Einfluß freilich, der nicht Jedem bemerkbar ist, da er im Stillen, ohne Gepränge, nicht handgreiflich, sondern geistig ausgeübt wurde. Denn die Wirkungen, die unter ihrem Namen erfolgten, waren in der Regel gerade die schlechtesten. Wie denn auch diejenigen nicht immer die besten Christen sein mögen, welche diesen Namen beständig auf der Zunge tragen. Und noch heut zu Tage äussert diese Religion ihre stille, aber heilsame Wirkung. Denn ihr Geist, der freilich weder aus unsern Kirchensatzungen, noch aus den Subtilitäten unserer Gottesgelehrten, noch aus den Albernheiten unserer Zeloten rein zu erkennen ist, hat die neuere Menschheit so ganz und gar durchdrungen, daß es schwer sein dürfte, irgend eine Entwicklung anzugeben, wo sie nicht, wenn auch nur mittelbaren, Einfluß geübt. Und dieser Geist ist es, den wir für stark genug halten, um das heutige Europa, sollte es noch so versunken sein, zu neuem Leben zu erwecken.

Dann hat aber auch zweitens das germanische Element, ich möchte sagen, eine so gute unverwüstliche Natur, daß es aus jeder gefahrvollen Krisis immerdar

gesund, nur mit verjüngter Kraft, und mit neuen Lebenselementen herausgetreten.

Wie viel Epochen des Verfalls hat nicht das germanische Europa durchgelebt! und beständig hat es sich aus sich selber regenerirt!

Welche furchtbare Entsittlichung in ganz Europa unmittelbar nach der Völkerwanderung! Und doch erfolgten die Zeiten der fränkischen Majordomen und Karls des Großen!

Welche ungeheure Verwirrung und Anarchie unter den letzten Karolingern, nicht nur im Staat, sondern in Kirche, in Sitte und Weise! Und doch erhob sich die germanische Menschheit bald zu jenem großartigen Schwung, der die Periode der Kreuzzüge bezeichnet.

Hierauf der Verfall nach den Zeiten der Hohenstaufen, der, wie wir bemerkt, nur der Gährungsprozeß einer schöneren Entwicklung war, die in der Reformation zum Durchbruch kam.

Nach der Reformation wiederum Verfall, und zwar ein furchtbarer, verhältnißmäßig vielleicht größer, als jeder der vorangegangenen. Daraus haben wir uns im vergangenen Jahrhundert herausgearbeitet.

Wie? Und wir sollten nicht stark genug sein, uns mit eigner Kraft von Neuem aus den gegenwärtigen Zuständen zu erheben? aus einem Verfall, der mit denen,

die wir schon überwunden haben, gar nicht in Vergleich kommen kann?

Gewiß: wir können es: und wir brauchen Amerika nicht dazu.

Man kann es nicht oft genug sagen, daß man sich die Bildung und den Standpunkt Amerika's viel zu sehr idealisirt. Ein Staat, der keine Interessen weiter zu kennen scheint, als die materiellen — der sollte uns restauriren können? Wann wird man endlich von dem Wahne zurückkommen, daß das Glück der Staaten nach dem Geldbeutel gemessen werden müsse, daß derjenige der meist zu preisende sei, wo man die möglichst geringen Steuern zahlt? Unser germanisches Europa war immer — und darin unterscheidet es sich so vortheilhaft von der neuen Kaufmannsrepublik — von großen Ideen geleitet; diesen hat es vielleicht mehr geopfert, als jemals ein amerikanischer Republikaner über das Herz bringen könnte. Amerika bringt uns nicht die Ideen, sondern es empfängt sie von uns, wie es denn auch die Ideen der Freiheit vom alten Europa mit hinübergenommen hat.

Was nun aber endlich die Nothwendigkeit eines Bildungsganges von Osten nach Westen betrifft, so hat man dafür eigentlich nur ein Beispiel: die Verpflanzung nämlich der asiatischen Cultur nach Europa. In Europa selber kann man die Wirksamkeit jenes Gesetzes

gar nicht nachweisen: man könnte eher behaupten, die Bildung ginge von Süden nach Norden, von Italien nach Deutschland: und wenn sie etwa einmal bei unsern westlichen Nachbarn war, so kam sie doch wieder zu uns zurück: also umgekehrt, von Westen nach Osten.

Täusche man sich doch nicht mit solchen Allgemeinheiten! Werfe man doch nicht, einem vagen Gedanken zu Gefallen, alle Geschichte bei Seite! Gehe man lieber ein in den Charakter und in den Geist der Nationen: aus einem solchen Studium werden viel fruchtbarere Ideen entspringen, als aus jenen in der Luft schwebenden Phantomen!

Von Amerika also ist nichts zu hoffen, und dürfen und mögen wir nichts hoffen.

Und zuletzt — hat denn unser Europa seine Aufgabe wirklich schon gelöst? Hat es das Ziel seiner Laufbahn wirklich schon erreicht? Oder ist nicht vielmehr Alles noch unvollendet, unausgebaut? Ist nicht Alles noch im Ringen und Streben, ist nicht Alles mitten in einer Entwickelung begriffen? Wie? und wir sollten untergehen, ohne unsere Aufgabe gelöst zu haben? jenem Naturgesetze also zuwider, welches die Völker doch wenigstens nicht eher untergehen läßt, als bis sie den Zweck ihres Daseins erfüllet?

Nein! nicht eher werden wir versinken, als bis wir vollständig unsere Aufgabe gelöst! Und wie groß ist die, deren Lösung uns gerade jetzt bevorsteht!

Ich finde, daß die Massen von einander schnurstracks entgegengesetzten Ansichten, die niemals so groß war, als in unserer Zeit, nur das Zeichen ist von einer sich vorbereitenden großartigen Vermittlung.

Niemals standen so verschiedenartige Tendenzen in so ganz verschiedenartigen Gebieten einander feindlich gegenüber, wie eben jetzt. Es scheint, als träten alle Elemente, die sich, eines das andere ablösend, eine lange Reihe von Jahrhunderten hindurch bekämpft haben, deren Streit zum Theil schon beschwichtigt schien, auf einmal zusammen auf den Kampfplatz, um alle bisherigen Fragen der Menschheit aufs Neue zur Entscheidung zu bringen.

Eine solche Zeit, ich gestehe es, mag allerdings den Anschein der Verwirrung haben: aber sie bietet offenbar auch die unberechenbarsten Vortheile.

Denn während bis jetzt, so lange immer nur eine einzige Richtung (oder, was das Nämliche, zwei Gegensätze) das Leben beherrschte, die Menschheit in dieser einzigen Richtung vollkommen aufging, jeder anderen fremd bleibend — ist nun, — wo so verschiedene, ja fremdartige Tendenzen zugleich, neben einander, auf den Kampfplatz treten, alle gleiches Interesse und gleichen Antheil fordernd, — die Möglichkeit gegeben, daß die Menschheit zu einer unpartheiischeren, allseitigeren, höheren Weltanschauung sich erheben werde. Von so verschieden-

artigen Richtungen zugleich in Anspruch genommen, genöthigt, bald dieser, bald jener ihre Aufmerksamkeit zu schenken, sie mit einander zu vergleichen, in Verbindung zu bringen, wird sie von allen zwar berührt, aber von keiner einzelnen abhängig werden: vielmehr muß sie allmählig zu dem Punkte gelangen, wo sie, diesen einzelnen Richtungen frei gegenüberstehend, deren eigentliche Bedeutung, ihr Wesen, ihr Verhältniß zu einander, zum Staat, zum Leben, zur Bildung erst recht zu erkennen und zu würdigen weiß.

Und welche andere Zeit wäre so sehr geeignet zur Lösung jener Aufgabe, die wir oben andeuteten, wie die unserige? Welche andere hätte so sehr den Beruf zu einer Vermittlung?

Einer Vermittlung freilich, die nicht bloß die Gegensätze begreift in der bestimmten, begrenzten Form, in welcher sie heute erscheinen, sondern die auf ihr Wesentlichstes, auf ihre eigentlichen Prinzipien dringt, die ebendeßhalb nicht etwa das Ungleichartigste zu verbinden strebte, durch ein loses äusserliches Mittel, sondern die wesentlich auch im Verwerfen, im Ausscheiden des Unhaltbaren besteht und nur das geistig, innerlich zu einander Gehörende auch aneinander schließt.

Eine solche Vermittlung — wollen sie nicht gerade unsere ersten Geister? Ist nicht die Nothwendigkeit

derſelben erkannt, und klar erkannt? Und arbeitet nicht Alles darauf hin?

Doch dieß iſt ein zu wichtiger Punkt, als daß er mit wenig Worten abgethan werden könnte. Wir gedenken ſpäter einmal ausführlicher darauf zurückzukommen.

Aber eine Zeit, die offenbar eine ſo große Aufgabe hat, wie die unſrige, die, ſo zu ſagen, ſo viel Anlagen und Fähigkeiten hat, um dieſe Aufgabe wirklich zu löſen, eine ſolche Zeit — wollen wir anders nicht die Vorſehung aus dem Leben der Menſchheit wegläugnen — kann nicht und darf nicht verſinken. Sie muß ſich erheben!

Und ihr klagt noch, wie die Kinder? Und ihr legt noch unthätig die Hände in den Schooß?

Friſch auf! Hinein in den Strom! Muthig hindurchgeſegelt! der Mühen wartet ein ſchönes Ziel!

Ueber einzelne

Hauptrichtungen der Gegenwart.

1839.

Vorwort.

Nachstehenden Aufsatz habe ich zuerst im fünften Hefte des Braga (1839) unter der Aufschrift: „Noch ein Wort über die Tendenz des Braga" abdrucken lassen. Wiewohl es sich nun nicht zu passen scheint, daß er in seiner ersten Form, die durch einen speziellen Zweck bedingt war, in dieser Sammlung wieder erscheint, so bestimmten mich doch wieder andere Gründe, ihm seine ursprüngliche Gestalt ganz zu lassen. Hätte ich nämlich einmal zu ändern angefangen, so hätte ich den ganzen Aufsatz umarbeiten müssen. Die Ansichten, die ich in ihm ausgesprochen, hingen so genau mit unserer Zeitschrift zusammen, daß ich nicht willkührlich hier etwas streichen, dort etwas hinzusetzen konnte ohne dem Aufsatze seinen ursprünglichen Charakter zu nehmen. Und doch schien er mir gerade in seiner ersten Gestalt in mannigfacher Hinsicht

verdienen, in diese Sammlung aufgenommen zu

[illegible] ich indessen wohl einsah, daß sich in den
Jahren, die seit der Abfassung des Aufsatzes
, die Dinge mehrfach geändert haben, hielt ich
, noch einer zu machen.

Seitdem unſere Zeitſchrift erſchienen, ſind, wie dieß zu geſchehen pflegt, verſchiedene, ja entgegengeſetzte Urtheile über ſie gefällt worden. Die Einen lobten die Tendenz und wohl auch die Art und Weiſe, wie im Sinne derſelben gewirkt ward. Die Andern hatten Manches daran auszuſetzen und zwar theils an der Richtung ſelbſt, die ihnen zu einſeitig ſchien, theils an der Form, an der Behandlung der einzelnen Gegenſtände.

Daß Letzteres ſtatt finden würde, hatten wir nicht nur vermuthet, ſondern ganz ſicher erwartet. Denn wäre die Tendenz, welche unſere Zeitſchrift verfolgt, ſo allgemein, daß ſie überall als die richtige anerkannt würde, ſo wäre die Gründung derſelben ganz unnöthig und unnütze geweſen. Wir brauchen wohl nicht erſt zu wiederholen, daß es uns keineswegs um eine Geldſpeculation zu thun war, was die Motive zur Gründung der gegenwärtigen Journale zu ſein pflegt, ſondern daß wir einen höhern Zweck im Auge hatten, einen Zweck, der

gerade mit einem Theil der heutigen Journaliſtik und der Modeliteratur in dem vollkommenſten Widerſpruche ſteht. Wir erwarten deßhalb eine noch viel heftigere Oppoſition, als die bisherige, die wir eigentlich noch keine nennen können, da ſie bloß in Form von einfachen Urtheilen ſich kund gegeben hat.

Aber eben darum iſt es nothwendig, daß wir noch einmal ganz beſtimmt und klar ausſprechen, was wir eigentlich wollen. Man weiß ja, wie ſehr eine neue Richtung, welche ſich der herrſchenden gegenüberſtellt, von den Anhängern dieſer verdreht und verſchoben zu werden pflegt, wie man ſich bemüht, Analogien aus früheren Zeiten aufzufinden, um durch den Vergleich mit dieſen die neue Richtung entweder als unzeitgemäß oder gar als verwerflich hinzuſtellen. Und wohl nie hat die Verdrehung von Anſichten ärger ſtatt gefunden, als in unſerer Zeit. Die gegenwärtige Journaliſtik, die ſo unendlich viel zu beſprechen hat, kann ſich nicht die Mühe nehmen, auf ein Buch oder eine Zeitſchrift eine größere Aufmerkſamkeit zu verwenden: der Recenſent blättert in dem Buche, nur um Aeuſſerungen zu finden, welche ihn zu berechtigen ſcheinen, die Schrift in irgend eine Kategorie zu werfen, oder ein allgemeines Urtheil, in ein Paar Worte gefaßt, ausſprechen zu können. Eine unparteiiſche, in die Sache tiefer eindringende Kritik, welche auch dann, wenn ſie opponirt, immer

lehrreich und fördernd ist, ist daher von unsern Journalen gar nicht zu erwarten: und darum würde sich der, welcher aus unsern gewöhnlichen Recensionen den Werth oder Unwerth einer Schrift kennen lernen wollte, ausserordentlich täuschen. Ich erinnere mich, vor mehreren Jahren eine Recension von Gervinus Geschichte der deutschen Dichtkunst gelesen zu haben, welche mich lange abhielt, das Buch nur des Lesens würdig zu halten, bis es mir zufällig in die Hände kam, wo ich denn freilich gewaltig enttäuscht wurde. Und dieses Werk von Gervinus ist, wie jetzt Jedermann weiß, eines von denen, die in der Wissenschaft eine ganz neue Bahn gebrochen haben.

Wenn nun eine gerechte Würdigung von Seiten unserer Journale nicht zu hoffen ist, so ist es nothwendig, daß der Schriftsteller selber den Commentar zu seinen Werken und zu den Tendenzen derselben gibt, und zwar so unzweideutig, wie möglich. Wir halten es um so mehr für nöthig, noch etwas über die Tendenz unserer Zeitschrift zu sagen, da es uns durch den Beitritt neuer, tüchtiger Mitarbeiter noch mehr, wie bisher, möglich gemacht ist, auf allen Wegen immer fester und entschiedener ein bestimmtes Ziel zu verfolgen.

Vor allen Dingen also ist unsere Tendenz eine patriotische. Wir wollen ein deutsches Nationalbewußtsein wieder hervorrufen, im Gegensatz zu den

kosmopolitischen Tendenzen, welche jetzt das Uebergewicht zu bekommen scheinen.

Werfe man uns deßhalb nicht Einseitigkeit vor. Wir wollen keineswegs den schroffen, die übrigen Völker negirenden oder denselben feindselig entgegentretenden Patriotismus. Liest man nur aufmerksam den Aufsatz „über Weltliteratur, Kosmopolitismus und Patriotismus" durch, welcher im ersten Hefte des Braga steht und dann den „über die angebliche Entartung und Hoffnungslosigkeit unserer Zeit," im dritten Hefte, so wird man sehen, daß unser Patriotismus zugleich die Idee der Menschheit in sich einschließt. Das neuere Europa ist durch die es belebenden Ideen zu einem geistigen Ganzen verbunden: eine gegenseitige Rückwirkung der Nationen ist nicht zu verkennen, und es wäre unnütz und thöricht zugleich, diese geistigen Beziehungen der europäischen Völker zu einander aufheben oder auch nur hemmen zu wollen. Allein das kann auch keinem Zweifel unterworfen sein, daß in dem großen Ganzen Leben, Entwicklung und Fortschritt nur dann möglich ist, wenn recht mannigfaltige Richtungen innerhalb desselben sich geltend machen, welche die Einseitigkeit, die Einförmigkeit und die Flachheit verhindern. Und diese Richtungen sind uns von der Natur selbst vorgezeichnet: es sind die verschiedenen Volksthümlichkeiten. Gerade dadurch, daß jede Nation, als eine solche

ſich auslebt und ausbildet, wird Mannigfaltigkeit in die europäiſche Völkerfamilie kommen: während, wenn die Eigenthümlichkeit der verſchiedenen Völker abgeſtreift wäre, wir vor Langeweile bald vergehen müßten.

Aber freilich: der Kosmopolitismus hat etwas unendlich Bequemes. Viel leichter iſt es, das allgemein Menſchliche zu erkennen, als den Charakter und das Weſen eines Volks mit allen ſeinen feinen Nüancen, mit ſeinen Richtungen, ſeiner Denk- und Handlungsweiſe zu erforſchen. — Und welche Ausſicht — für die ganze Welt Verfaſſungen, Literaturen, Moden beſtimmen zu können! Welch großartiger Gedanke, die ganze Menſchheit bis zum Grade der Bildung zu erheben, daß kein Unterſchied mehr ſtatt findet, daß Eines ausſieht, wie das Andere, daß Alles in erhabener Einförmigkeit nebeneinander dahin zieht! In der That! es iſt zu verwundern, wie man in dieſer Langweiligkeit, welche zuletzt aus der Verwirklichung der kosmopolitiſchen Anſichten hervorgehen müßte, etwas Großartiges hat erblicken können. Wir würden keinen andern Zuſtand bekommen, als wie er im geprieſenen Zeitalter Ludwig's XIV. war, wo auch, wie Jedermann weiß, Alles, Politik, Leben, Literatur, Mode, denſelben Zuſchnitt hatte, worüber wir heute lachen, ohne zu bedenken, daß wir auf derſelben Fährte ſind.

Doch stelle man sich, wie man will: es ist einmal nicht möglich, diejenigen Dinge hinwegzuräumen, welche der Realisirung der kosmopolitischen Ansichten im Wege stehen. Wie ihr euch bemüht: ihr werdet nun und nimmermehr die Nationalitäten aufheben können: sie wurzeln zu tief und in einem zu festen Boden, als daß ihr sie ausreißen könnt. Es ist die Natur, welche die Volksthümlichkeiten erzeugt hat; und so wenig ihr diese sonst wo negiren könnt, so wenig werdet ihr's hier vermögen. Immer wird die Natur verschiedene Völker mit verschiedenen Eigenthümlichkeiten hervorbringen; immer wird sie sich in der mannigfaltigsten Weise offenbaren: und immer wird ihre Kraft stärker sein, als alle eure angestrengtesten Bemühungen.

Wenn nun dem so ist: warum denn den Stein des Sisyphus wälzen? warum etwas Unausführbares versuchen? warum nicht auf dem Gebiete der Möglichkeit bleiben? aber hier nach Pflicht und Gewissen das Seine redlich leisten? Der Mann, welcher in dem ihm von der Natur angewiesenen Kreise am besten seine Pflicht erfüllt, dieser wird dadurch auch für die Menschheit am besten wirken: viel folgenreicher und viel bedeutender als der Kosmopolit.

Denn fragt nur einmal den Kosmopoliten, zumal den deutschen, was er eigentlich erreicht habe, so wird er, will er anders ehrlich sein, nichts anderes angeben

können, als die Negierung der Nationalität und dann höchstens die Ausländerei.

Was diese letztere anbetrifft, so haben wir es bekanntlich hierin allen andern Völkern zuvor gethan und thun es ihnen noch zuvor. Es ist wirklich merkwürdig, wie gutmüthig und blind zugleich wir sind, den andern Nationen gegenüber. Engländern und Franzosen halten wir Manches zu Gute, was uns an uns selbst keineswegs behagt: wir sagen, sie sind eben einmal nicht anders. Und Beide, Engländer und Franzosen, lassen es sich auch gar nicht einfallen, von ihren Sitten und Gewohnheiten etwas fahren zu lassen und sich uns zu accommodiren. Wir aber, wir sollen es; wir rechnen es uns als Einseitigkeit, als Mangel an Bildung, als Rückschritt u. dgl. an, wenn wir dasselbe für uns in Anspruch nehmen, was wir den Ausländern gestatten! Die ehrlichen Deutschen! Ich glaube, kein Volk hat je mit einer solchen Innigkeit und mit einer solchen Wegwerfung seiner selbst die Idee des Kosmopolitismus ergriffen, wie das unserige: es wiegt sich in dem angenehmen Traume, als dächten die übrigen Nationen ebenso, wie es selbst. Wie bitter wird es sich täuschen! Wenn man einem Engländer den Vorschlag machen wollte, er solle aufhören, Engländer zu sein, so würde er uns höhnisch den Rücken kehren. Ein Franzose, dem man die Idee des Kosmopolitismus auseinander setzte,

würde dieſe großartig, erhaben, außerordentlich finden: er würde auch dafür begeiſtert werden; wenn es aber darauf ankäme, Einrichtungen und Gewohnheiten anzunehmen, die den ſeinigen widerſprächen, ſo würde er ſeiner Idee ſicherlich Lebewohl ſagen. Der Franzoſe findet die Idee des Kosmopolitismus nur ſo lange ſchön und reizend, ſo lange er das Haupt und der Mittelpunkt der neuen Welt zu ſein ſich ſchmeicheln darf. Doch wir gutmüthigen Deutſchen ſehen das nicht: wir glauben, die Andern meinten es auch ſo ehrlich, wie wir, und finden erſt dann, daß wir uns haben übertölpeln laſſen, wenn wir ſo tief ſtecken, daß wir nicht mehr herauskönnen.

Und dieſe Idee des Kosmopolitismus führt wahrhaftig zu nichts weiter, als zur Ausländerei. Das iſt das Ende vom Liede. Immerdar hat ſich die Ausländerei einen ſchönen Vorwand geborgt, um bei uns Eingang zu finden. Einmal waren es die religiöſen Intereſſen, dann wiſſenſchaftliche, dann politiſche, indem man die angebliche deutſche Freiheit durch Fremde gegen den Kaiſer vertheidigen wollte: jetzt iſt es die Weltliteratur, und was damit zuſammenhängt, welche uns wieder in die Fremde leiten will, um unſere heimiſchen Angelegenheiten zu vergeſſen. Und dieſe Weltliteratur — hat ſie nicht ſchon ganz und gar franzöſiſchen

Schnitt? und französische Farbe? und französischen Gehalt? und französische Gesinnung?

Das aber will man nicht sehen! Man macht sich großartige, imposante Dinge weiß, man träumt von Idealen, von Völkerglück, von neuen Staatsorganisationen u. dgl. — und unterdessen sind wir unmerklich gerade da wieder angelangt, woraus wir uns mit großer Noth erhoben haben! Glaube man nicht, daß wir übertreiben, daß wir die Dinge zu schwarz ansehen, daß wir zu wenig von diesen neuen Bestrebungen halten! Die Geschichte unseres Volkes, besonders in den letzten Jahrhunderten hat uns zu viel Lehren gegeben, als daß wir uns dießmal täuschen sollten!

Es ist wahrhaftig nicht nothwendig, den Deutschen auf seine Nachbarn aufmerksam zu machen: auch ohne daß man dieß thut, bekümmert er sich um Fremdes, und es ist ja einer unserer alten Fehler, daß uns das Ausländische schöner und anziehender erscheint, als was sich bei uns zu Hause findet. Es ist vielmehr die Pflicht, und zwar gerade jetzt, unsere Landsleute von der Fremde zurückzuziehen, wo sie sich schon zu verlieren scheinen: sie wieder auf ihre Heimath, auf ihre vaterländischen Zustände zurückzuführen.

Nur dadurch glauben wir, können diese verbessert, in eine schönere Entwicklung hineingeleitet werden, wenn wir den vagen und bequemen, in Nebel verschwimmenden,

von schönen Redensarten übertünchten Kosmopolitismus aufgeben und eine ächte patriotische Gesinnung in uns ausbilden.

Der ächte Patriot ist aber derjenige, welcher erkennend, daß das Vaterland der Boden ist, auf dem er wirken soll, demselben seine ganze Liebe zuwendet und nach Kräften auf die Weiterentwicklung seines Volkes hinarbeitet, insofern diese dem Wesen und dem Charakter desselben entsprechend ist. Die bloße Liebe zum Vaterlande macht daher den ächten Patrioten noch nicht: er muß auch wissen, was seinem Volke frommt, was ihm zusagt: er muß daher mit dessen Eigenthümlichkeit vollkommen bekannt sein: sein Wesen, seine ganze Natur muß offen vor ihm liegen. Dann aber soll er sich auch nicht mit dem einmal Bestehenden begnügen; jedes Volk hat seine Entwicklung: es wird und es muß sich im Verlaufe der Geschichte nach immer mannigfacheren und bedeutenderen Seiten entfalten. Der Patriot hat daher auch auf die Beseitigung der Hindernisse zu denken, welche dem Fortschreiten seines Volkes im Wege stehen, und die theils in äusseren Dingen, theils in der Nation selbst liegen können.

Es soll demnach keineswegs unsere Absicht sein — um die Anwendung auf unsere Bestrebungen zu machen — Alles zu loben, und Alles herauszuheben, was sich bei uns findet. Es thut uns Leid genug, daß wir

es nicht können! Zuviel der Thorheit und der Verkehrtheit, ja selbst der Schlechtigkeit gibt es bei uns, an allen Ecken, im Leben, im öffentlichen wie im bürgerlichen, in der Literatur, in der Wissenschaft, als daß wir nicht mit den schärfsten Waffen dagegen zu Felde ziehen sollten. Aber wir wollen und mögen auch nicht verzweifeln! Wir wissen, daß ein Kern in uns ist und zwar ein so gesunder Kern, daß wir mit jedem andern Volke Europa's keck in die Schranken treten können. Und wir wollen, daß diese tüchtige nachhaltige Kraft, welche im deutschen Volke liegt, demselben zum Bewußtsein gebracht werde. Wir wollen, daß sich unsere deutsche Nation wieder als eine Nation fühle, daß sie erkenne, was für Schätze in ihr verborgen liegen und daß sie mit diesen, wenn sie nur will, große Dinge ins Werk richten könne, ohne nöthig zu haben, einen fremden Mantel und fremde Federn zu borgen.

Und um dieses Bewußtsein im Volke von Neuem zu erwecken, wollen wir versuchen, den deutschen Geist und das deutsche Wesen in seinen mannigfachen Richtungen und Entfaltungen den Lesern vor die Seele zu führen. Wir wollen namentlich zeigen, wie sich das deutsche Wesen in der Geschichte bewährt, wie sich unser Nationalcharakter entwickelt, wie sich unsere Zustände gestaltet haben: unsere Zeitschrift ist daher vorzüglich auch unsern historischen Erinnerungen gewidmet. Zweierlei

haben wir dabei im Auge. Einmal ſoll man daraus ſehen, daß in unſerem Volke eine Kraft und eine Stärke liege, die viel größer iſt, als man vielleicht aus den gegenwärtigen Verhältniſſen entnehmen möchte. Und zweitens ſoll man aus der geſchichtlichen Entwicklung unſeres Nationalcharakters Reſultate ziehen können für die Geſtaltung der Gegenwart und der Zukunft.

Nach Allem, was wir bisher von unſerer patriotiſchen Tendenz geſagt, ſieht man wohl, daß ſie ſich von derjenigen, welche vor einiger Zeit bei uns im Schwange war, wenn ſie auch Manches mit ihr gemein hat, doch wieder unterſcheide. Mit dem Patriotismus zur Zeit der Freiheitskriege haben wir die Liebe zu den vaterländiſchen Zuſtänden überhaupt gemein; aber wir wollen ihn nicht ſo einſeitig und nicht ſo ins Manierirte hinüberſtreifend, wie der damalige war. Wir wollen nicht die gänzliche Abſonderung von der übrigen Welt: wir ſind vielmehr der Ueberzeugung, daß in unſerem Nationalcharakter ein univerſelles Element liege, und daß unſer Volk auf die fortanige Entwicklung Europa's einen großen Einfluß haben werde und müſſe; nur wird dieſer Einfluß bloß dann ausgeübt werden können, wenn das Volk immer auf dem Boden der Nationalität bleibt. Wir haben ferner keinen Geſchmack an den mittelalterlichen Tendenzen, keinen an der manierirten Deutſchthümelei; wir glauben vielmehr, daß

das ächte deutsche Wesen von Manier, von Unnatur und von Uebertriebenheit am allerweitesten entfernt ist. Eine gesunde, kräftige Vaterlandsliebe wollen wir, deren Blick unsere Thorheiten und unsere tadelnswerthen Seiten ebensowenig verschlossen sind, wie unsere Tüchtigkeit und unser löbliches Wesen. Unser Patriotismus möchte daher eher Aehnlichkeit haben mit jenem, wie er um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts erwachte und wie er sich später immer bedeutender und großartiger kund gab: zur Zeit Lessing's, Herder's und Klopstock's.

Sage man uns aber nicht, als wollten wir die alte Zeit heraufbeschwören. Das fällt uns nicht ein! Im Gegentheile, wir wollen weiter: wir wollen fortschreiten! Aber die Richtung, welche sich in jener Zeit und in jenen Männern kund gab, dieselbe Richtung, welche schon im Reformationszeitalter so schön und so kräftig sich gezeigt hat; mit einem Worte: die Richtung der neueren Zeit, welche die freie Entwicklung des Geistes will auf dem Boden der Nationalitäten — diese soll auch die unsrige sein!

Und dieß führt uns denn zur zweiten Tendenz unserer Zeitschrift: zu der Verbindung der Wissenschaft mit dem Leben.

Denn das Bedürfniß, welches sich jetzt überall ausspricht, die Wissenschaft mit dem Leben zu verbinden,

will eigentlich nichts weiter ſagen, als daß jene wieder von den Feſſeln befreit werde, in welche ſie neuerdings die Schule oder die Kirche noch einmal zu legen verſucht hat; daß es ihr verſtattet ſei, frei und unbeengt ihre Bahn zu durchſchreiten. Die Wiſſenſchaft ſoll wieder heraus aus dem dumpfen Kerker der Dogmen und der Syſteme: ſie ſoll mitten in die Nation, in die Weltverhältniſſe ſich hineinſtellen, und auf gleiche Weiſe auf ſie wirken, wie von ihnen auf ſich wirken laſſen.

Ein bedeutendes, höchſt erfreuliches Zeichen unſerer Zeit, zu welchem wir uns nur Glück wünſchen können!

Denn immer war es ſo: wenn das Bedürfniß nach geiſtiger Bildung das ganze Volk durchdrungen hatte, wenn alſo eine Wechſelwirkung zwiſchen der Wiſſenſchaft und zwiſchen dem Leben ſtatt fand, da war auch ein gewaltiger öffentlicher Geiſt im Anzug oder ſchon da. Wir wiſſen, daß es ſo im Reformationszeitalter war, und nicht anders war es im vorigen Jahrhundert: denn der neue Geiſt, welcher damals unſere Literatur belebte, welcher vorzugsweiſe gegen die beſtaubte Gelehrſamkeit ſich gerichtet, deſſen Beſtrebungen auf die Erfaſſung des Lebens und der Natur gingen, war zugleich von einer gänzlichen Umwandlung der bisherigen Denk- und Sinnesweiſe begleitet. Und ſo kann

auch das jetzige Bestreben, der Reaction gegenüber, die Wissenschaft wieder lebendig zu machen, zum Beweise dienen, daß ein neuer Geist in unserem Volke zu erwachen beginne.

Nur freilich ist es bei der großen Anzahl von verschiedenen Richtungen, welche sich gegenwärtig geltend zu machen streben, bei den vielen Mischungen und Schattirungen derselben, unendlich schwer zu bestimmen, welche als der eigentliche Geist der Zeit und als der Regler der Zukunft anzusehen sei. Haben es uns ja die letzten Jahre gelehrt, daß eine Richtung, die heute noch fast allgemeine Anerkennung gefunden, morgen schon als unzeitgemäß verworfen worden.

Vergegenwärtige man sich übrigens, in was für einer Zeit wir leben, so werden die vielfachen, einander widerstrebenden Tendenzen, welche heut zu Tage entweder zugleich oder nach einander sich des Lebens zu bemächtigen suchen, sich recht gut erklären lassen.

Im vorigen Jahrhundert haben wir uns aus einem langen Schlafe erhoben. Kühn und gewaltig in allen Sphären machte sich die Freiheit der Forschung geltend: lang verjährte Vorurtheile wurden mit Glück angegriffen, theilweise besiegt: ein neuer Geist war in alle Verhältnisse des Lebens, wie der Wissenschaft gedrungen. Darauf trat die Reaction ein, nicht weniger im Bereich der geistigen Bildung, wie in der Politik.

Aber sie kam nicht mit einem Male, sondern stufenweise. Anfangs glaubte man, die freiere Richtung habe zu sehr ausgeschweift — und warum sollte dieß auch geläugnet werden? Man hielt es für nöthig, sie zu beschränken. Man fand, daß in der angegriffenen Richtung Elemente sich befänden, die mit Unrecht verworfen worden: man zog diese wieder hervor, und suchte ihre Wahrheit zu begründen. So verbanden sich Elemente der Reaction mit Elementen der freieren Richtung und erhielten durch die Art und Weise der Verbindung das Ansehen, als repräsentirten sie einen Fortschritt. Darauf aber baute sich dann die eigentliche Reaction auf.

Jetzt, wo die freiere Richtung der Reaction gegenüber sich wieder stärker erhebt, tritt die nämliche Erscheinung ein. Elemente der freieren Richtung verbinden sich mit Elementen der Reaction: und diese Verbindung bildet erst den Uebergang zu der vollkommen freien Richtung.

Hieraus nun erklärt sich die Erscheinung von den verschiedenartigen, einander oft widersprechenden, Tendenzen unserer Zeit und die vielen Mischungen und Schattirungen. Wir leben in einer bewegten und aufgeregten Entwicklungsperiode, welche sich erst in vielfachen, ja entgegengesetzten Richtungen ausleben muß, ehe sie zu ihrem eigentlichen Ziele gelangt. Es ist aber

ganz natürlich, daß sich immer jede Stufe, auf welcher die Zeit angekommen, für die rechte, für die Krone der bisherigen Entwicklung hält, und daß sie von ihrem Standpunkte aus auf das Leben einzuwirken, es umzuwandeln strebt. Dieß liegt in der Natur der Dinge.

Es soll nun vorzüglich auch Aufgabe dieser Zeitschrift seyn, die verschiedenen Richtungen unserer Zeit im Verhältniß zu der bisherigen Entwicklung aufzufassen und zu beurtheilen. In diesem Aufsatze können wir es nicht: es würde uns zu weit führen. Aber einige Richtungen müssen wir jetzt gleich berühren, weil wir, indem wir gegen sie in Opposition treten, die Ansicht zu bezeichnen glauben, welche wir von der Verbindung der Wissenschaft mit dem Leben haben, und von dem Gange, welchen von nun an unsere geistige Bildung einschlagen müsse.

Die eine dieser Richtungen ist eine Mischung von der Reaction und den freieren Ideen: die andere gehört der Reaction allein an.

Wir meinen mit jener ersten die heutige Philosophie, namentlich den Hegelianismus.

Es ist gar nicht zu läugnen, daß von der hegelschen Schule Ideen ausgesprochen sind, die als wahr, als bedeutend, als einflußreich anerkannt werden müssen. Betrachtet man aber diese Ideen näher, so wird man finden, daß sie die unserer Zeit überhaupt sind. Sie

ſind ein Gemeingut der gegenwärtigen Menſchheit: ſie entſprangen aus der bisherigen Entwicklung unſerer geiſtigen Bildung. Der Hegelianismus hat keineswegs das Verdienſt, dergleichen Ideen zuerſt ans Tageslicht gefördert oder allein verarbeitet zu haben.

Geben wir nun aber einestheils wenigſtens zu, daß der Hegelianismus Ideen unſerer Zeit in ſich aufgenommen habe, ſo gehört er doch auf der andern Seite der Reaction an: dadurch nämlich, daß er die freie wiſſenſchaftliche Forſchung in ein abgeſchloſſenes Syſtem wieder einzuzwängen ſucht. Die Form, in welcher dieſe Philoſophie erſcheint, treibt uns das Leben aus der Wiſſenſchaft hinaus: ſie wird nicht eher ruhen, als bis jene, wie zu den Zeiten des Scholaſticismus, in ein paar todte Floskeln zuſammengeſchrumpft iſt, die man nachſpricht, ohne ſich dabei etwas zu denken. Und wie dieß immer zu geſchehen pflegt, je mehr die Philoſophie auf das Formelle, auf das Syſtematiſche ſich wendet, und dafür den Gehalt vernachläſſigt, vom Leben und deſſen Erſcheinungen ſich entfernt, je weniger Erſprießliches ſie alſo zu wirken vermag — deſto mehr macht ſie Anſprüche, deſto größer wird die Meinung von ihrer Bedeutſamkeit. Sage man doch, ob irgend ein Werk noch Gnade vor den Augen eines Hegelianers findet, in welchem die Theorien und Formen ſeiner Schule nicht gebraucht ſind? Da heißt es

gleich, man ſeie mit der Zeit nicht fortgeſchritten, wenn man es verſchmäht, zur Fahne dieſer Schule zu ſchwören und lieber auf ſeinen eignen Füßen ſtehen will! Als hätten ſie allein die Weisheit gepachtet, als ſeie jeder Andere in geiſtiger Beziehung als ein Stiefkind zu betrachten!

Keine Tyrannei iſt unerträglicher, als die geiſtige, ſie mag ausgehen, wovon ſie will. Wir verlangen Freiheit der Forſchung auf dem ganzen Gebiete der geiſtigen Bildung, und ſind nicht Willens, dieſe Freiheit durch irgend etwas beengen zu laſſen, alſo auch nicht durch ein ſchon fertiges Syſtem, welches als ſolches die Forſchung nothwendig in gewiſſe Gränzen einſchließt und dadurch die Freiheit derſelben unmöglich macht. Ueberall, wo ſchon fertige Syſteme ihre Herrſchaft auszuüben verſuchten, war es zu Ende mit der lebendigen geiſtigen Regſamkeit: auf allen Seiten wurde der Geiſt beſchränkt und gehemmt und vermochte nicht, unbefangen und kühn ſeine eigene Bahn zu verfolgen. [1])

Es verſteht ſich nun aber von ſelbſt, daß wir, wenn wir uns gegen die Syſteme erklären, hiemit der

1) Es hat uns ſehr gefreut, dieſe Anſichten neuerdings auch von einem Manne ausgeſprochen zu ſehen, der, wie man auch ſonſt über ihn urtheilen mag, doch unſtreitig einer der erſten philoſophiſchen Köpfe unſerer Zeit iſt, nämlich von Ludwig Feuerbach. Deutſche Jahrbücher 1842. Oppoſitions-Anmerkung.

Philoſophie überhaupt keineswegs entgegentreten wollen. Die Fragen, deren Löſung vorzugsweiſe der Philoſophie zukommt, ſind zu wichtig und greifen zu ſehr in das Leben und deſſen Geſtaltung ein, als daß es uns jemals einfallen ſollte, das Forſchen darnach aufgehoben zu wünſchen. Es iſt keineswegs unſere Abſicht, das Leben und die Wiſſenſchaft bloß vom materiellen Standpunkte zu faſſen — darüber haben wir uns weitläufiger ſchon in dem Aufſatze über die rechte Verbindung der Wiſſenſchaft mit dem Leben ausgeſprochen — im Gegentheile, wir wollen Leben und Wiſſenſchaft begeiſtigen: und dieß wäre nicht wohl möglich ohne jenes Element, welches wir Philoſophie zu nennen pflegen. Doch, wie geſagt, von einem philoſophiſchen Syſteme, welches mit ſich ſelbſt die Forſchung abſchließt und den Stein der Weiſen ſchon gefunden zu haben glaubt, wollen wir ein für alle Mal nichts wiſſen: am wenigſten von einem Syſteme, welches lediglich a priori beginnt. Die Wahrheiten, welche allein uns nützen, welche allein auf die Geſtaltung unſerer Verhältniſſe einwirken können, müſſen auf dem Boden der Geſchichte gewonnen ſein: die übrigen Theorien verwehen wie eine Seifenblaſe.

Noch viel weniger indeß, als mit den Beſtrebungen des Hegelianismus, die Wiſſenſchaft in ſeine Schule einzuzwängen, können wir mit einer andern Richtung

einverſtanden ſein, welche eine ganz und gar reactionäre iſt, und die in der neueſten Zeit von Leo und Görres repräſentirt wird. Wir ſind die entſchiedenſten Gegner jedes Glaubenszwanges, mag dieſer nun von der römiſchen Hierarchie ausgehen oder von der proteſtantiſchen Theologie. Und beide haben einander wahrlich nichts vorzuwerfen! Man hat ſchon oft und erſt neuerdings die ſehr wahre Bemerkung gemacht, daß unſer proteſtantiſcher Pietismus auf einer Stufe mit dem Katholicismus ſtünde, und beinahe mit demſelben zuſammenfalle. In der That: iſt denn das, was unſere ſtrengen Orthodoxen, unſere angeblichen Vertheidiger des Chriſtenthums fordern, etwas anderes, als jene katholiſche Werkheiligkeit, gegen welche gerade Luther zu Felde zog, indem er ihr gegenüber die Geſinnung hervorhob? Wie? wird denn etwas Anderes gefordert, als das bloße Annehmen der Dogmen? als das Nachplappern der Glaubensſätze? als das ewige Sichbrüſten mit dem chriſtlichen Namen? als die ſorgfältige Beobachtung der Kirchengebräuche? Und die Geſinnung: der Punkt, auf dem die ganze Reformation fußte — iſt ſie nicht ganz und gar in den Hintergrund geſchoben? Ewige Schmach über das neunzehnte Jahrhundert, welches einen Luther und einen Leſſing hinter ſich ſieht, — daß ein redlicher Forſcher nach Wahrheit, daß ein Mann, wie Strauß, wegen ſeiner wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen

in die Classe der Atheisten geworfen, daß sogar Lehrer der Theologie an einer Hochschule hart getadelt werden konnten, weil sie mit jenem Manne eine Unterredung gepflogen!

Glaube man aber nicht, daß diese religiöse reactionäre Partei keine Wirkung habe! Sie übt den schädlichsten Einfluß auf die Wissenschaft, wie aufs Leben.

In der Wissenschaft hemmt sie die freie Forschung, und zwar nicht bloß in der Theologie, sondern im ganzen Bereiche der Literatur: denn alle Erscheinungen werden bloß von ihrem einseitigen Standpunkte angeschaut, beurtheilt, behandelt. Wir haben neuerdings ein Beispiel erlebt, wie man die Geschichte verfälscht hat: in der Naturkunde ist es nicht anders, indem man, wie z. B. in der Geologie, gleich von vorn herein alle Phänomene zurückweist, welche die Ansichten umzustoßen drohen, die in der Bibel ausgesprochen sind. Hat sich ja diese pietistisch-christliche Richtung selbst ins Recht einzudrängen gewußt! Und wie ganz abgeschmackt die antiken Verhältnisse beurtheilt werden, z. B. die Mythologie, ist wohl jedem zur Genüge bekannt.

Nicht minder schädlich aber wirkt diese Richtung auf das Leben. Denn anstatt eine tüchtige moralische Gesinnung zu erzeugen, was doch die Religion vor Allen soll, hebt sie sie auf. Sie bewirkt Heuchelei, bewußte oder unbewußte, an allen Ecken und Enden.

Sie beſchränkt den religiöſen Sinn auf Formeln und Gebräuche: die ſittliche Bildung des Einzelnen aber, die nur von innen heraus bewirkt werden kann, durch die Erkenntniß ſeiner ſelbſt, und das Beſtreben, an ſich beſſernd fortzuſchreiten, macht ſie unmöglich, weil ſie ſie von Außen hineinbringen will, und erzeugt dafür jenen geiſtlichen Hochmuth, der unter allen der verwerflichſte iſt. So geſchieht's, daß ſie den Egoismus, gegen welchen ſie als einen böſen Ausſatz unſerer Zeit am meiſten zu Felde zieht, gerade ſelber hervorruft. — Durch die ganz falſche Anſicht ferner, welche dieſe Richtung vom Leben und von der Natur hat, welche ſie ganz in der Weiſe des Mittelalters als etwas Böſes und vom Teufel Kommendes anſieht, das man überall fliehen, dem man auf allen Seiten ſich entziehen müſſe, bewirkt ſie bei ihren Anhängern das Zurückziehen von den Weltverhältniſſen, welche als eitler Tand den Chriſten nichts angingen: er habe für andere Dinge zu ſorgen. Wahrlich! jene Gleichgültigkeit gegen die öffentlichen Zuſtände, welche uns die Ausländer vorwerfen, jene Erſchlaffung in unſern bürgerlichen Verhältniſſen, jenes wahrhaft knabiſche Betragen in politiſchen Dingen, weßwegen uns die Fremden verſpotten — iſt ſicherlich mit durch das Umſichgreifen jener Richtung bewirkt worden.

Gegen die Beſtrebungen dieſer religiöſen reactionären Partei nun ſoll vorzüglich auch unſere Zeitſchrift

gerichtet sein: sie soll dafür jene Richtung unterstützen, die ihr feindlich gegenübertritt.

Denn offenbar bereitet sich in unsern religiösen Verhältnissen eine gewaltige Revolution vor, welche höchst wahrscheinlich beide Hauptconfessionen, den Protestantismus und den Katholicismus auf gleiche Weise treffen wird. Das Bedürfniß einer neuen Reinigung des Christenthums macht sich mit wachsender Stärke geltend: man sieht immer mehr die Nothwendigkeit ein, das reine Gold, das in der christlichen Religion liegt, von den Schlacken zu sondern, welche unsere Kirchenthümer angehängt haben. Alles arbeitet darauf hin, das Christenthum als eine aus der Entwicklung der Menschheit mit Nothwendigkeit herausquellende Erscheinung zu betrachten, es in seiner historischen Gestaltung zu verfolgen, und die fortgesetzte ernste Forschung auf diesem Felde, welche jetzt von allen Seiten mit erneuertem Eifer begonnen hat, wird uns bald die wichtigsten und folgenreichsten Resultate liefern. Und diese Resultate werden uns die Ewigkeit und die Göttlichkeit des Christenthums in einem ganz andern Sinne beweisen, als es unsere Orthodoxen zu thun pflegen.

Und was das Leben betrifft, so soll und wird unsere Zeit wiederum zum klaren Bewußtsein kommen, daß es vor allen Dingen eine tüchtige Gesinnung ist, welcher wir jetzt bedürfen; aber nicht aus Gebetbüchern

wird dieſe erworben, und nicht durch das Zurückziehen in das Kämmerlein — nur die Welt macht den tüchtigen Menſchen! Wir können gegenwärtig keine Betbrüder brauchen, keine ſüßlich weinerlichen Frömmler, keine Leute, welche die Kraft, die ihnen die Natur verliehen, noch vollends aus ſich herausziehen — ſtarke tüchtige Naturen thun uns Noth, wenn unſer Volk aus der Schlaffheit und aus der Lethargie, in die es in neueſter Zeit verſenkt iſt, ſich wieder erheben ſoll! —

Nach dem, was wir bisher geſagt, wird man hoffentlich den Charakter und das Weſen unſerer Tendenz erkannt haben. Doch halten wir es für nöthig, unſere Anſicht noch von einer anderen Richtung der Gegenwart auszuſprechen, welche keineswegs unbedeutend iſt, ja immer weiter um ſich greift!

Wir meinen hiemit die Richtung des ſogenannten jungen Deutſchland.

Wir verſtehen hierunter nicht bloß die Wenigen, die ſich anfänglich ſelber dieſen Namen beigelegt, ſondern die ganze Anzahl derjenigen, welche ſich ihrer Manier und Darſtellungsweiſe, ihren Anſichten und Beſtrebungen angeſchloſſen haben. Deren aber ſind heut zu Tage nicht Wenige: ſelbſt aus andern Gebieten und Richtungen kommen ſie herüber, um an dieſer Quelle zu trinken und es iſt unverkennbar: dieſe Schule macht von Tag zu Tag größere Eroberungen, und

Aber sie kam [illegible] sondern stufenweise. Anfangs glaubte man, die freiere Richtung habe zu sehr ausgeschweift — und wo nicht, hätte dieß auch geläugnet werden? Man hielt es für nöthig, sie zu beschränken. Man fand, daß in der angegriffenen Richtung Elemente sich befänden, die mit Unrecht verworfen worden: man zog diese wieder hervor, und suchte ihre Wahrheit zu begründen. So verbanden sich Elemente der Reaction mit Elementen der freieren Richtung und erhielten durch die Art und Weise der Verbindung das Ansehen, als repräsentirten sie einen Fortschritt. Darauf aber baute sich dann die eigentliche Reaction auf.

Jetzt, wo die freiere Richtung der Reaction gegenüber sich wieder stärker erhebt, tritt die nämliche Erscheinung ein. Elemente der freieren Richtung verbinden sich mit Elementen der Reaction: und diese Verbindung bildet erst den Uebergang zu der vollkommen freien Richtung.

Hieraus nun erklärt sich die Erscheinung von den verschiedenartigen, einander oft widersprechenden, Tendenzen unserer Zeit und die vielen Mischungen und Schattirungen. Wir leben in einer bewegten und aufgeregten Entwicklungsperiode, welche sich erst in vielfachen, ja entgegengesetzten Richtungen ausleben muß, ehe sie zu ihrem eigentlichen Ziele gelangt. Es ist aber

Darſtellungsweiſe ſelbſt in Behandlung ernſterer wiſſenſchaftlicher Gegenſtände eingeführt, welche ſich in Kurzem ſo ſehr Bahn gebrochen hat, daß bald Niemand mehr an der trockenen gelehrten Weiſe Geſchmack finden wird.

Allein trotz dieſer unverkennbaren Verdienſte können wir dieſe Richtung unmöglich für diejenige halten, von welcher eine große Umgeſtaltung unſerer literariſchen und ſocialen Verhältniſſe auszugehen habe.

Wir haben anderswo ſchon angedeutet, daß dieſer Schule die Gründlichkeit mangle, und daß ſie ebendarum für die Wiſſenſchaft keine neue Bahn vorzeichnen könne. Das Alte, Pedantiſche lächerlich machen und einreißen kann ſie wohl: etwas Neues, das wirklich erſprießlich wäre, aufzubauen, vermag ſie nicht. Jenes faſelige, nach Geiſtreichigkeit haſchende Weſen, die Sucht, überall intereſſant zu erſcheinen, ernſte Unterſuchungen mit Bildern zu umhüllen, wodurch man dem klaren und tiefen Eindringen in die Sache entgeht, mit einem geiſtreich ſcheinenden Ausdruck eine ganz wichtige Frage abzumachen — alles dieß iſt nur für den Augenblick: für die Dauer kann es nichts begründen.

Und dann fängt ſelbſt die Form, welche jene Schule eingeführt hat, an, zu ſehr an die Manier hinzuſtreifen, um bleibend ſein zu können. Urſprünglich wollte ſie Natürlichkeit und Lebendigkeit der Darſtellung. Dann, um den Leſer fortwährend in Spannung zu erhalten,

sind ein Gemeingut der gegenwärtigen Menschheit: sie entsprangen aus der bisherigen Entwicklung unserer geistigen Bildung. Der Hegelianismus hat keineswegs das Verdienst, dergleichen Ideen zuerst ans Tageslicht gefördert oder allein verarbeitet zu haben.

Geben wir nun aber einestheils wenigstens zu, daß der Hegelianismus Ideen unserer Zeit in sich aufgenommen habe, so gehört er doch auf der andern Seite der Reaction an: dadurch nämlich, daß er die freie wissenschaftliche Forschung in ein abgeschlossenes System wieder einzuzwängen sucht. Die Form, in welcher diese Philosophie erscheint, treibt uns das Leben aus der Wissenschaft hinaus: sie wird nicht eher ruhen, als bis jene, wie zu den Zeiten des Scholasticismus, in ein paar todte Floskeln zusammengeschrumpft ist, die man nachspricht, ohne sich dabei etwas zu denken. Und wie dieß immer zu geschehen pflegt, je mehr die Philosophie auf das Formelle, auf das Systematische sich wendet, und dafür den Gehalt vernachlässigt, vom Leben und dessen Erscheinungen sich entfernt, je weniger Ersprießliches sie also zu wirken vermag — desto mehr macht sie Ansprüche, desto größer wird die Meinung von ihrer Bedeutsamkeit. Sage man doch, ob irgend ein Werk noch Gnade vor den Augen eines Hegelianers findet, in welchem die Theorien und Formen seiner Schule nicht gebraucht sind? Da heißt es

Und hiemit, glaube ich, haben wir genug geſagt, um unſere Tendenz zu bezeichnen. Man ſieht: wir treten mehreren bedeutenden Richtungen unſerer Zeit geradezu entgegen. Wir ſind Gegner der kosmopolitiſchen Richtung, der hegelſchen Syſtematiſirerei, der religiöſen Reaction, der Salonmanier.

Ebendeßhalb könnte man uns einwenden: unſere Bemühungen wären fruchtlos, da ſie mit dem Geiſte der Zeit in geradem Widerſpruche ſtehen.

Doch nicht Alles iſt Zeitgeiſt, was ſo ausſieht. Die Richtungen, welche gegenwärtig Mode ſind, ſind, wie wir ſchon angedeutet, Fractionen vom allgemeinen Geiſte der Zeit, deren Nothwendigkeit wir keineswegs läugnen, inſofern ſie unſere ſpätere Entwicklung bedingen, die wir aber in ihre Gränzen zurückweiſen zu müſſen glauben, wenn ſie eine abſolute Herrſchaft zu erringen ſtreben. Unſere Zeit wird alle dieſe verſchiedenen Richtungen in ſich aufnehmen; aber ſie ſtrebt nach einem ganz andern, nach einem viel höheren Ziele, als ſich alle jene einzelnen Richtungen geſteckt haben.

Dieſes Ziel anzugeben, es in ſeinen einzelnen Theilen zu erörtern, die ganze Zukunft alſo beſtimmen zu wollen — dazu halten wir uns nicht für befugt. Vermeſſen ſcheint es uns, wenn der Einzelne etwas beſtimmen wollte, was nur die Geſinnung von Millionen bewirken kann. Aber das glauben wir kühn behaupten zu dür-

Philoſophie überhaupt keineswegs entgegentreten wollen. Die Fragen, deren Löſung vorzugsweiſe der Philoſophie zukommt, ſind zu wichtig und greifen zu ſehr in das Leben und deſſen Geſtaltung ein, als daß es uns jemals einfallen ſollte, das Forſchen darnach aufgehoben zu wünſchen. Es iſt keineswegs unſere Abſicht, das Leben und die Wiſſenſchaft bloß vom materiellen Standpunkte zu faſſen — darüber haben wir uns weitläufiger ſchon in dem Aufſatze über die rechte Verbindung der Wiſſenſchaft mit dem Leben ausgeſprochen — im Gegentheile, wir wollen Leben und Wiſſenſchaft begeiſtigen: und dieß wäre nicht wohl möglich ohne jenes Element, welches wir Philoſophie zu nennen pflegen. Doch, wie geſagt, von einem philoſophiſchen Syſteme, welches mit ſich ſelbſt die Forſchung abſchließt und den Stein der Weiſen ſchon gefunden zu haben glaubt, wollen wir ein für alle Mal nichts wiſſen: am wenigſten von einem Syſteme, welches lediglich a priori beginnt. Die Wahrheiten, welche allein uns nützen, welche allein auf die Geſtaltung unſerer Verhältniſſe einwirken können, müſſen auf dem Boden der Geſchichte gewonnen ſein: die übrigen Theorien verwehen wie eine Seifenblaſe.

Noch viel weniger indeß, als mit den Beſtrebungen des Hegelianismus, die Wiſſenſchaft in ſeine Schule einzuzwängen, können wir mit einer andern Richtung

theidigen. Heut zu Tage ist diese fast verschwunden und der Patriotismus wird von allen Seiten geprebigt. Und zwar nicht immer so, wie wir es wünschten. Es hat sich sehr viel Salbaderei, Lächerlichkeit und Abgeschmacktheit damit breit gemacht: es hat sich deutlich gezeigt, wie wenig die Masse das eigentlich nationale deutsche Wesen begriffen hatte. Doch ist auf der andern Seite auch nicht zu verkennen, daß man der falschen Auffassung der Nationalität entschieden und tüchtig entgegengetreten ist, daß man sich bestrebt hat, in ihr Wesen tiefer einzugehen und die Vereinbarkeit, ja Gleichartigkeit der germanischen Elemente mit den Forderungen der Zeit, welche eine Partei läugnen zu müssen glaubte, gründlich darzuthun.

Damals ferner hielten wir es für nöthig, gegen den Hegelianismus zu eifern, weil er sich vom Leben entfremdet habe. Auch das können wir jetzt nicht mehr behaupten. Die Hegelsche Philosophie, lange schon in sich selbst zerspalten, trennte sich in der letzten Zeit entschieden in zwei Parteien. Die eine, die linke genannt, charakterisirt sich nun gerade dadurch, daß sie sich in das Getreibe der Zeit geworfen, daß sie die Fragen der Gegenwart zum Gegenstande ihrer Untersuchungen macht und mit aller Energie die Partei des Fortschrittes unterstützt. Ja, sie hat sich, um desto erfolgreicher auf die Mitwelt wirken zu können,

von der Sprache der Schule losgesagt und zeichnet sich sogar durch klare, lebendige, nicht selten pikante Darstellung aus.

Freilich ist auch nicht ausgeblieben, was immer bei den Deutschen vorkommt: die freien Richtungen, nicht damit zufrieden, in dem Endziele mit einander übereinzustimmen, und den Weg, dahin zu gelangen, Jedem frei zu lassen, feinden sich nun schon unter einander selbst an und fechten gegen sich fast eben so hartnäckig, wie gegen die gemeinsamen Gegner.

Wir lachen über die Reformatoren des 16. Jahrhunderts, daß sie über nutzlose Dogmen sich entzweien, sich verketzern und verdammen und das gemeinsame große Ziel dabei aus den Augen lassen konnten. Und doch sehen wir heut zu Tage fast dieselbe Erscheinung.

Das junge Deutschland hat den Anfang dazu gemacht. Doch waren die Zwiespälte, die unter ihnen eingerissen, mehr persönlicher Natur, also zufällig, gingen keineswegs aus einer wesentlichen Verschiedenheit der Ansichten hervor.

Anders aber ist es mit der freieren theologischen Richtung. Was das Verhältniß von Strauß zu den alten Rationalisten anbelangt, so wurde er bekanntlich gleich von vorn herein von diesen angegriffen, weil sie seine Ansichten mit ihrer Richtung nicht in Einstimmung zu bringen wußten. Angeregt durch Strauß erhoben

ſich Andere von ähnlichen Tendenzen, wie Gfrörer, Bruno, Bauer u. ſ. w., aber anſtatt mit ihm in Uebereinſtimmung fortzuarbeiten, treten ſie gegen ihn in Oppoſition.

Die Hegelſche Linke geht in ihrer verneinenden Richtung ſo weit, alle Religion zu negiren. Eine Erſcheinung, die ſich allerdings aus dem ſtarren Feſthalten der Gegenpartei an ihren hergebrachten Satzungen erklären läßt, die aber etwas Unerfreuliches hat, wenn man bedenkt, wie hart ſelbſt diejenigen angefochten werden, die, obſchon der freien Richtung zugethan, doch nicht alle Religion und alles Gefühl läugnen wollen.

Es fehlte nur noch, daß die politiſchen Liberalen einander auch in die Haare kommen, und dazu iſt aller Anlaß vorhanden.

Erſtens kann der Nationalismus und der Kosmopolitismus mit einander in Conflikt kommen, was leicht möglich iſt, wenn man ſich nicht über das Weſen der beiden Richtungen verſtändigt. Zweitens der Conſtitutionalismus und der Republikanismus, um mit dieſem letzteren Worte eine Verfaſſung zu bezeichnen, die noch weiter geht, als unſere bisherigen Conſtitutionen. Drittens endlich die materiellen und die geiſtigen Intereſſen.

Und nun beißen wir uns die Zähne aus über Dinge, die wir noch nicht haben und geben dadurch den Gegnern neue Waffen wider uns in die Hände.

„So weit kommt ihr. Ihr wißt nicht, was ihr wollt. Der Eine ſo, der Andere ſo.“ So wird die Menge irr und wenn wir uns gegenſeitig tüchtig abgemüht haben, ſo bleibts zuletzt beim Alten.

Ich bin gar nicht dafür, Alles über Einen Leiſten zu ſchlagen und von jedem Individuum zu verlangen, ſeine eigenthümliche Ueberzeugung ſeiner Partei zum Opfer zu bringen, wiewohl dieß gerade die Franzoſen ſo thatkräftig macht; denn es iſt gegen unſern Charakter, [1]) und führt zur Flachheit und Wortmacherei. Aber dahin ſollten wir kommen — und ich dächte dahin hätte uns unſere Geſchichte ſchon führen müſſen — daß wir die weſentliche Tendenz nicht über Unweſentlichkeiten vergeſſen, und wenn wir ja darüber ſtreiten wollen, daß wir es nicht ſo thun, als hänge Tod und Leben davon ab. Aber es liegt leider in unſerem Weſen, daß wir die individuelle Anſicht ſo ungern dem allgemeinen großen Zwecke zum Opfer bringen.

Halte man nur vor Allem feſt, daß wir praktiſch werden müſſen, daß uns keine Theorien, keine Philoſophie, daß nichts uns helfen kann, als politiſches Bewußtſein, politiſcher Takt, politiſche Bildung und tüchtige Geſinnung.

Es iſt indeſſen nicht zu verkennen, daß die

1) Siehe den Aufſatz über den deutſchen Volkscharakter.

conservative, resp. die reactionäre Partei auch in sich gespalten ist und es zu keiner Einheit bringen kann. Neulich erst wurde der Vorschlag zu einer Vereinigung derselben gemacht, aber er hat keinen rechten Anklang gefunden. Auch gab sich die Schrift selbst, welche diesen Vorschlag machte, eine sehr vergebliche Mühe, die heterogensten Elemente mit einander zu verbinden.

Die politische und die religiöse Reaction, so genau sie auch mit einander zusammenhängen mögen, stehen sich auf der andern Seite doch nicht selten feindlich gegenüber. Die katholische Hierarchie begünstigt, wie sie es früher immer gethan, [1]) in den Ländern, in welchen ihr protestantische Regierungen entgegenstehen, die freien politischen Tendenzen. Ebenso bilden manche Nüancen des protestantischen Pietismus, wenigstens da, wo man ihnen nicht zu viel Herrschaft einräumen will, Opposition gegen die obersten Gewalten. Umgekehrt werden manche Regierungen, durch das feindselige Entgegentreten der religiösen Reactionspartei gezwungen, die freie Richtung zu begünstigen und den Obscurantismus zu bekämpfen. Ueberdieß sind Manche, welche vielleicht zu der politischen Reactionspartei gehören, durch ihre individuelle Entwicklung zur freien Richtung in Religion und Philosophie hingeleitet worden. Die Tendenzen einer Zeit,

1) Siehe den Aufsatz: „Epochen des Absolutismus."

r einzelne Hauptrichtungen ꝛc.

die sich in so mannigfaltiger Weise äussert
die ige, gehen nie ganz spurlos an dem Indi-
über: entweder das eine oder das andere
bei ihm Wurzeln geschlagen: in dieser
en Sphäre, immer wird der Einzelne seiner
Tribut bezahlen müssen.

rl upt aber hat die Reactionspartei bedeutend an Stärke verloren, seitdem mit dem Regierungswechsel in Preußen diesen Staat eine neue Bewegung ergriffen hat. Man muß wenigstens zugestehen, daß der jetzige König den freien Tendenzen große Aufmerksamkeit schenkt und ihnen schon manche wichtige Concessionen gemacht hat, die eher darauf schließen lassen, daß er ihnen noch mehr einräumt, als daß er sich feindselig gegen sie zeigen sollte.

Ehe jedoch unsere Zeit aus der mannigfachen Gährung, in welcher sie sich befindet, zu einem bestimmten Ziele gelangt — darüber werden wir noch manches Jahr verlaufen und manche neue Richtung auftauchen, Einfluß üben und wieder verschwinden sehen.

Aphorismen

über

unſere gegenwärtige Literatur.

1841.

Die folgenden Bemerkungen sollen keine großen Ansprüche machen. Man wünscht nur, daß sie, wie so viele andere über denselben Gegenstand, gelesen, geprüft, erwogen werden möchten. Vielleicht, daß sie doch hie und da eine Wirkung haben.

Die Literatur, wie das Leben, macht sich zwar von selbst, und der Einzelne müht sich umsonst ab, sie willkührlich nach seinen Ansichten umzumodeln. Doch gehört der Einzelne eben auch zum Ganzen, und wie er von seiner Zeit bedingt ist, so vermag er auch wieder auf sie zurückzuwirken. Beide stehen in Wechselwirkung zu einander.

Immerhin mag daher das Individuum seine Ansichten über Richtungen, Erscheinungen, Bestrebungen der Zeit geben. Lauft auch viel Subjectives mitunter: in einigen Punkten mag es doch wohl das objectiv Richtige getroffen haben. Denn Keiner steht so ganz

außer seiner Zeit, daß er ihre Bedürfnisse, wenn auch nur in einigen Beziehungen, nicht erkennen sollte.

Je mehr sich die Einzelnen über ihre Zeit und deren Bedürfnisse klar zu werden suchen, zumal in einer, die in einem Zustande der Gährung sich befindet, um so leichter wird diese zum Resultate kommen.

Ich will übrigens nicht Alles wiederholen, was schon Andere gesagt haben. Meine Ansichten sollen, wie sich von selbst versteht, auch gar keinen Anspruch auf Vollständigkeit machen. Ich gebe bloß, was sich mir aufgedrungen hat und was ich für nicht ganz unbeachtenswerth halte.

Die Klage über die Unzulänglichkeit unserer heutigen Literatur im Ganzen und im Großen — denn rühmliche Ausnahmen gibt es immer, also auch bei uns — ist wohl so ziemlich allgemein. Man hat beinahe Alles auszusetzen, was überhaupt an einer Literatur auszusetzen ist. Man findet sie seicht, flach, wässerig, übertrieben, auf Effect berechnet, ohne eigentlichen Geist und inneren Gehalt.

Es kann aber auch gar nicht anders sein bei der Unmasse von Schriften, die heut zu Tage erscheinen. Ich glaube, es hat noch nie eine Zeit gegeben, wo die Welt so mit Büchern überschwemmt worden wäre, wie jetzt.

Nicht nur Fähigere schreiben ganze Bibliotheken zusammen, sondern Jeder, der vielleicht einen neuen Gedanken zu haben glaubt, hält sich zum Schriftsteller berufen. Wer ein paar alte Manuscripte gefunden hat, die wichtig sein könnten, begnügt sich nicht, diese einfach zu veröffentlichen, sondern will eine Geschichte schreiben. Wer durch ein paar Gedichte im Kreis seiner Freunde Beifall erworben, will diese dem Publikum übergeben, und damit der Band voll werde, macht er neue dazu.

Es versteht sich von selbst, daß diese Masse von Schriften unmöglich alle gelesen werden können, nicht einmal von einem ganz geringen Theile des Publikums. Daß sie sich auf die Nachwelt erhalten, davon kann vollends keine Rede sein.

Bei einem Theile der heutigen Literatur ist es auch gar nicht Schade, wenn sie verloren geht. Bei einem andern ist es allerdings der Fall.

Es trifft sich, daß Einer einen oder einige gute Gedanken hat, welche werth sind, erwogen zu werden. Ein Anderer hat alte Documente aufgefunden, die etwa für das Verständniß einer Epoche oder eines Verhältnisses von Wichtigkeit sind, und deren Bekanntmachung sehr dankenswerth wäre. Gäbe nun Jeder sein Neues und Interessantes, einfach, anspruchslos, ohne Ostentation, so würde er dadurch sich, dem Publikum und

der Wissenschaft nützen. Aber nein! er muß ein dickes Buch machen. Nun werden die wenigen, wirklich guten Sachen, die er hat, überkleistert mit einem Schwall von Worten oder von längst bekannten Sachen. Er fängt vom Ei an, anstatt uns mitten in den Gegenstand hineinzuführen, über den er Neues und Interessantes weiß, was wir ihm sehr danken würden. Der Leser kann sich nun nicht die Mühe nehmen, durch die Spreu sich hindurchzuarbeiten, um die wenigen guten Fruchtkörner herauszufinden; auch weiß er ja nicht zum Voraus, ob seine Mühe belohnt wird: also legt er das Buch ungelesen bei Seite.

Doch bei Solchen ist immer noch das Motiv, das ihrer Schriftstellerei zu Grunde liegt, anzuerkennen. Aber Andere werden entweder durch ganz zufällige äußere Veranlassungen oder gar durch kaufmännische Berechnung zum Büchermachen getrieben.

Sie finden, daß manche Thema's an der Zeit sind, Interesse erregen. Sie nehmen sich daher vor, darüber zu schreiben, ohne dazu berufen zu sein, indem ihnen theils die nöthigen Kenntnisse abgehen, theils die innige geistige Befreundung mit dem zu behandelnden Stoffe. Sie suchen sich künstlich in das Interesse an dem Gegenstande hineinzuschrauben: den Mangel des Inhalts

verdecken sie mit Worten und Phrasen. Wie kann da etwas anders, als elende Halbheit, Unwahrheit, Seichtigkeit und Salbaderei herauskommen?

Es sollte eigentlich Niemand über etwas Anderes schreiben, als wozu er Lust und Neigung in sich verspürt, und nicht eher, als bis er den Gegenstand in sich geistig durchgearbeitet, mit sich selber über ihn abgeschlossen hat.

Wie wenig das heutzutage der Fall ist, liegt Jedermann vor Augen. Kaum daß die Ideen halb geboren sind, werden sie schon dem Publikum zu genießen gegeben.

Ein vorzüglicher Grund von so vielen unreifen literarischen Producten ist der, daß die Leute so gar frühe zu schriftstellern anfangen, wo sie weder Reife des Urtheils, noch Erfahrung, äußere wie innere, haben können. Ich wüßte nichts, was schädlicher wäre.

Ich will das Schriftstellern in der Jugend nicht ganz und gar mißbilligen, ohne alle Einschränkung: keineswegs! Aber es muß ein bedeutender Unterschied gemacht werden zwischen den Gegenständen, die sie behandeln soll. Den einen ist die Jugend gewachsen, ja vermag sie vielleicht nur allein zu behandeln und künstlerisch darzustellen, andere aber nicht.

Gibt die Jugend nur das Reſultat ihrer Empfindung, ihrer Stimmung, das Ganze ihrer Richtung wieder, wird immer etwas Wahres daran ſein, zumal, wenn dieß künſtleriſch gefaßt iſt. Plappert ſie aber in den Tag hinein über Dinge, die ihr eigentlich ferne liegen, wird Schlechtes und Albernes daraus. Schiller ſchrieb die Räuber auch in ſeiner Jugend, aber in ihnen iſt die Richtung und Stimmung der damaligen jüngeren Generation enthalten, und darum ſind ſie ausgezeichnet. Nicht minder ſeine übrigen proſaiſchen Stücke, wie Cabale und Liebe und der Fiesko, von denen man daſſelbe ſagen kann. Faſt jeder unſerer bedeutenderen Schriftſteller hat ſchon in ſeiner Jugend producirt: doch ging keiner über die ihm und ſeinem Alter eigenthümliche Sphäre hinaus und darum ſind ihre Producte jetzt noch claſſiſch. Denn wenn der Menſch nur die Reſultate ſeiner Entwicklung gibt, und zwar in ihrer Totalität, auch wenn dieſe noch nicht auf dem höchſten Punkte der Vollkommenheit angelangt iſt, wird immer etwas Ordentliches daraus werden.

Wirft ſich aber die Jugend auf einen Gegenſtand, dem nur das Alter und die Erfahrung gewachſen iſt, und der eigentlich auch nur dafür paßt, und will ſie eben darum aus ihrem eigenthümlichen Ideenkreiſe heraustreten, um ſich den andern gleichzuſetzen, ſo wird ſie

altklug, abgeschmackt, albern, und es kommt nur Fades und Unzulängliches zum Vorschein.

So möchte ich die ersten Schriften des sogenannten jungen Deutschland, in denen sie auf recht excentrische Weise ihre Ansichten niedergelegt haben, obwohl ich nicht mit ihnen übereinstimme, den späteren weit vorziehen, wo ihre Verfasser ihren eigenthümlichen Boden verlassen und sich auf Dinge geworfen haben, für die sie eben einmal nicht passen.

Das frühe Schriftstellern in dem Sinne, wie wir es tadelnswerth fanden, ist aber von dem größten Nachtheile für die Entwicklung des Talentes selbst.

Denn indem der junge Mann Gegenstände behandelt, denen er nicht gewachsen ist, stört er seine natürliche Entwicklung: er muß seine Kräfte überspannen — er muß, um den Mangel des Inhaltes zu verdecken, Phrasen und Worte anwenden, die eigentlich nichts sagen sollen — und dadurch bekommt sein Wesen etwas Unwahres und Flaches, das er später schwerlich wieder von sich wegbringt, denn die wenigsten Menschen sind der Ueberzeugung, daß sie fortwährend fortschreiten, lernen, an sich ausbessern müssen.

Kommt nun gar hinzu, was heut zu Tage so häufig der Fall ist, daß der angehende Schriftsteller von Talent übermäßig gelobt wird, wenn auch nur von seinen Freunden und der Partei, welcher er angehört, so ist

er vollends geliefert. Er hält sich schon für vollkommen, traut sich Alles zu, schraubt sich zu dem Höchsten hinauf — aber nur, um gleich einem Luftballon bald wieder ins Nichts zurückzusinken.

Unsere Zeit liefert genug Belege dazu. Ephemere glänzende Erscheinungen am literarischen Horizonte die Menge: sie steigen in ungebührlich kurzer Zeit zu einem ungeheuern Ansehen und Ruf — dann verschwinden sie beinahe spurlos, um Andern Platz zu machen, die dasselbe Schicksal erfahren.

Gibt nun aber der Schriftsteller bloß das, was er geistig verarbeitet, in sich selber durchgelebt hat, Resultate seiner Studien und seiner inneren Entwicklung, dann wird sich die rechte Form und Darstellung von selber ergeben.

Ueber die Form ließe sich Vieles sagen. Auch unsere Zeit ist mehr wie eine andere, darauf aufmerksam geworden, ja die gegenwärtige Literatur vindicirt sich den Vorzug einer schönen, gefälligen Form, einer leichten und gewandten Darstellung am meisten und glaubt, daß sie dadurch vorzüglich berufen sei, auf das Leben, auf die Nation einzuwirken.

Allerdings ist die Form von großer Wichtigkeit, und wir sind gar nicht gesonnen, sie gering zu achten.

Gewöhnlich aber macht man ſich eine falſche Vorſtellung davon.

Es gibt eine doppelte Form, eine innere und eine äuſſere. Jene beſteht in der Expoſition der zu Grunde liegenden Idee, in der Anlage des Werkes, in der Art der Entwicklung, in der Verbindung und dem Verhältniß der einzelnen Theile zum Ganzen. Man ſieht, ſie hängt davon ab, ob der Schriftſteller ſeines Gegenſtandes Meiſter geworden, ob er ihn ganz in ſich verarbeitet hat: ſie iſt alſo etwas ganz Weſentliches: ſie iſt das Geiſtige der Form.

Die äuſſere Form iſt das, was wir Styl nennen, der Ausdruck, die Sprache, die Art und Weiſe, den einzelnen Gedanken in Worte zu kleiden. Sie iſt eine Gabe, welche dem Individuum die Natur verliehen: der Eine hat mehr Talent im Ausdrucke, der Andere weniger. Sie ſcheint demnach unabhängig von der geiſtigen Form zu ſein, und dennoch iſt eine Einwirkung von dieſer nicht zu verkennen. Wenn nämlich das Weſentlichere, die geiſtige Form vorhanden iſt, wenn der Schriftſteller ſeinen Gegenſtand ganz und gar bewältigt hat, und, was ich hinzuſetzen muß, von ihm intereſſirt iſt, ſo wird auch der Styl, wenn er auch nicht gerade ſehr ſchön ſein ſollte, uns intereſſiren, da in demſelben die Durchdringung von dem zu Grunde liegenden Gedanken hindurchleuchtet.

Umgekehrt, hat der Schriftſteller ſeinen Gegenſtand

nicht bewältigt, werden wir auch dem Style die Unsicherheit und Haltlosigkeit anmerken, und wenn er sich noch so viele Mühe gibt, die Unzulänglichkeit des Gedankens durch einen schönen Ausdruck zu verdecken.

Dann tritt der manierirte Styl ein, der in keinem Zusammenhang, weder mit dem Gegenstande, noch mit der Individualität des Schriftstellers steht und auf die Länge uns anekelt.

Man sieht: die Ha... kommt immer wieder auf das zurück, wa... gesagt haben: es ist vor allen Dingen nöt... er Schriftsteller seinen Gegenstand durchgelebt hat, dann wird sich auch die rechte Darstellung ergeben.

Das erste Erforderniß derselben und ein nothwendiges Resultat der angegebenen Bedingung ist die Klarheit. Und zwar die innere Klarheit, die Klarheit des Gedankens, die sich von selbst aus der Behandlung des Gegenstandes dem Leser darbietet, so daß, wie dieß namentlich bei guten Poesien der Fall ist, dieser auf den Gedanken kommt, das hätte er auch machen können, obwohl gerade diese Klarheit das Resultat des reifsten Nachdenkens ist. Die äußere Klarheit, die des Ausdrucks, wird Derjenige, welcher jene nicht hat,

vergebens erſtreben, und man ſieht es Jedem an, wenn er erſt darnach ringen muß, wenn ſie ſich ihm nicht von ſelber bietet.

Ein zweites, ſich ebenfalls von ſelbſt ergebendes Erforderniß, das mit dem erſten zuſammenhängt, iſt die Natürlichkeit. Der Ausdruck muß ſich dem Gedanken anpaſſen, den er darſtellen ſoll. Er darf nicht hochtrabend ſein, wenn der Gedanke ſich in niedern Sphären bewegt, nicht leichtfertig, wo ernſte Dinge zur Sprache kommen, nicht langweilig und trocken bei der Darſtellung lebensvoller, thatenreicher Verhältniſſe, nicht blumenreich bei nüchternen, verſtändigen Gegenſtänden, nicht bombaſtiſch, nicht geſchraubt.

Auch kurz und bündig ſoll der Styl ſein. Was man recht weiß, iſt bald geſagt. Je mehr Einer weiß, um ſo kürzer wird er ſich faſſen können. Nur wer über ſeinen Gegenſtand ſich nicht klar geworden, braucht viele Worte. „Da eben, wo Begriffe fehlen, da ſtellt ein Wort zu rechter Zeit ſich ein.“ Ein gutes Buch darf man nicht excerpiren können: es darf nicht mehr enthalten, als nöthig iſt, um die zu Grunde liegende Idee deutlich und anſchaulich wiederzugeben: es muß ein geſchloſſenes Ganzes ausmachen.

Doch verlange ich nicht die manierirte Kürze, die holperig und undeutlich wird. Die taciteiſche Art, wie ſie Johannes v. Müller eingeführt, und wie ſie Viele

von uns nachgemacht haben, ist lächerlich. Sie führt auf die Unnatürlichkeit zurück, die wir gerade nicht wollen.

Auch nicht geleckt, so zu sagen, soll der Styl sein. —

Durch diese Erfordernisse wird die Form classisch und zugleich volksmäßig.

Denn das eigentlich Classische besteht keineswegs in einer Nachahmung der Alten sammt ihren Einzelnheiten, sondern in der innigen Durchdringung der Form und des Gegenstandes, wie wir sie angegeben haben, in der dadurch bedingten Klarheit und in der Natürlichkeit des Ausdrucks. Und das ist es gerade, wodurch der Schriftsteller auch volksmäßig wird.

Glaube man ja nicht, daß man sich eine besondere Sprache bilden müsse, um volksmäßig und populär zu sein. Im Gegentheile, die Schriften, die vor einiger Zeit auf recht manierirte Weise dieß Bestreben an den Tag legten, stehen dem Volke viel ferner. Alles, was eine Klarheit des Gedankens hat, wie des Ausdrucks, ist allgemein verständlich, populär. Man hat nicht erst ein besonderes Gewand dazu nöthig.

Nehme man sich Lessing zum Muster, der vielleicht unter allen am Trefflichsten die Kraft und den Geist der deutschen Sprache ausgedrückt hat.

Und genügt denn dieſen Anforderungen, die wir an die Form der Darſtellung machen, die gegenwärtige Literatur? Schwerlich möchte Jemand dieſe Frage in ihrem ganzen Umfange bejahen können.

Denn da die Form ſo genau mit dem Gehalte zuſammenhängt, ſo kann jene nicht wohl viel beſſer ſein, als dieſer.

Doch wir ſind zu lange ein moroſer Sittenrichter geweſen. Es iſt Zeit, daß wir unſerer Literatur auch Gerechtigkeit widerfahren laſſen.

Die Literatur iſt immer und von jeher der Ausdruck des Lebens geweſen und war von dieſem bedingt. Auch die gegenwärtige iſt ein Reſultat der ſocialen Zuſtände und dieſen müſſen wir daher manche Fehler zuſchreiben, welche wir an jener zu rügen haben.

Unſere Zeit — wer hat dieſen Gedanken nicht ſchon gehabt und ausgeſprochen? — befindet ſich in einem Zuſtande der Gährung, und zwar einer nicht geringen. Faſt alle Verhältniſſe ſind, ſo wenig dieß auch äuſſerlich ſcheinen mag, in einer innern Auflöſung begriffen. Verzweifeln an der Gegenwart, Verzweifeln an der Zukunft hemmt die ſchöne gleichmäſſige Ausbildung des heutigen Geſchlechts — es iſt eine Art von Geiſtesfieber, was die Menſchheit ergriffen hat. Wer will da den größten Maßſtab an die Literatur legen, die ſich nur in ſchönen, glücklichen Zeiten — ich meine

keineswegs ruhige damit, denn wo das Leben in seiner Blüthe und Frische erscheinen will, da muß Kampf sein — entfalten kann?

Das ist etwas Allgemeines. Aber auch einzelne Erscheinungen in der Literatur erklären sich aus den socialen Verhältnissen.

Für ein Talent, wenn die es nicht seiner besseren Ueberzeugung untreu werden will, ist fast kein Element weiter vorhanden, wo es seine Existenz sichern kann, als die Literatur. Wer unsere staatlichen Zustände nur obenhin kennt, wird leicht ersehen, daß es nicht immer die geradesten Wege sind, durch welche man auf einen grünen Zweig gelangen kann. Wie oft muß das Talent und der tüchtige Charakter vor der Kriecherei und der Mittelmäßigkeit zurücktreten! Und dann, wie ist es einem jungen strebenden Manne zu verargen, wenn er sich z. B. unter die geisttödtenden Akten unserer Gerichte nicht lebendig vergraben lassen will? Den Institutionen unserer Staaten, meistens noch aus einer Zeit politischer Barbarei stammend, ist fast alles Leben und aller Geist entwichen: und dem Talent steht eher Untergang bevor, als die Möglichkeit sich zu entfalten. Der junge Mann wirft sich also auf die Literatur! Er macht sie zu seinem Gewerbe, vielleicht ohne daß er eigentlich will, aber durch äussere

drückende Verhältniſſe dazu bewogen. Einmal in dieſem Elemente, muß er dann fortſchwimmen, muß produciren, ohne die geiſtige Reife ſeiner Arbeiten abwarten zu können, weil er vielleicht ſonſt verhungern müßte.

Und leider geht es auch denen ſo, die ſich einer ernſteren wiſſenſchaftlichen Carriere gewidmet haben. Man geſtattet ihnen nicht, ſich naturgemäß zu entwickeln, ſich innerlich durchzubilden, ihre Ideen reifen zu laſſen. Das ſchreibſelige, thatenarme und thatenſcheuende Jahrhundert verlangt von dem Menſchen, der ſich vorzugsweiſe zur Aufgabe geſtellt hat, auf die Jugend zu wirken, nicht die Durchbildung ſeiner ſelbſt, ſeines Geiſtes und ſeines Charakters, ſondern Bücher, gleichſam als wären ſie das Einzige, was den Menſchen zu dem macht, was er iſt.

Und da auch auf dem wiſſenſchaftlichen Gebiete die Concurrenz außerordentlich groß iſt, ſo muß der Einzelne ſo ſehr wie möglich eilen, um ſeine Waare auf den Markt zu bringen, damit ihm nicht ſein Gegenſtand oder ſeine Ideen von Anderen weggenommen werden. Die Folge davon iſt, daß man ſich nicht mehr die Mühe nimmt, den Stoff ſo durchzuarbeiten, wie ehedem. Wie ſelten kommt es wohl heut zu Tage noch vor, daß ein Schriftſteller Jahrzehende auf die

Abfassung eines Werkes verwendet, was im vorigen Jahrhundert und noch am Anfange dieses so häufig bei uns der Fall gewesen? Er kann nicht, wenigstens nicht der junge angehende, auch nicht mit dem besten Willen, wenn er nicht seine literarische Stellung oder seine academische Carriere verscherzen will.

Und indem nun Alles in der Literatur sich versammelt, was vom Geiste in der Nation vorhanden ist, wird diese und die literarischen Persönlichkeiten mehr, als es zu irgend einer Zeit der Fall war, in die Oeffentlichkeit hereingezogen, gleichsam als suchte man sich für den Mangel an politischer Oeffentlichkeit durch diejenige der schriftstellerischen Individualitäten zu entschädigen.

Taucht eine bedeutende literarische Erscheinung auf, gleich wird sie vor das große Forum gebracht, nicht bloß die Werke eines bedeutenden Mannes — das wäre nicht zu tadeln — sondern auch seine Person. Es wird an ihm gezerrt und gerissen: entweder werden seine Leistungen ungebührlicher Weise übertrieben: oder er wird durch gehässigen Tadel, durch böswillige Aufdeckung und Verdrehung seiner Lebensweise niederer gestellt, als billig ist. Durch beide Dinge aber ist er in seiner natürlichen Entwicklung gestört: ohne daß er will, wird er von der Bewegung mit fortge-

riſſen, und um ſeine ruhige ſtätige Fortbildung iſt es geſchehen.

Es hat dieß etwas Unſchönes, ja Widerliches an ſich. Es iſt ein Verrath an den Perſonen, die man um ihre Entwicklung betrügt, und ein Verrath an der Nation, welcher dadurch bedeutende Talente verloren gehen, die vielleicht ſonſt etwas Tüchtiges hätten leiſten können.

Der Verſtändige wird auch durch dergleichen übertriebene Urtheile über literariſche Erſcheinungen eher ein ungünſtiges, als vortheilhaftes Vorurtheil gegen ſie bekommen.

Die Rahel z. B. iſt gewiß eine höchſt originelle Perſönlichkeit und gewährt dem, der ſich vorurtheilsfrei in ihre Briefe verſenkt, um ihre Eigenthümlichkeit zu erkennen, gewiß großes Vergnügen. Hört er aber in den excentriſchen Ausdrücken von ihr ſprechen, die man von ihr gebraucht, ſieht er ſie ſo gewaltſam auf eine Höhe geſchleppt, wo ſie eben doch nicht hingehört, ſo wird er gegen ſie eingenommen.

Ebenſo könnte mir das Schwätzen über Göthe ihn ſelbſt verleiden, wiewohl er zu denen gehört, denen ich

am Meisten zu danken habe. Ich weiß nicht, eine gewisse Pietät gegen Göthe würde mich abhalten, etwas über ihn zu schreiben.

Unsere heutige Journalistik ist nicht minder von den socialen Verhältnissen berührt. Ihr schlechter Zustand, die Unwahrheit, Seichtigkeit, ja zum Theil Schlechtigkeit, die sich in ihr ausspricht, geht aus dem Umstande hervor, daß man sich genöthigt sieht, aus der Literatur ein Gewerbe zu machen. Der Autor handelt mit seinen Büchern: er bezahlt Recensenten, oder schließt mit anderen Contrakte, deren Bücher er wiederum loben will. Umgekehrt wirken die persönlichen Feindschaften auch wieder auf die Beurtheilung der Bücher zurück.

In der Journalistik, besonders in der gelehrten, ist eine vollkommene Reform durchaus nothwendig. Die kurzen raisonnirenden, entweder lobenden oder tadelnden Anzeigen, ohne alle Belege, nur der Ausdruck des Urtheils vom Referenten, sollten gänzlich wegfallen. Die Recensionen sollten sich in der Mehrzahl nur auf die Anzeige vom Inhalte eines Werkes und dem Gange, den der Autor dabei genommen hat, beschränken. Nur

von wichtigen bedeutenden Büchern sollten Kritiken gegeben werden: da kann das Publikum dann selbst eine Controlle führen.

Und, was ich besonders rathen möchte, keine jungen Leute sollten sich mit dem Recensiren abgeben. Die gute Recension erfordert immer einen gereiften Mann. Der junge Mann soll lernen, aufnehmen: zur Kritik ist er noch nicht berufen. —

Es lautet komisch, aber es ist mein voller Ernst, wenn ich auf die schlechten socialen Verhältnisse unsere Dichter verweise

Man hat es schon öfters gesagt, daß unsere gegenwärtige Poesie nicht viel bedeutet. Die Dichter ärgern sich freilich darüber und wollen das nicht zugeben. Aber es ist doch wohl nicht anders. Dieß beweisen schon die vielen Theorien, die man gegenwärtig aufstellt. Eine wahrhaft poetische Zeit hat geschaffen: erst die ermattende und erschlaffende Zeit hat aus den vorliegenden Mustern die Theorien gemacht. Wenn unsere Poesie wahrhaft bedeutend werden soll, so muß sie die bisherigen Kreise und Formen verlassen: sie muß praktisch werden, sie

muß sich der Fragen der Zeit bemächtigen und daraus ihre Kräfte ziehen.[1])

Vielleicht, daß dadurch die schöne Form zu Grunde geht, daß wir keine vollkommenen Kunstwerke mehr erzeugen. Göthe weissagte wenigstens von den Dichtern, die sich mit der Politik zu sehr beschäftigten, wie Uhland, daß ihre Poesie darunter leiden müsse. Allein was schadet das auch? Es ist uns vor der Hand viel nöthiger, die socialen Verhältnisse zu verbessern, als die Poesie und Kunst, in der wir nun doch einmal schon eine beträchtliche Höhe erreicht haben, noch weiter fortzuspinnen. Uebrigens wird sich der ächt dichterische Genius, wie ich glaube, durch großartige Motive eher spannen und erheben, als sich die Flügel lähmen lassen. Was machte Byron so groß? Das Durchdrungensein von den großen Ideen, wenn man will, von dem Schmerze der Zeit. Und Platen? In welchem Dichter ist die Form auf einer so großen Höhe? Und wer hat mehr die Tendenzen der Zeit zum Gegenstande seiner Gedichte gemacht, als er?

Unstreitig die beste Art und Weise, heut zu Tage poetisch auf die Mitwelt zu wirken, ist die Satire.

1) Dieß ist seitdem geschehen. Ich erinnere nur an Herwegh, Hoffmann von Fallersleben, kosmopolitischen Nachtwächter, Prutz u. s. w.

Merkwürdig, daß sie in unserer Zeit, die doch so unendlich viel Stoff dafür bietet, gar nicht angewendet wird. Keines unserer Dichter wendet darauf seine Kräfte. [1]) Denn ich meine natürlich nicht die niedere Satire, die sich mit Unbedeutendheiten abgibt, sondern die höhere, welche die öffentlichen Zustände im Auge hat.

Einen Grund könnten wir wohl anführen. Es ist die Censur. Diese, wie sie überhaupt das freiere Geistesleben der Nation hemmt, und wie sie vielleicht eine nicht geringe Schuld an dem erbärmlichen Zustande unserer Literatur trägt, ist natürlich darauf bedacht, die Regungen eines witzigen Kopfes nicht aufkommen zu lassen. Aber sollte nicht gerade die Censur am Meisten dazu geeignet sein, jene Geistesthätigkeit zu erhöhen und zu schärfen? Dahlmann soll einmal gesagt haben, daß die Censur wenigstens das Gute an sich hätte, daß sie uns die Gewandtheit des Ausdrucks lehrt, daß wir lernen, Dinge auf eine Weise zu sagen, die scheinbar unschuldig ist und nichts Gefährliches an sich hat, die aber dem Wesen nach das aus-

---

1) Auch dieser Zweig der Literatur ist unterdessen mehr gepflegt worden. Der Verfasser kannte damals noch nicht: „Kerker und Liebe aus den Papieren eines Amnestirten" und so manches Andere, das inzwischen herausgekommen.

Spätere Anmerkung.

drückt, was die Cenſur gerade nicht haben will. Und dann, genau genommen, darf man eigentlich nur das wiedergeben, was unſere Journale und Zeitungen jeden Tag wiederholen. Denn in der That: manche Artikel beſonders die lobenden, lauten nicht anders, als wie reine Satire.

Wir könnten hier manche ergötzliche Belege aufführen, doch wir halten damit beſſer zurück.

Gedanken

über

den deutschen Volkscharakter.

1840.

Nicht leicht möchte es ein Volk geben, das von den Ausländern sowohl, wie von sich selbst so verschieden beurtheilt worden ist, als das deutsche, und nicht leicht eines, bei dem diese Verschiedenheit der Urtheile so sehr gerechtfertigt werden könnte.

Wir brauchen hiebei den Leser nicht auf Bücher hinzuweisen: in dem Leben selber muß diese Erscheinung Jedem schon aufgestoßen sein.

Fragen wir nach der Ursache, so möchte sich wohl keine andere angeben lassen, als daß das deutsche Volksthum so beschaffen sein müsse, daß es sich, ohne sich untreu zu werden, nach verschiedenen, ja entgegengesetzten Richtungen hin zu äußern vermag, so daß es dem Beobachter der einen Richtung als ein ganz anderes erscheinen kann, wie dem Beobachter der andern.

In der That, wenn wir die verschiedenen Eigenthümlichkeiten des deutschen Volkes näher betrachten, so

bemerken wir immer eine doppelte Entfaltung, eine beſſere und eine ſchlimmere.

Machen wir es uns einmal zur Aufgabe, dieſen Gegenſtand weiter zu verfolgen. Es iſt wichtig und zeitgemäß zugleich, ſich darüber klar zu werden. Denn gegenwärtig, wo es darauf ankommt, einen deutſch-patriotiſchen Sinn wieder zu erwecken, und die Nation zu überzeugen, daß nur dadurch Großes und Erſprießliches erreicht werden könne, jetzt gerade iſt es nothwendig, des Charakters unſeres Volkes ſich vollkommen bewußt zu werden: es wird einerſeits dem Verzweifelnden ſeine Verzweiflung benommen, dann werden aber auch die Mittel hervortreten, welche einer ſchlechten Wendung der deutſchen Verhältniſſe vorzubeugen vermögen.

Wenn wir nach dem Grunde aller verſchiedenen Aeußerungen unſeres Volkscharakters forſchen, ſo werden wir zwei Elemente annehmen müſſen, die, wie zwei Pole, einander abſtoßen und wieder anziehen, die durch ihre mannigfachen gegenſeitigen Beziehungen das eigenthümliche Leben unſerer Nation nach verſchiedenen Richtungen hin hervorbringen. Sie ſind Univerſalität und Individualität.

Man könnte uns einwenden, dieſe zwei Elemente wären überall, wo Leben ſei, und müßten daher auch in jedem andern Volke thätig ſein. Wir geben es zu. Nirgends aber ſind ſie ſo ausgeprägt, und nirgends

bedingen sie so ausschließend den Volkscharakter, wie bei uns. Und eben darum, weil diese beiden Elemente, welche jeden höhern Organismus erst möglich machen, bei uns die Grundprincipien des Lebens bilden, möchte man schon von vorneherein einen sehr vortheilhaften Schluß für unsern Charakter ziehen können.

Gehen wir nun zu der Betrachtung der einzelnen Elemente und ihrer Aeußerungen über.

Niemand wird abläugnen, daß wir eine große Fähigkeit besitzen, fremde Verhältnisse zu verstehen, zu begreifen, ja wohl in uns aufzunehmen und auszubilden. Kein anderes Volk versteht es so sehr, den Geist und den Charakter fremder Nationen zu erkennen, in seinen innersten Wesen aufzufassen und hiernach gerecht zu beurtheilen. Welche ist z. B. so sehr in den Geist der [illegible] eingedrungen, wie die unsrige? Welche andere wußte die Literaturen des modernen Europa so richtig, so unparteiisch zu würdigen? Sagen ja die Engländer selbst, daß ihr Shakespeare noch besser von uns Deutschen verstanden würde, als von ihnen!

Hieraus schon wäre unsere Universalität zu erkennen: sie zeigt sich aber auf einer andern Seite noch größer und gewaltiger.

Alle Bewegungen des neuen Europa, welche neue Weltverhältnisse und eine neue Weltanschauung herbeigeführt haben, gingen von uns aus. Wir haben das

am Meisten zu danken habe. Ich weiß nicht, eine gewisse Pietät gegen Göthe würde mich abhalten, etwas über ihn zu schreiben.

Unsere heutige Journalistik ist nicht minder von den socialen Verhältnissen berührt. Ihr schlechter Zustand, die Unwahrheit, Seichtigkeit, ja zum Theil Schlechtigkeit, die sich in ihr ausspricht, geht aus dem Umstande hervor, daß man sich genöthigt sieht, aus der Literatur ein Gewerbe zu machen. Der Autor handelt mit seinen Büchern: er bezahlt Recensenten, oder schließt mit anderen Contrakte, deren Bücher er wiederum loben will. Umgekehrt wirken die persönlichen Feindschaften auch wieder auf die Beurtheilung der Bücher zurück.

In der Journalistik, besonders in der gelehrten, ist eine vollkommene Reform durchaus nothwendig. Die kurzen raisonnirenden, entweder lobenden oder tadelnden Anzeigen, ohne alle Belege, nur der Ausdruck des Urtheils vom Referenten, sollten gänzlich wegfallen. Die Recensionen sollten sich in der Mehrzahl nur auf die Anzeige vom Inhalte eines Werkes und dem Gange, den der Autor dabei genommen hat, beschränken. Nur

Sie ist bei uns ebenso groß, ebenso bedeutend, wie das andere Element. Gehen wir zuerst vom alten deutschen Rechte aus, so sehen wir, daß das Princip desselben Sicherstellung der Freiheit des Individuums ist. Diese ist der Zweck des Staats, kein anderer. Ja, es ist dem Individuum anheimgegeben, ob er Schutz beim Staate suchen will, oder nicht: und geschieht es nicht, so hat der Staat gar kein Recht, für sich selber einzuschreiten. Dieselbe Freiheit und Unabhängigkeit des Individuums bemerken wir in der Geschichte unserer Literatur, unserer Poesie. Nirgends wohl haben sich eine solche Menge literarischer Individualitäten gezeigt, wie bei uns: und nirgends wohl läßt man die eigenthümliche Natur eines Jeden so gewähren, nirgends legt man ihr so wenig Hemmung in den Weg. Eine Academie der Wissenschaften, wie sie die Franzosen haben, welche das allgemeine Reglement für Sprache und Literatur bestimmte, wäre bei uns gar nicht denkbar. Wenn etwa Versuche dazu gemacht wurden, bestimmte Regeln für Poesie, Literatur und Sprache zu geben, waren sie doch nur Privatunternehmungen, die eben kein anderes Schicksal hatten, als diese zu haben pflegen.

Diese Richtung auf das Individuelle, Besondere tritt nun aber nicht bloß bei den Einzelnen hervor: sie offenbart sich auch in größeren Kreisen. Ich meine hier die verschiedenen deutschen Volksstämme. Unsere Volks-

muß sich der Fragen der Zeit bemächtigen und daraus ihre Kräfte ziehen. [1])

Vielleicht, daß dadurch die schöne Form zu Grunde geht, daß wir keine vollkommenen Kunstwerke mehr erzeugen. Göthe weissagte wenigstens von den Dichtern, die sich mit der Politik zu sehr beschäftigten, wie Uhland, daß ihre Poesie darunter leiden müsse. Allein was schadet das auch? Es ist uns vor der Hand viel nöthiger, die socialen Verhältnisse zu verbessern, als die Poesie und Kunst, in der wir nun doch einmal schon eine beträchtliche Höhe erreicht haben, noch weiter fortzuspinnen. Uebrigens wird sich der ächt dichterische Genius, wie ich glaube, durch großartige Motive eher spannen und erheben, als sich die Flügel lähmen lassen. Was machte Byron so groß? Das Durchdrungensein von den großen Ideen, wenn man will, von dem Schmerze der Zeit. Und Platen? In welchem Dichter ist die Form auf einer so großen Höhe? Und wer hat mehr die Tendenzen der Zeit zum Gegenstande seiner Gedichte gemacht, als er?

Unstreitig die beste Art und Weise, heut zu Tage poetisch auf die Mitwelt zu wirken, ist die Satire.

1) Dieß ist seitdem geschehen. Ich erinnere nur an Herwegh, Hoffmann von Fallersleben, kosmopolitischen Nachtwächter, Prutz u. s. w.

Die Universalität nämlich hält uns eines Theils ab, unsere inneren Verhältnisse durchzubilden, oder führt uns gar zur Ausländerei. Die Individualität führt ungefähr auf das Nämliche: sie hemmt wenigstens unsere Einheit.

Es ist, glaube ich, eine sehr natürliche Folge von der großen Bedeutung, die wir für die Welt haben, daß wir aus uns selbst in die weiten Kreise der Menschheit hinausgetrieben werden und daher die Ausbildung unserer inneren Zustände vergessen, oder wenigstens die äußeren Verhältnisse auf die inneren minder vortheilhaft wirken lassen.

So war's, als wir die römische Welt überwanden. Auf unsere inneren Verhältnisse übte diese große That keineswegs einen günstigen Einfluß. Sie zerstörte unsere Sitten, unsere alte Volksverfassung. Diejenigen Völker, von welchen vorzugsweise die Bewegung ausging, verloren die alten freien demokratischen Institutionen und setzten an die Stelle derselben die Comitate mit einem Könige an der Spitze.

So war's, als die Hohenstaufen den Weltkampf gegen die Hierarchie unternahmen. Jedermann weiß, daß dieser unsere Reichsverfassung und unsere Einheit zu Grunde gerichtet hat: denn die Landeshoheit der deutschen Fürsten datirt sich von den Zeiten der Hohenstaufen, welche über dem Kampfe mit dem auswärtigen

Nicht leicht möchte es ein Volk geben, das von den Ausländern sowohl, wie von sich selbst so verschieden beurtheilt worden ist, als das deutsche, und nicht leicht eines, bei dem diese Verschiedenheit der Urtheile so sehr gerechtfertigt werden könnte.

Wir brauchen hiebei den Leser nicht auf Bücher zu verweisen: in dem Leben selber muß diese Erscheinung Jedem schon aufgestoßen sein.

Fragen wir nach der Ursache, so möchte sich wohl keine andere angeben lassen, als daß das deutsche Volksthum so beschaffen sein müsse, daß es sich, ohne sich untreu zu werden, nach verschiedenen, ja entgegengesetzten Richtungen hin zu äußern vermag, so daß es dem Beobachter der einen Richtung als ein ganz anderes erscheinen kann, wie dem Beobachter der andern.

In der That, wenn wir die verschiedenen Eigenthümlichkeiten des deutschen Volkes näher betrachten, so

Theil der deutschen Völker, die südlichen, an die Franken angeschlossen: der nördliche Theil, die Sachsen, blieben für sich: zwischen beiden beständige Zwietracht. Und selbst, als alle Völker zu dem deutschen Reiche vereinigt waren, selbst, als dieses in seiner höchsten Glorie dastand, hörten die particulären Bestrebungen einzelner Volksstämme nicht auf. Die Plane der fränkischen Kaiser scheiterten an dem Versuche, sich über die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Stämme hinwegzusetzen. Und selbst noch jetzt, glaube ich, wird Niemand den Gegensatz, ja sogar den feindlichen Gegensatz der Stämme, wenigstens einzelner, wegläugnen wollen. Es ist allbekannt, daß die südlichen, die rheinischen Völker z. B., einen unverkennbaren Widerwillen gegen die Preußen haben. Und diese volksthümlichen Gegensätze haben immer die vollkommene äußere Einheit bei uns gehindert. Nie wäre bei uns eine solche möglich gewesen, wie sie etwa die Franzosen haben, nämlich die Centralisation, und nie wird sie möglich werden. Aber nicht bloß die Stämme harmoniren nicht leicht mit einander, sondern auch die einzelnen Individuen. Jeder Deutsche bildet sich seine besondere Meinung über diesen oder jenen Gegenstand und glaubt das Recht zu haben, darauf zu beharren. Selbst bei gleicher Richtung im Ganzen wird sich doch immer eine nicht unbedeutende Verschiedenheit im Einzelnen bei uns finden, und wir

ſind ſo wenig geneigt, unſere beſondere Anſicht aufzugeben, daß wir lieber das Ganze fallen laſſen. Dieſer Eigenſinn, dieſes Feſthalten an der individuellen Meinung hat von jeher alle unſere großartigſten Plane und Unternehmungen vereitelt. Dieſer unſer Erbfehler war daran Schuld, daß die Reformation nicht in ihrer urſprünglichen großartigen Anlage durchgeführt werden konnte, daß Deutſchland in kirchlicher Beziehung noch geſpalten iſt. Und dieſer Erbfehler, fürchte ich, möchte ſich auch heut zu Tage noch geltend machen, wenn etwa eine ähnliche Bewegung, wie damals, die Gemüther ergreifen ſollte. Laßt einmal nur ein Dutzend von gleicher Richtung beiſammen ſein, und fragt jeden Einzelnen nach ſeiner Meinung, ſo wird Jeder etwas Beſonderes wollen, und ſich mit ſeinem Bruder, der doch in der Hauptſache mit ihm einverſtanden iſt, bald über Kleinigkeiten entzweien.

Wie aber? bei ſolchen Folgen — hätten wir nicht vielmehr unſere Individualität und Univerſalität zu beklagen, als uns darüber zu freuen? Es würde ſich doch ſehr fragen: denn eben dieſe beiden Elemente bieten noch andere, ſehr erfreuliche Seiten.

Die Univerſalität fürs Erſte weckt in uns die Richtung zum Idealen. Wir werden dadurch dem Gemeinen, Gewöhnlichen entrückt: wir ſind immer geiſtig erhoben: es iſt immer der Sinn für das Allgemeine,

Geistige, Höhere, der Sinn für die Wissenschaft ist unser. Verkennen wir diese Seite nicht! Das ganze Gemälde der praktischen Richtung, die nur auf unmittelbaren Erwerb und Nutzen aus ist, hat bei uns niemals zur Richtung der Nation werden können. Deßhalb ist bei uns der Mittelstand so überwiegend: deßhalb existirt bei uns verhältnißmäßig so wenig Ungleichheit des Vermögens. Wenn es den Anschein hatte, daß einige wenige Leute den Reichthum in ihre Hände bringen wollten, wie z. B. schon in den Zeiten der Reformation, stemmte sich die ganze Nation dagegen. Aus dieser Richtung zum Idealen ist auch zu erklären, warum Schiller ein so beliebter Volksschriftsteller ist.

Die Richtung zum Individuellen ferner erzeugt bei uns das Familienleben, hierdurch die Sittlichkeit und alles Gute, was daraus hervorgeht. Es ist ein alter Satz, daß, wo die Familie nichts ist, auch keine Moralität zu Hause sei. Das beste Beispiel geben uns die Franzosen. Bekanntlich ist bei ihnen das Familienleben so gut wie nichts: aber ebendarum findet sich auch eine ungeheure Immoralität, welche selbst diejenigen zugestehen, die sonst Frankreich mit günstigem Vorurtheil zu betrachten pflegten. Aus unserem Familienleben möchte ich noch andere Tugenden ableiten: wie die Liebe zum Recht, zum Gesetz, zur Ordnung u. dgl.

Beide Erscheinungen nun zusammen, die ideale und

die ſittliche Richtung — wie Vieles ſind ſie nicht werth! Sie allein ſind ſtark genug, eine Nation zu erhalten. Nicht äußere Dinge ſind es, nicht Staatseinrichtungen, und wären ſie noch ſo gut, welche das Beſtehen der Nationen verbürgen, ſondern die Unverdorbenheit, die Sittlichkeit der Bürger. Unſere Altvordern fühlten das wohl. Die guten Sitten, ſagten ſie, ſeien mehr werth, als geſchriebene Geſetze.

Freilich können wir dieſen löblichen Aeußerungen der ebenbeſchriebenen Richtung wieder andere, nachtheiligere entgegenſetzen.

Gerade die ideale Richtung, beſonders wenn ſie ſtark ausgeprägt iſt, hindert uns, für das Reelle, für das Politiſche zu ſorgen. Im Reformationszeitalter ſind es vorzüglich die religiöſen Ideen geweſen, welche den Durchbruch der analogen politiſchen gehindert, ja unmöglich gemacht haben. Und wir gehen wohl nicht zu weit, wenn wir behaupten, daß die ausſchließliche Richtung zu den religiöſen Ideen unſeren jetzigen politiſchen Zuſtand, die Auflöſung der Einheit des Reichs, die politiſche Trennung der deutſchen Völker herbeigeführt hat. In neuerer Zeit, als ein großartiges Leben in unſerer Literatur erwachte, vergaßen wir über der Ausbildung der Wiſſenſchaft, der Poeſie, die politiſchen Verhältniſſe auf gleiche Weiſe. Man weiß, wie Göthe, der eine zeitlang den Ton angab, vom Dichter geradezu

die Entfernung von der Politik verlangen. Haben sich nicht in neuester Zeit die Universitäten — ich meine die Lehrer — am gleichgültigsten zu den politischen Zuständen der Nation verhalten, ausdrücklich mit dem Bemerken, daß ihnen die Wissenschaft höher stehe?

Und so hat auch die individuelle Richtung, wie sie sich in der Hervorhebung des Familienlebens äußert, eine nachtheilige Seite. Sie zieht ab von den allgemeinen Verhältnissen der Nation. Die Ideen und Bestrebungen sind beschränkt auf einen zu kleinen Kreis, über den man selten hinausgeht. Ehe man dieß thut, fragt man immer zuerst, was es für eine Rückwirkung auf die Familie haben würde. Die Sorge für diese hemmt oder vermindert das Interesse am Allgemeinen. Sodann: das Familienleben bildet die Gemüthlichkeit aus. Ohne Zweifel etwas sehr Schönes. Aber die Gemüthlichkeit verdrängt auch die Kraft, die Energie, die Bewegung: sie gefällt sich vielmehr in einem behaglichen einförmigen Zustand. Es kostet Mühe, bis wir uns entschließen, einen Zustand, in dem wir uns nun einmal befinden, zu ändern, und wenn wir auch die Unzulänglichkeit oder Verwerflichkeit desselben ganz deutlich einsehen. Nicht mit Unrecht werfen uns daher die Ausländer zu großes Phlegma vor: „wir ließen uns zu viel gefallen, wir erduldeten zu viel, wachten nicht eher auf, als bis man mit Knütteln auf uns

schlüge, und da noch nicht einmal u. s. w." Und aus dieser zu großen Sorge für die Familie, aus diesem Mangel an Gemeinsinn, aus diesem Indifferentismus in Bezug auf die allgemeinen Zustände erklärt sich denn auch, warum Männer, die sich große Verdienste um unser Vaterland erworben haben, so wenig Anerkennung gefunden. Es ist merkwürdig: beinahe alle unsere Patrioten, wenn sie nicht zugleich in anderer Beziehung groß gewesen sind, haben in schlechten erbärmlichen Verhältnissen gelebt und geendet! Eine Erscheinung, welche nicht sehr aufzumuntern vermag. Wahrlich! eine große Seele muß in dem wohnen, welcher trotz der Ueberzeugung, daß seine Bemühungen nur Undank erndten, wenigstens nicht die gerechte Anerkennung und Unterstützung finden, dennoch nicht seine Liebe zu dem Volke verliert und uneigennützig sich für dasselbe opfert.

Doch dagegen läßt sich wieder Manches sagen, was zu dem Ausgesprochenen das Gegengewicht, und zwar ein bedeutendes, halten kann.

Es ist richtig: langsam ergreifen wir eine neue Richtung. Sehr lange dauert es, bis wir sie ins Leben einführen, nach derselben den ganzen Zustand der Dinge verändern. Bedenke man aber doch, warum? Nicht eher führen wir eine neue Richtung ins Leben ein, als bis sie die ganze Nation durchdrungen hat, bis

ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts war, kann man sagen, die ganze Nation der neuen Lehre zugethan. Päpstliche Gesandte selbst, die damals in Deutschland reisten, gestehen, daß nur ein Zehntheil Katholiken wären, die übrigen Alle seien von der römischen Kirche abgefallen. Daß später Deutschland sich in ein katholisches und ein protestantisches getheilt, war wie wir oben angedeutet, die Folge von dem Eintritt ganz anderer Verhältnisse.

Und hier hat denn wieder auch unsere Richtung zu dem Idealen, zu den geistigen Interessen eine sehr günstige Wirkung. Nicht unvorbereitet, nicht blindlings, nicht vom Augenblicke bestimmt, werfen wir uns in neue Verhältnisse. Die Wissenschaft bespricht bei uns lange vorher alle Ideen, deren Einführung sie bezweckt. Sie erwägt leidenschaftlos für und wider: sie ist nicht in die Mitte der Dinge fortgerissen. Mit Klarheit, mit Ueberzeugung, mit Besonnenheit, aber auch mit Festigkeit, selbst mit Energie, die eben aus der Ueberzeugung entspringt, ergreift die Nation einen neuen Zustand.

So kann man sagen: wenn Deutschland eine neue Richtung ergreift und ins Leben einführt, muß sie die allgemeine der Menschheit sein und werden, weil dieß nicht eher geschieht, als bis sie zum vollkommensten Bewußtsein der Massen geworden ist. —

Erwägen wir alles das, was wir bisher gesagt,

so sieht man wohl, daß das richtig ist, was wir im Anfange ausgesprochen haben, daß nämlich unser Volkscharakter schöne Seiten bietet und auch minder erfreuliche. Und man begreift nun wohl, wie so verschiedene Urtheile über die Nation gefällt werden können. Die Einen, welche die guten Seiten im Auge haben, loben sie außerordentlich. Die Andern, die nur die schlechten, tadeln sie: ja auch Solche, welche die Nation lieben und eben darum sich über ihre unerfreulichen Seiten ärgern, fahren oft auf die ungerechteste Weise über sie her.

Ich möchte hier Börne erwähnen. Ich glaube, man kann annehmen, daß Börne bei Weitem mehr patriotisch gesinnt war, als er den Anschein hatte. Gerade sein bitterer Tadel, der oft ungerecht wird, möchte dafür zeugen. In der letzten Zeit sprach er, wie mich dünkt, nicht unrichtig die Stellung aus, welche Deutschland in der Weltgeschichte einzunehmen habe.

Wollte nun aber Jemand den ganzen Charakter der deutschen Nation mit allen den verschiedenen Aeusserungen, die wir angegeben haben, zusammenfassen, könnte dieser nicht sagen, daß wir vermöge der Universalität und Individualität, die unser Wesen bedingen, weder des Patriotismus noch der Einheit fähig sind? Jener werde durch die universelle, diese durch die individuelle Richtung unmöglich gemacht?

Und dieser wichtige Punkt ist noch zu erörtern übrig.

Aus den nachtheiligen Wirkungen, die wir ſelbſt von jenen zwei Elementen angegeben haben, möchte es allerdings ſcheinen, als wäre man zu jenem Schluſſe berechtigt. Aber es verhält ſich doch anders.

Wir haben aus dem Bisherigen geſehen, daß unſere beiden Elemente, die Univerſalität und Individualität, in mannigfachen Beziehungen und Wechſelwirkungen zu einander ſtehen: ſie brachten, ſahen wir, oft die nämlichen Erſcheinungen hervor. Wenn ſie ſich nun auf das Schönſte, auf das Innigſte durchdringen, ſo entſteht erſt unſere eigentliche Nationalität: das Bewußtſein von einem großen geiſtigen Ganzen. Dieſes Bewußtſein iſt vorhanden, es iſt nicht abzuläugnen, und die Verſchiedenheit der Volksſtämme iſt keineswegs ſo groß, daß dieß Bewußtſein nicht in allen aufkommen könnte. Ja — und dieß iſt ſehr zu beachten — gerade jene gewaltigen Bewegungen, durch welche wir die Welt mit fortgeriſſen haben, erfolgten in ſolchen Momenten, wenn ſich die verſchiedenen Richtungen im Leben unſeres Volkes ſo durchdrungen hatten, daß das Bewußtſein *einer* großen Nationalität hervortrat. Als eine, ſich als ſolche fühlende, Nation haben wir unſere großen Dinge ausgeführt. Nie war die Idee der Nationalität, nie der Patriotismus größer, als in der Reformation. Und unſere neuere Literatur, die ebenfalls eine allgemeine zu werden anfängt — auf was

baute sie sich auf? Auf unserem Volksthum. Der Anfang dazu wurde mit dem Austreiben der fremden Einflüsse gemacht.

Und so ist es denn auch mit unserer Einheit. Zugleich mit dem Bewußtsein der Nationalität entspringt auch sie. Die Idee der Einheit entstand zugleich mit den Momenten, als das nationale Bewußtsein groß war. So war's denn wieder in der Reformation. Und dann wissen wir ja aus neuester Zeit, wie sie zugleich mit der Nationalität in den Gemüthern lebte, wie sie die größten Wirkungen hervorbrachte. Freilich eine französische Einheit ist es nicht, was wir wollen: selbst unter den günstigsten äußeren Umständen würden wir uns, glaube ich, nie zu jener verstehen. Wir würden die Mannigfaltigkeit des inneren Lebens einer äußern erstarrenden Einheit nicht zum Opfer bringen. Aber die unserem Volksthume angemessene haben wir immer gewollt, und werden wir immer wollen.

Auch haben ja von jeher edle Männer auf die Nationalität und auf die Einheit hingewiesen. Der Ausländerei gegenüber hat sich von jeher eine patriotische Richtung bei uns geltend gemacht. Und diese übersprang sogar oft das Maß: sie wurde excentrisch. Wollen wir dieß aber nicht tadeln, weil die Ausländerei, wogegen sie kämpfte, eben auch maßlos war. Extrem rief Extrem hervor. So war's im Anfange des 17ten Jahrhunderts,

wo schon die Puristen auftraten: so war's in unserer Zeit. Wer in Anschlag bringt, wie lächerlich und verderblich zuweilen die Ausländerei sich gebährdete, der wird zugeben müssen, daß dadurch der strenge und schroffe Gegensatz hinlänglich entschuldigt ist.

Wenn nun aber dem so ist — wie? wäre es nicht möglich, die schlimmen Seiten, die manchmal von unserem Charakter hervortreten, ganz und gar wegzuräumen, oder ihr Hervortreten unmöglich zu machen?

Ich glaube allerdings, daß es möglich ist, und es ist unsere Pflicht, darauf bedacht zu sein.

Wende man uns nicht ein: die Naturgesetze fordern sie. Schlechte Folgen gewisser Erscheinungen treten dem Naturgesetze zufolge nur dann ein, wenn sich die Menschheit der Möglichkeit dieser Folgen noch nicht bewußt geworden ist. Ist sie es aber, so können und müssen sie hinwegfallen, wenn wir anders einen Fortschritt in der Menschheit und in den Nationen annehmen, wenn wir anders den Gedanken abweisen wollen, daß alle Lehren der Geschichte für uns verloren seien.

Und dieß ist denn die Aufgabe unserer Nation, sich ihrer selbst und ihres Charakters bewußt zu werden, um die Aeußerungen desselben, welche zu unserem Unheile ausschlagen können, vorzubeugen, sie unschädlich zu machen.

Nichts könnte freilich besser dazu dienen, als eine Geschichte unseres Volkes vom nationalen oder patriotischen

Standpunkte aus; von jenem ächt patriotischen Standpunkte aber, welcher die Thorheit und Unvernünftigkeit keineswegs verdeckt, sondern, um vor ähnlichen Fehltritten zu warnen, nur noch greller und schärfer hervorhebt. Es ist Schade, daß von den vielen gelehrten Männern, mit denen jetzt Deutschland übersäet ist, sich keiner diese Aufgabe stellt. Aber die Meisten haben — dieß gehört ja zu unsern Untugenden — über Wissenschaft und Gelehrsamkeit das Leben der Nation und die nothwendigsten Bedürfnisse derselben vergessen. Von den andern aber, die mit dem Volke in näherer Berührung stehen, dürften sich sehr wenige finden, die mit dem nöthigen wissenschaftlichen Apparate ausgerüstet wären. Denn es versteht sich ja wohl von selbst: mit Phrasen und Deklamationen ist nichts gethan: man müßte in die innersten Zustände und Verhältnisse der Nation eingehen, wozu oberflächliche gewöhnliche historische Kenntnisse nicht hinreichen würden.

Nichts aber — ich wiederhole es noch einmal, und hiemit will ich diese Betrachtungen schließen — nichts ist gerade jetzt für unsere Nation nothwendiger, als daß sie sich über ihren Charakter recht klar wird, über die Schwächen desselben noch viel mehr, wie über dessen Tugenden.

Zur Vermittlung des Streites

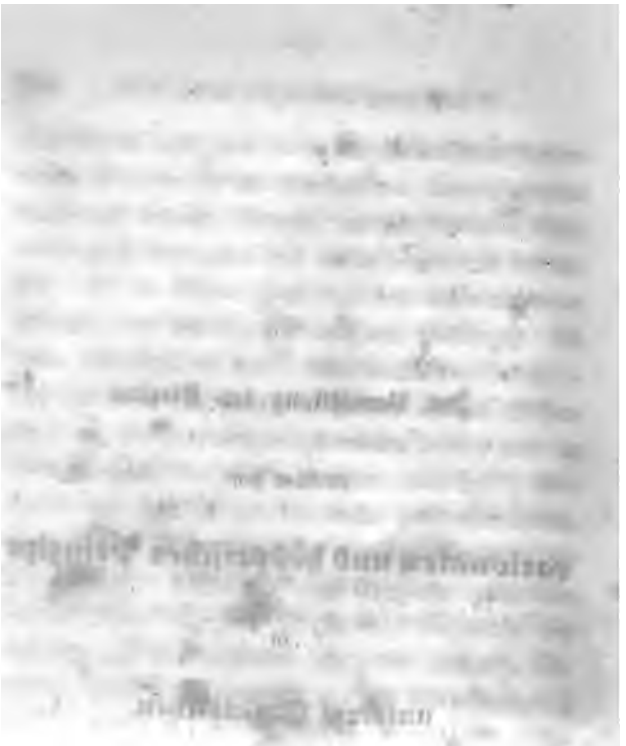
zwischen dem

rationalen und historischen Prinzipe

in

unserem Staatsleben.

1839.



Der Kampf, welcher ſeit fünfzig Jahren und darüber die europäiſche Menſchheit in Bewegung ſetzt, iſt nicht ſelten als ein Kampf zwiſchen der Vernunft und dem Poſitiven überhaupt, und in Bezug auf den Staat insbeſondere als ein Kampf zwiſchen dem hiſtoriſchen und dem Vernunftrechte bezeichnet worden.

Nicht mit Unrecht. Denn wenn auch nicht alle, ſo laſſen ſich doch eine Menge der ſchwebenden Fragen unſerer Zeit auf jene eine reduciren, ob fortan die Vernunft die Reglerin unſerer Verhältniſſe werden ſolle, oder ob das hiſtoriſch Gegebene, das thatſächlich Beſtehende, ſich fortwährend als ſolches behaupten dürfe.

Man weiß, was dieſer Streit für Erſchütterungen zur Folge gehabt hat. Und ſie ſind noch nicht beendet. Noch ſtehen die Parteien kampfgerüſtet einander gegenüber, und wenn auch kein offener Krieg geführt wird, ſo hören damit die Beſtrebungen der Parteien nicht auf,

im Stillen auf jede Weiſe für ſich zu wirken und dem Gegner Vortheile abzugewinnen.

Bekanntlich hat man, um dieſen peinlichen Kriegszuſtand aufzuheben, Verſuche gemacht, jene Gegenſätze zu vermitteln. Aber dieſe Vermittlungsverſuche waren ſämmtlich vergebens. Der Grund davon lag offenbar darin, daß die Vermittlung mehr in äuſſeren, unweſentlichen Dingen verſucht wurde, wo die Gegenſätze minder ſchroff hervorzutreten und eben deßhalb ſich einander mehr zu nähern ſchienen. Aber dergleichen Vermittlungen konnten nichts anderes, als dünne Fäden ſein, die bei der nächſten heftigen Bewegung wieder zerriſſen.

Die rechte Vermittlung muß auf die Prinzipien der Gegenſätze gehen, dieſe angreifen und wo möglich aufheben. Nicht, als negire man das, was im Gegenſatze enthalten iſt, überhaupt, ſondern nur was ſich zum Prinzipe deſſelben gemacht hat: denn gerade darin liegt das Verwerfliche. Sind aber die Prinzipien als ſolche beſeitigt, ſo ergibt ſich die Vermittlung von ſelbſt. Dieſe beſteht dann aber nicht etwa aus zwei heterogenen Theilen, ſondern es iſt ein neues Drittes, mit einem eigenen Prinzipe.

Aber dieſes unmittelbare Angreifen der Prinzipien haben die bisherigen Vermittlungen verſäumt. Man getraute ſich nicht, die Parteien zu beleidigen, man wollte es mit keiner verderben: man wünſchte ſich beide

zu Freunden zu machen, um die Rolle des Friedensstifters besser übernehmen zu können. Freilich umsonst: denn die Vermittler wurden doch von allen Parteien angefeindet.

Nein! die rechte Vermittlung darf gar keine Zustimmung von beiden streitenden Parteien *wollen*, eben weil sie ihre Prinzipien anzugreifen hat, wodurch sie die Lebenselemente der Gegensätze selber vernichtet. Nicht an *sie* also darf sie sich wenden, sondern an ein neues Geschlecht, welches mit dem über der Negation der beiden Gegensätze sich erhebenden Dritten emporwächst.

Aber, könnte man uns einwenden, ist dieß Alles auf unsere Zeit anzuwenden? Handelt es sich denn heut zu Tage nicht bloß um den Sieg des *einen* Gegensatzes? Ist er nicht das Rechte, der andere das Falsche? Gibt es denn in der That ein Drittes, welches jene beiden Gegensätze aufhebend und wiederum vermittelnd, sich über sie erhebe?

Es soll nun die Aufgabe dieses Aufsatzes sein, darzuthun, daß es wirklich ein solches Drittes gebe.

Betrachten wir zuvörderst die Gegensätze. Beginnen wir mit derjenigen Richtung, deren Prinzip die

Vernunft iſt, und die wir mit dem Namen des Rationalismus zu bezeichnen pflegen.

Im erſten Augenblicke fühlt man ſich, wie von einer natürlichen Empfindung geleitet, zum Rationalismus hingezogen.

Denn wozu, ſagen wir uns, die Vernunft, das ſchönſte Vermögen des Menſchen, wenn wir ſie nicht gebrauchen ſollen? Wozu iſt ſie uns verliehen, dieſe Gabe Gottes, welche uns ihm ſelber ähnlich macht, als daß wir nach ihr unſere Verhältniſſe geſtalten? Es ſcheint ſo ganz natürlich, ſie allein zum Regler des Lebens, des Staats, der Geſellſchaft zu machen, daß man ſich wundert, wie Jemand etwas dagegen ſagen mag.

Gehen wir aber etwas tiefer ein, ſo wird ſich unſere Anſicht merklich verändern.

Die Vernunft überhaupt, die allgemeine Vernunft alſo, verdient ſicherlich das Lob, das wir ihr beigelegt. Man geſteht aber zu, daß ſie ſich nicht mit Händen greifen, nicht als ein Concretes wahrnehmen läßt; ſie erſcheint zertheilt in die Maſſe der Individuen. Hierdurch aber wird ſie eine verſchiedene. Wie verſchieden die Individuen ſind, beſſer oder ſchlechter, ſo auch ſie. Es gibt alſo Grade der Vernunft.

Wie es nun überhaupt Grade der Vernunft gibt, wegen der Maſſe verſchiedenartiger Individuen, in denen

ſie vertheilt iſt, eben ſo hat auch die Vernunft des Einzelnen ihre Grade. Sie iſt anfangs roher, beſchränkter, ſie entwickelt ſich dann, ſie bildet ſich aus.

Offenbar nun iſt die am meiſten ausgebildete Vernunft die beſte, die rechte, die eigentliche.

Die Vernunft aber bildet ſich nicht bloß durch ſich und aus ſich ſelbſt, ſondern unter Einwirkung der Auſſenwelt. Davon trägt ſie ihren Namen: ſie hat zu vernehmen. Je mehr ſie vernimmt, je mehr ſie in ſich auffaßt, je mehr ſie erkennt, um ſo gebildeter wird ſie ſein.

Die gebildete Vernunft iſt demnach gerade diejenige, welche am meiſten Gegenſtändliches in ſich aufgenommen, welche ſich am meiſten mit Erfahrungen, mit Erkenntniſſen bereichert hat. Und dieſe Vernunft iſt alſo, wie geſagt, die rechte.

Nicht Jeder aber darf mir ſeine Vernunft, auch wenn ſie noch ſo beſchränkt iſt, noch ſo wenig weiß, ja noch auf der unterſten Stufe ſteht, als die rechte, als die allgemeine ausgeben wollen.

Darin nun hat unſer Rationalismus ſo gefehlt — und dieß iſt das zu verwerfende Prinzip deſſelben — daß er die ſubjective Vernunft, d. h. die Vernunft des einzelnen Individuums, zur allgemeinen erhob. Jeder flache Kopf, der ſich nicht die Mühe nehmen mochte, etwas zu lernen, ſich geiſtig fortzubilden, hielt ſich für

berechtigt, ſeine Pfennigvernunft als die allgemeine geltend zu machen. Und deßhalb hat man dem Rationalismus nicht mit Unrecht Flachheit und Seichtigkeit vorgeworfen.

Iſt nun überhaupt diejenige Vernunft nur die rechte, welche ſich am meiſten mit Erkenntniſſen und Erfahrungen bereichert hat, ſo verdient ganz beſonders in Dingen, die durchaus poſitiver Natur ſind, nur diejenige Vernunft dieſen Namen, welche ſich mit jenen Dingen recht vertraut gemacht hat, die in ihr Weſen, in ihre Natur eingedrungen iſt.

Auch hier nun hat der Rationalismus gefehlt, indem er ſich nicht die Mühe nahm, das Gegenſtändliche bis in ſeine innerſte Natur zu erforſchen, ſondern jeder begnügte ſich mit den Theorien, die er ſich, ganz abgeſehen von der Wirklichkeit, in ſeinem eigenen Kopfe zuſammengeſetzt hatte.

Daraus ergab ſich z. B. die Geſchichtsauffaſſung, wie wir ſie bei den Franzoſen und Engländern des achtzehnten Jahrhunderts finden, die, auf ihrem einſeitigen Standpunkte ſtehend, in das Weſen der früheren Zeiten nicht einzugehen vermögen, ſondern dieſe bloß durch die Brille ihrer ſchiefen Vorſtellung betrachten.

Gehen wir aber zum Staate über.

Hier vor allen Dingen ſcheint es nothwendig zu ſein, daß die Vernunft, wenn ſie Erſprießliches wirken

will, ſich mit dem Gegebenen recht vertraut mache. Denn es iſt ja das Concreteſte, womit man es hier zu thun hat: Menſchen, Verhältniſſe. Und dieſe Menſchen und Verhältniſſe ſchafft ſich der Staatsmann nicht etwa ſelbſt, wie er ſie vielleicht brauchen könnte, ſondern er findet ſie vor, ſie ſind ihm gegeben. Der Menſch iſt nicht zu allen Zeiten der nämliche: er iſt nicht eine unbeſchriebene Tafel, auf welche der Geſetzgeber einzeichnen könnte, was er mag. Die Zeiten, die Umſtände wirken auf den Menſchen ein, verändern ihn, und er hat in verſchiedenen Epochen, unter verſchiedenen Verhältniſſen auch ein verſchiedenes Gepräge, dem er ſich auf keine Weiſe entſchlagen kann: es iſt auf das Innigſte mit ihm verwachſen. Darauf nun muß der Staatsmann Rückſicht nehmen, hiernach hat er ſeine Maßregeln zu treffen, dem gemäß ſeine Geſetze, ſeine Einrichtungen zu geben. Vor allen Dingen alſo iſt es ſeine Pflicht, mit dem Gegebenen, mit dem, was er im Staate vorfindet, kurz mit den hiſtoriſchen Verhältniſſen ſich recht vertraut zu machen. Gerade im Staatsleben hat daher die Vernunft ganz beſonders auf den hiſtoriſchen Boden Rückſicht zu nehmen.

Der politiſche Rationalismus aber that dieß nicht. Er bildete ſich Syſteme und Theorien aus, welche allgemein gültig ſein ſollten, für jeden Staat, für jedes Volk, ohne daß es ihm einfiel, die gegebenen Verhältniſſe

berechtigt, ſeine Pfennigvernunft als die allgemeine geltend zu machen. Und deßhalb hat man dem Rationalismus nicht mit Unrecht Flachheit und Seichtigkeit vorgeworfen.

Iſt nun überhaupt diejenige Vernunft nur die rechte, welche ſich am meiſten mit Erkenntniſſen und Erfahrungen bereichert hat, ſo verdient ganz beſonders in Dingen, die durchaus poſitiver Natur ſind, nur diejenige Vernunft dieſen Namen, welche ſich mit jenen Dingen recht vertraut gemacht hat, die in ihr Weſen, in ihre Natur eingedrungen iſt.

Auch hier nun hat der Rationalismus gefehlt, indem er ſich nicht die Mühe nahm, das Gegenſtändliche bis in ſeine innerſte Natur zu erforſchen, ſondern jeder begnügte ſich mit den Theorien, die er ſich, ganz abgeſehen von der Wirklichkeit, in ſeinem eigenen Kopfe zuſammengeſetzt hatte.

Daraus ergab ſich z. B. die Geſchichtsauffaſſung, wie wir ſie bei den Franzoſen und Engländern des achtzehnten Jahrhunderts finden, die, auf ihrem einſeitigen Standpunkte ſtehend, in das Weſen der früheren Zeiten nicht einzugehen vermögen, ſondern dieſe bloß durch die Brille ihrer ſchiefen Vorſtellung betrachten.

Gehen wir aber zum Staate über.

Hier vor allen Dingen ſcheint es nothwendig zu ſein, daß die Vernunft, wenn ſie Erſprießliches wirken

will, ſich mit dem Gegebenen recht vertraut mache. Denn es iſt ja das Concreteſte, womit man es hier zu thun hat: Menſchen, Verhältniſſe. Und dieſe Menſchen und Verhältniſſe ſchafft ſich der Staatsmann nicht etwa ſelbſt, wie er ſie vielleicht brauchen könnte, ſondern er findet ſie vor, ſie ſind ihm gegeben. Der Menſch iſt nicht zu allen Zeiten der nämliche: er iſt nicht eine unbeſchriebene Tafel, auf welche der Geſetzgeber einzeichnen könnte, was er mag. Die Zeiten, die Umſtände wirken auf den Menſchen ein, verändern ihn, und er hat in verſchiedenen Epochen, unter verſchiedenen Verhältniſſen auch ein verſchiedenes Gepräge, dem er ſich auf keine Weiſe entſchlagen kann: es iſt auf das Innigſte mit ihm verwachſen. Darauf nun muß der Staatsmann Rückſicht nehmen, hiernach hat er ſeine Maßregeln zu treffen, dem gemäß ſeine Geſetze, ſeine Einrichtungen zu geben. Vor allen Dingen alſo iſt es ſeine Pflicht, mit dem Gegebenen, mit dem, was er im Staate vorfindet, kurz mit den hiſtoriſchen Verhältniſſen ſich recht vertraut zu machen. Gerade im Staatsleben hat daher die Vernunft ganz beſonders auf den hiſtoriſchen Boden Rückſicht zu nehmen.

Der politiſche Rationalismus aber that dieß nicht. Er bildete ſich Syſteme und Theorien aus, welche allgemein gültig ſein ſollten, für jeden Staat, für jedes Volk, ohne daß es ihm einfiel, die gegebenen Verhältniſſe

zu berücksichtigen. Ja, er bekämpfte das Gegebene, wenn es seinen Ansichten widersprach, warf es um, wenn es möglich war, und brach förmlich die Brücke ab, die ihn mit der Vergangenheit verband, um, vollkommen frei von der Geschichte, ein ganz neues Staatsleben zu beginnen.

Was nun die Folge war, hievon können uns die letzten fünfzig Jahre die besten Beweise liefern. Eine Unzahl von Theorien wurden gemacht, angewendet, verworfen: eine verdrängte die andere: jede neue glaubte die anderen zu übertreffen; kam's aber zur praktischen Anwendung, zeigte sich die Haltlosigkeit derselben ebenso, wie die der früheren. Und was wurde aus unserem Staatsleben? Entweder eine endlose Verwirrung, ein Chaos, aus dem man sich umsonst durch neue Theorien herauszuarbeiten sucht, oder ein Knochengerüste, ohne Fleisch und Blut, das man vergebens durch künstliche Mittel zu beleben sich bemüht. Natürlich: es ist uns der Boden unter den Füßen hinweggezogen, auf dem wir sicher fußen konnten, welcher uns, wie die Mutter Erde dem Antäus, immer neue Kräfte, neues Leben gespendet hätte.

Am meisten büßte Frankreich für den politischen Rationalismus, welches das Aufgeben alles Historischen und die schrankenlose Herrschaft der einseitigen Vernunft bis auf die höchste Spitze getrieben hat. Es büßt jetzt

noch dafür. Beneiden wir ja nicht die Franzoſen um ihre unhiſtoriſche Freiheit, um dieſe Freiheit, welche keine ſichere Baſis hat, welche auf dem unbloſen Meere zwieträchtiger Meinungen unſicher hin und her ſchwankt, mit der fortwährenden Gefahr, von den Wogen verſchlungen zu werden. Wer den gegenwärtigen Zuſtand Frankreichs genauer kennt, der wird uns wahrlich kein ſchönes Bild von ihm entwerfen können, keines, das uns einladen könnte, jenes Volk zu unſerem Muſter zu nehmen.

Indeß auch bei uns ſind die unerfreulichen Früchte des politiſchen Rationalismus keineswegs zu verkennen. Auch wir haben ja die Brücke abgeriſſen, die uns mit der Vergangenheit verband: auch unſer Staatsleben ſteht als ein hohles, leeres, lebloſes in der Luft. Unſere Verfaſſungen, beinahe alle über einen Leiſten geſchlagen, ſind ja keineswegs aus einer hiſtoriſchen Baſis herausgewachſen: ſie ſind alle nach einer Theorie gemacht: und nur in der Würtembergiſchen hat ſich ein kleiner Reſt der alten Zeit erhalten. Unſere Staatseinrichtungen, ſelbſt ſolche, die von den Landſtänden oder von liberalen Regierungen ausgegangen ſind — was ſind ſie denn anders, als papierne Verordnungen, die eben ſo leicht wieder zurückgenommen werden können, als ſie gegeben wurden, ohne daß weder das Eine noch das Andere eine weſentliche Inconvenienz im Staate zur Folge hätte? Und dann unſere Ständeverſammlungen,

wenn wir sie mit dem rechten Namen belegen wollen, sind doch wohl nicht viel mehr, als Puppenspiele.

Macht uns der politische Zustand Frankreichs den Eindruck eines Chaos, so erscheint unser Staatsleben als verkümmert, leblos, stagnirend.

Dieß also hätten wir dem politischen Rationalismus zu danken. Man sieht, daß bloße Theorien unmöglich günstige Früchte bringen können für das Leben der Staaten. Nur solche Staatseinrichtungen werden heilsam sein, welche auf dem historischen Boden fußen: ohne diesen sind keine glücklichen Erfolge zu erwarten.

Wie aber? So huldigten wir dem historischen Prinzip?

Allerdings: aber keineswegs dem, was man gewöhnlich unter jenem Namen zu verstehen pflegt.

Denn — um uns nun zu dem zweiten Gegensatze zu wenden — was verstehen denn die Anhänger des sogenannten historischen Rechts unter dem, was sie geschichtliche Basis nennen? Im Ganzen doch nichts weiter, als was in der letzten Vergangenheit, unmittelbar vor dem Eintritt der revolutionären Bewegungen, als factisches Recht bestand, also so ziemlich oder völlig uneingeschränkte Fürstenmacht, sammt Allem, was damit zusammenhing.

Dieß iſt aber eine höchſt einſeitige Auffaſſung des Hiſtoriſchen. Will ich die Geſchichte zum Prinzipe für Staatseinrichtungen machen, ſo darf ich nicht bei einer einzigen Erſcheinung, bei einem einzigen durch ſie gewordenen Inſtitute ſtehen bleiben, ſondern ich muß ſie ganz, in ihrem vollen Umfange faſſen.

Allein es fragt ſich überhaupt noch ſehr, ob gerade jener Zuſtand, welcher von ſeinen Vertheidigern als ein hiſtoriſcher ausgegeben wird, in der That dieſen Namen verdiene.

Denn für das politiſche Leben der Völker hat nicht alles Geſchehene, haben nicht einmal alle Zuſtände ohne Unterſchied, auch wenn ſie einer längeren Dauer ſich erfreut hätten, eine wahrhaft geſchichtliche Bedeutung, eine ſolche nämlich, daß ſie eine Baſis für die ſpätere Entwicklung bilden könnten. Reichte nur allein das Thatſächliche dazu hin, einer Erſcheinung die geſchichtliche Bedeutung für das Staatsleben zu vindiciren, ſo müßte wohl auch die franzöſiſche Revolution, es müßten alle Einrichtungen, die von ihr ausgegangen ſind, eine hiſtoriſche Baſis bilden: und das werden die Anhänger des hiſtoriſchen Rechts wohl niemals zugeben wollen. Nein! der Staatsmann hat die Geſchichte aus einem anderen Geſichtspunkte zu betrachten, wie der Hiſtoriker. Letzterem gilt Alles, was ſich ereignet hat, auf gleiche Weiſe für hiſtoriſch: der Staatsmann aber

muß Vieles, ſehr Vieles von dem, was ſich in dem Leben einer Nation, eines Staates begeben, feſtgeſetzt, ſelbſt längere Zeit erhalten hat, als unhiſtoriſch ausſcheiden, wenn er nicht die größten Mißgriffe machen will. In Bezug auf politiſche Verhältniſſe muß alſo ein Unterſchied gemacht werden zwiſchen dem eigentlich Geſchichtlichen und zwiſchen dem ſcheinbar Geſchichtlichen, dem Unhiſtoriſchen.

Machen wir dieß durch einige Beiſpiele deutlich.

Unhiſtoriſch iſt z. B. für jedes freie Volk die Unterjochung durch einen fremden Eroberer. Das unterjochte Volk iſt keineswegs verpflichtet, jene Unterjochung als eine hiſtoriſche Begebenheit heilig zu halten und den Eroberer zu dulden. Im Gegentheil, es wird ihn als einen Eindringling, welcher die freie, natürliche Entwiklung des Volkes hemmt, ſo bald wie möglich wieder ausſtoßen.

Als die Ruſſen im dreizehnten Jahrhundert von den Mongolen unterworfen wurden, war dieß kein Ereigniß, welches jenes Volk als ein hiſtoriſches demüthig hätte ertragen müſſen. Sie thaten es auch nicht. Nachdem ſie zwei Jahrhunderte unter fremdem Joche geſchmachtet hatten, erhoben ſie ſich und jagten die Eroberer aus dem Lande. Und Niemand, denke ich, wird ſie darum tadeln wollen.

So iſt auch die Unterwerfung der Polen von den

zu Freunden zu machen, um die Rolle des Friedensstifters besser übernehmen zu können. Freilich umsonst: denn die Vermittler wurden doch von allen Parteien angefeindet.

Nein! die rechte Vermittlung darf gar keine Zustimmung von beiden streitenden Parteien *wollen*, eben weil sie ihre Prinzipien anzugreifen hat, wodurch sie die Lebenselemente der Gegensätze selber vernichtet. Nicht an *sie* also darf sie sich wenden, sondern an ein neues Geschlecht, welches mit dem über der Negation der beiden Gegensätze sich erhebenden Dritten emporwächst.

Aber, könnte man uns einwenden, ist dieß Alles auf unsere Zeit anzuwenden? Handelt es sich denn heut zu Tage nicht bloß um den Sieg des *einen* Gegensatzes? Ist er nicht das Rechte, der andere das Falsche? Gibt es denn in der That ein Drittes, welches jene beiden Gegensätze aufhebend und wiederum vermittelnd, sich über sie erhebe?

Es soll nun die Aufgabe dieses Aufsatzes sein, darzuthun, daß es wirklich ein solches Drittes gebe.

Betrachten wir zuvörderst die Gegensätze. Beginnen wir mit derjenigen Richtung, deren Prinzip die

Unhistorisch, sollte man meinen, sind auch alle die Einrichtungen, welche Napoleon während seiner Herrschaft über Deutschland bei uns gemacht hat, unhistorisch der Rheinbund und was damit zusammenhing, unhistorisch die vielen Fürstenthümer und Königreiche, die er nach Willkühr geschaffen, wo es ihm beliebte, in Deutschland, Italien und überall.

Gerade so verhält es sich nun auch mit fremden Sitten und Gebräuchen, mit fremder Mode und Literatur, die einer Nation freiwillig oder gewaltsam aufgedrungen werden. Diese sind nicht historisch. So z. B. bei uns die Einführung französischer Sitte und Literatur im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert. Es war ein unnatürliches Gewächs und mußte wieder ausgestoßen werden. Heute noch genießt Lessing des großen Ruhms, dieß vorzugsweise bewirkt zu haben.

Nach den angegebenen Beispielen können wir nun schon bestimmen, was als das eigentlich Historische im Staatsleben anzusehen sei.

Das eigentlich Historische ist das, was auf natürliche Weise von selbst, ohne gewaltsame oder künstliche Mittel, in dem Leben einer Nation, oder eines Staates sich gestaltet hat: Erscheinungen, Einrichtungen, Verhältnisse, welche das Resultat von der geistigen Entwicklung eines Volks, der Ausdruck seines Volksthums sind.

ſie vertheilt iſt, eben ſo hat auch die Vernunft des Einzelnen ihre Grade. Sie iſt anfangs roher, beſchränkter, ſie entwickelt ſich dann, ſie bildet ſich aus.

Offenbar nun iſt die am meiſten ausgebildete Vernunft die beſte, die rechte, die eigentliche.

Die Vernunft aber bildet ſich nicht bloß durch ſich und aus ſich ſelbſt, ſondern unter Einwirkung der Auſſenwelt. Davon trägt ſie ihren Namen: ſie hat zu vernehmen. Je mehr ſie vernimmt, je mehr ſie in ſich auffaßt, je mehr ſie erkennt, um ſo gebildeter wird ſie ſein.

Die gebildete Vernunft iſt demnach gerade diejenige, welche am meiſten Gegenſtändliches in ſich aufgenommen, welche ſich am meiſten mit Erfahrungen, mit Erkenntniſſen bereichert hat. Und dieſe Vernunft iſt alſo, wie geſagt, die rechte.

Nicht Jeder aber darf mir ſeine Vernunft, auch wenn ſie noch ſo beſchränkt iſt, noch ſo wenig weiß, ja noch auf der unterſten Stufe ſteht, als die rechte, als die allgemeine ausgeben wollen.

Darin nun hat unſer Rationalismus ſo gefehlt — und dieß iſt das zu verwerfende Prinzip deſſelben — daß er die ſubjective Vernunft, d. h. die Vernunft des einzelnen Individuums, zur allgemeinen erhob. Jeder flache Kopf, der ſich nicht die Mühe nehmen mochte, etwas zu lernen, ſich geiſtig fortzubilden, hielt ſich für

Verfaſſungen und der alten politiſchen Zuſtände, durch die Erhebung dagegen der unumſchränkten Fürſtengewalt, war auch das ganze Leben der Nationen vernichtet. Denn jene alten Inſtitute waren die den Eigenthümlichkeiten der Völker gemäße, natürliche und eben deßhalb nothwendige Form, in welcher ſie ihr politiſches Leben bethätigten. Wurde ihnen daher die zu der Entfaltung ihres Lebens nothwendige Form entriſſen, ſo war auch das Leben ſelber vernichtet.

Und in der That: von jener Zeit an hören die Nationen auf, ein ſelbſtthätiges politiſches Leben zu entwickeln. An die Stelle von Einrichtungen, Inſtituten, Geſetzen, die aus dem geſammten Zuſtande, aus den lebendigen Bedürfniſſen der Nationen hervorgegangen waren, traten nun die Verordnungen der Selbſtherrſcher, die, manchmal vielleicht aus wohlmeinender Geſinnung, noch öfter aus Willkühr und Laune, ſammt und ſonders aber aus ganz ſubjectiven, einſeitigen, dem ſelbſtſtändigen Volksleben entgegengeſetzten Anſichten entſprangen. Der Staat wurde von nun an eine Maſchine, ein todter Mechanismus.

Hiermit aber hörte auch die eigentliche Geſchichte auf. Denn das eigentlich Hiſtoriſche iſt ja, wie wir geſehen haben, nur das, was aus der geiſtigen Entwicklung einer Nation, was aus ihrem Volksthume hervorgewachſen. Wo aber dieſe Entwicklung gehemmt,

zurückgedrängt, unmöglich gemacht iſt, da iſt auch keine Geſchichte; und wenn der Einzelne ſeine ſubjective Anſicht, oder gar Laune und Willkühr zum Geſetze für einen ganzen Theil der Menſchheit machen will, ſo verſündigt er ſich an der Geſchichte: aber ſein Beginnen trägt darum nicht den Stempel des wahrhaft Hiſtoriſchen.

So wäre demnach die unumſchränkte Gewalt der Fürſten und der ganze Zuſtand, der damit verbunden war, weit entfernt, hiſtoriſch zu ſein, vielmehr etwas Unhiſtoriſches. Ja, man kann ſagen, jener Zuſtand trägt ſogar das Gepräge des Rationalismus, in der ſchlechten Bedeutung dieſes Worts. Denn die Theorie von der uneingeſchränkten Fürſtengewalt ſetzt ja den Einzelnen mit ſeinem ſubjectiven Urtheile über die Geſchichte, über das Gegebene hinaus, und verſtattet ihm, ohne daß er auf daſſelbe Rückſicht zu nehmen brauchte, ganz nach Willkühr zu ſchalten und zu walten.

Und ſo gefaßt ſteht der Abſolutismus ſogar mit der franzöſiſchen Revolution auf einer und derſelben Stufe. Die franzöſiſche Revolution iſt, nur freilich in einer andern Richtung, eigentlich nur die Fortſetzung von dem, was der Abſolutismus angefangen hatte: wie denn, merkwürdig genug, die heutigen Franzoſen Sympathien mit Ludwig XIV. empfinden.

Der Abſolutismus der Könige nämlich hat das frühere Volksleben vernichtet, indem er alle hiſtoriſchen

Erinnerungen nach und nach auflöste, und bloß den König als den Regler des Staates übrig ließ. Die franzöſiſche Revolution ging nur etwas weiter in der Verwerfung alles Hiſtoriſchen: ſie vernichtete auch noch das Königthum, und ſetzte an die Stelle deſſelben die unbeſchränkte Freiheit.

Faſſen wir nun alles bisher Erörterte zuſammen: was haben wir gefunden?

Der Rationalismus, ſahen wir, fehlte darin, daß er im Staate, der doch ſo ganz und gar poſitiver Natur iſt, auf das Gegebene, Wirkliche keine Rückſicht nahm, ſondern ſich bloß mit leeren Theorien begnügte.

Die hiſtoriſche Anſicht fehlte darin, daß ſie einſeitig nur einen, den letzten Theil der Geſchichte zur Baſis nahm, nicht die ganze Geſchichte.

Die rechte Vernunft aber verſchmäht nicht nur nicht das Gegebene, ſondern ſie bildet ſich an demſelben heran, und iſt um ſo vorzüglicher, je mehr ſie mit dem Gegebenen ſich vertraut gemacht hat, in das Weſen deſſelben eingedrungen iſt.

Und die rechte Geſchichte muß gerade jenen Zuſtand, welcher als ein hiſtoriſcher ausgegeben wird, für einen unhiſtoriſchen erklären.

Das Prinzip des politiſchen Rationalismus iſt alſo eine einſeitige, eine beſchränkte, nicht die rechte Vernunft. Und das Prinzip der hiſtoriſchen Anſicht iſt auch nur eine ſcheinbare, nicht die rechte Geſchichte.

Die beiden Gegenſätze haben daher die Prinzipien, nach denen ſie ſich benennen, nicht in ihrer vollen Wahrheit, nicht in ihrer eigentlichſten Bedeutung in ſich aufgenommen, ſondern bloß eine Richtung, ein Element derſelben: dieß wird dadurch, daß es zum Prinzipe gemacht wird, ein falſches, und iſt daher zu verwerfen.

Und nun, nachdem wir die Prinzipien aufgehoben haben, ergibt ſich die Vermittlung von ſelbſt.

Die rechte Vernunft nämlich und die rechte Geſchichte treffen eigentlich immer zuſammen.

Die rechte Vernunft, ſahen wir, iſt diejenige, welche das Poſitive kennt, mit dem ſie es zu thun hat, und nichts will, was dieſem widerſpräche, ſeinem Weſen nicht angemeſſen wäre: ſie iſt alſo hiſtoriſch. Das rechte Hiſtoriſche iſt das, was aus der Entwicklung eines Volkes, aus ſeinem Geiſte und ſeiner Eigenthümlichkeit auf natürliche, nothwendige Weiſe hervorgegangen: und dieß iſt immer das Vernünftige. Ja, die allgemeine Vernunft kann eigentlich bloß in der freien ungehemmten Entfaltung der Geiſteskräfte eines Volkes erkannt werden: ſie iſt alſo nur allein in der Geſchichte, d. h. in der eigentlichen Geſchichte wahrzunehmen.

Und ſo ergibt ſich denn das dritte Prinzip, wovon wir oben geſprochen, welches, nach der Auflöſung der beiden Gegenſätze, ſie in einem höheren Sinne wieder vereint. Dieſes Prinzip beſteht ganz einfach darin: auf dem eigentlich hiſtoriſchen Boden ſtehend, vernünftig fortzuſchreiten.

Ich weiß, daß dieſe Phraſe ſchon oft gebraucht worden iſt: aber bloß als Phraſe. Bei uns, die wir das Hiſtoriſche in einem andern Sinne gefaßt haben, hat ſie, denke ich, eine Bedeutung.

Will man ſich eine Vorſtellung machen von dem, was wir eigentlich meinen, ſo betrachte man nur die engliſche Verfaſſung. Hier iſt durch und durch ein hiſtoriſcher Boden, und doch in keinem Lande ein ſo friſches, reges, politiſches Leben, in keinem ſo viel Fortſchritt, in keinem ſo viel Vernünftigkeit, wie dort.

Denn das Hiſtoriſche in ſeiner wahren Bedeutung repräſentirt keineswegs das Stereotype, ſondern Entwicklung und Fortſchritt: und das, was von demſelben ſich erhalten, was die Grundlage bilden ſoll, das iſt eben die innerſte Natur einer Nation, der belebende Geiſt, ohne welchen alle Dinge erſtarren oder vergehen.

Aber dieſer Geiſt, welcher, wie überall, ſo auch im Staate, ſich zu äußern ſtrebt, ſpricht ſich oft ganz charakteriſtiſch in gewiſſen Verhältniſſen und Inſtituten aus. Solchen Inſtituten nun, welche ganz beſonders

der Ausdruck von dem geiſtigen Leben der Nation ſind, ſoll ſie nie untreu werden, und die politiſche Vernunft hat darauf zu ſehen, daß bei dem Fortſchreiten dieſen Repräſentationen des Volksgeiſtes nicht zuwider gehandelt werde. Ja, wo dergleichen Inſtitute, welche mit dem Weſen einer Nation gewiſſermaßen verwachſen waren, verloren gegangen ſind, da hat die Vernunft die Aufgabe, ſie wieder zu beleben. So belebten wir unſere Sprache wieder, nachdem wir ſie unter fremdem Einfluſſe verloren hatten. So ſuchte man im Reformationszeitalter, dem römiſchen gegenüber, das germaniſche Recht wieder zu neuer Bedeutung zu erheben. So ſollten wir auch jetzt unſere früheren Zuſtände wieder zu beleben, unſere alten Erinnerungen wieder zurück zu rufen ſuchen.

Hier aber hüte man ſich vor Mißgriffen! Gehe man nicht zu weit! Rufe man nicht etwa Verhältniſſe wieder zurück in der ganzen materiellen Ausdehnung, wie ſie einmal in früheren Zeiten beſtanden haben, auch wenn ſie ehemals noch ſo ſehr den Geiſt und das eigenthümliche Leben des Volkes beurkundet hätten. Denn die Geſchichte gebiert ſich immer neu, mit beſtändig wechſelnden Formen: ſie zieht nie mehr das Gewand an, welches ſie einmal abgeworfen; und die Verſuche, ihr den alten abgetragenen Rock wieder anzuziehen, ſehen immer aus, wie Don Quixoterie.

Um nur bei unſern deutſchen Verhältniſſen ſtehen zu bleiben, ſo war z. B. das deutſche Städteweſen im Mittelalter der vollkommenſte Ausdruck von dem lebendigen politiſchen Geiſte unſerer Nation; und es iſt keinem Zweifel unterworfen: wir könnten in rechtlicher und politiſcher Beziehung außerordentlich viel von den mittelalterlichen Städten lernen. Wollten wir aber daſſelbe in der nämlichen Geſtalt, in der nämlichen Ausdehnung, wie es damals war, wollten wir das ganze Weſen der Innungen und der Zünfte u. dgl. wieder zurückrufen, ſo wäre dieß der größte Mißgriff.

Unſer Kaiſerthum zur Zeit ſeiner ſchönſten Blüthe war gewiß etwas ſehr Erhebendes. Mit Stolz blicken wir auf jene Jahrhunderte zurück, wo es in ſeiner vollen Kraft da geſtanden: damals war das Heroenalter unſerer Nation: es war das erſte Volk von Europa, und nicht minder lebendig waren die inneren politiſchen Verhältniſſe, als die äußeren großartig und gewaltig. Aber jetzt die Idee des Kaiſerthums in der ganzen früheren Geſtalt wieder zurückzurufen, wäre rein unmöglich, und wir wiſſen, wie wenig Anklang die Verſuche derer gefunden haben, die vor einigen Jahrzehenden dieſe Idee wieder einzuführen ſich bemühten.

Nein! rufen wir keine Todten zurück! Aber retten wir die Geſinnung der Vorfahren, retten wir den Geiſt, welcher allen den Inſtitutionen unſerer Ahnen zu Grunde

lag, in welchen ſich das politiſche Leben des deutſchen Volkes bethätigte! Dann wird auch bei uns wieder ein kräftiges, den alten Verhältniſſen analoges Leben erwachen.

Aber mit Recht fragen wir uns: wie iſt dieſes möglich? Wie ſoll der Geiſt der Ahnen und der alten Inſtitutionen in uns kommen, da wir die Brücke abgebrochen haben, die uns mit der Vergangenheit verband? Wie Wenige gibt es doch, welche etwas von den alten Erinnerungen wiſſen? Wie Wenige ahnen es doch nur, daß einſt das deutſche Volk das freieſte in Europa war, und daß ſeine Geſetze und ſeine Inſtitutionen auch die der übrigen Völker wurden? Wie Wenige wiſſen, daß unſere frühere Verfaſſung ſelbſt mit der engliſchen, die doch vor allen geprieſen wird, hinſichtlich der Prinzipien und des lebendigen politiſchen Geiſtes kek in die Schranken treten darf? Wie Wenige wiſſen, daß z. B. die Jury, die der Liberalismus der neueren Zeit als eine der vorzüglichſten Einrichtungen hervorhebt, durch und durch ein germaniſches Inſtitut iſt?

Es iſt freilich eine traurige Wahrnehmung, daß unſer Volk ſo wenig von ſeiner früheren Geſchichte weiß, daß es namentlich ſo wenig von den früheren rechtlichen und ſtaatlichen Verhältniſſen unterrichtet iſt: denn darauf kommt Alles an.

Vor allen Dingen alſo wäre nothwendig, daß

das Volk über ſeine politiſchen Erinnerungen aufgeklärt würde. Und wir alle ſollten nach unſern Kräften redlich dazu beitragen.

Doch das Studium unſerer Geſchichte allein würde nichts helfen. Es muß noch etwas Anderes dazu kommen.

Die Hauptſache iſt, daß ſich die Nation wieder als Nation fühle. Iſt dieß geſchehen, dann werden auch die urſprünglichen politiſchen Elemente und Richtungen wieder erwachen. Denn der Geiſt eines Volkes verliert ſich nicht ſo leicht, wenn es ihm auch lange Zeit nicht verſtattet iſt, ſich zu äußern. Im Stillen, ſich ſelbſt unbewußt, bildet er ſich weiter. Tritt nun einmal wieder die Möglichkeit ein, daß er ſich äußere, und zwar frei äußere, dann wird er auch ſich ſelbſt gemäß äußern. Es wird nichts Anderes hervorquellen, als was ſeiner eigenthümlichſten Natur entſpricht. Aber natürlich: Freiheit iſt vor allen Dingen nöthig.

Aber iſt nur einmal die Freiheit gegeben, daß ſich das Volk ungehemmt, in ſeiner nationalen Eigenthümlichkeit, auch politiſch zu entfalten vermöge, dann wird in unſer Leben auch wieder ein recht poſitives Element kommen.

Und dieſes poſitive Element iſt es denn eigentlich, was uns bisher gefehlt hat, deſſen Mangel gerade der Grund von unſerer Auflöſung, die Urſache von der Verwirrung aller unſerer Verhältniſſe war. Bemächtigt

ſich nur einmal dieß poſitive Element ganz und gar unſeres Lebens, dann werden ſich alle Diſſonanzen zu ſchöner Harmonie vereinen: dann wird eine wahrhafte, eine höhere Vermittlung eintreten, nicht bloß in der Wiſſenſchaft, in der Theorie, nein! auch in der Wirklichkeit! Dann wird aber auch ein neues, großartiges, politiſches Leben beginnen.

Und ſo führt uns denn dieſer Gedanke zu einer höheren Anſicht unſerer Gegenwart: er leitet uns zu der eigentlichen Bedeutung der bisherigen Entwicklung: er gewährt uns einen Blick in die Zukunft.

Wir treffen es oft in der Geſchichte, daß ein Zuſtand oder eine Richtung, die wir als verwerflich anerkennen, deren Ende wir wünſchen, doch der heilſamſte Gährungsprozeß, der nothwendige Uebergang zu einer ſchöneren Entwicklung war.

Ein ganz auffallender Beweis von der Wahrheit dieſes Satzes bietet ſich uns in der Zeit dar, welche der Reformation voranging. Es thut uns wehe, wenn wir ſehen, daß die Menſchheit nicht mehr jener großartigen Bewegungen fähig iſt, die in der Zeit des eigentlichen Mittelalters in ſo reicher Fülle zum Vorſchein gekommen. Es ſchmerzt uns, wenn wir die allgemeine Auflöſung aller Verhältniſſe, wenn wir bemerken, daß die

Zeit nur negirt, umwirft, deſtruirt. Und doch wurden in dieſer Zeit die Waffen geſchmiedet, welche einer neuen Weltanſchauung den Sieg erfochten: doch war dieſe Zeit ſelbſt der rüſtigſte Vorkämpfer für die reformatoriſchen Ideen, ohne welche dieſe nicht in das Leben hätten treten können.

Es iſt nicht anders: ehe eine neue Richtung ſich des Lebens zu bemächtigen vermag, muß zuerſt die alte aufgelöst werden. Es muß alſo eine Zeit kommen, welche durchaus in Negationen beſteht, und die eben darum einen unerfreulichen, ſelbſt peinlichen, Anblick gewährt für den, welcher mitten in den Dingen ſteht und einen Sinn für das Schöne und Wahre ſich erhalten hat. Denn ſolche negirende Zeiten greifen nach der Natur der Sache über das zunächſt liegende Ziel hinaus: ſie negiren nicht bloß das Schlechte der ſich überlebenden Richtung, ſondern auch das Gute: die Negationen erkennen nichts Edles, nichts Heiliges mehr an: ſie werden frivol.

So war es denn ebenfalls vor der Reformation. Man weiß, wie die Italiener alles Heilige, alle Sittlichkeit perſiflirten: ja, ſelbſt in Deutſchland finden wir Spuren davon. Wer die Volksbücher kennt und ähnliche Schriften, in ihrem Geiſte geſchrieben — ich erinnere nur an Bebels Facetien — wundert ſich über das erſtaunliche Maß von Frivolität, was in ihnen ſich

kund gibt, wenn er sie mit der außerordentlichen religiösen Aufregung vergleicht, die sich bald darauf in der Reformation geäußert hat.

Die neue Richtung, welche dann einer solchen verneinenden, auflösenden Periode folgt, muß daher, um das Uebermäßige, Excentrische, Gefährliche der letzten zu hemmen, immer ein positives Element in sich haben, welches fähig ist, Begeisterung hervorzurufen. Denn die bloße Negation weckt niemals Begeisterung.

So war's auch in der Reformation. In ihr war neben der Freiheit der Gewissen das positivste Element. Während die italienischen Humanisten und die fein gebildete römische Curie selbst das Christenthum und dessen Traditionen verspotteten, machte Luther die Bibel und die Göttlichkeit derselben zum Fundament seiner Lehre. Während jene über die menschliche Natur und über Tugend und Sittlichkeit nicht viel anders dachten, als die englischen und französischen Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts, daß nämlich der Mensch von Haus aus ein Egoist sei, und daß Jeder, wenn er in der Welt fortkommen wolle, ebenfalls den Egoismus zum Prinzipe seines Handelns machen müsse, wollte er nicht als ein Narr angesehen werden — machte Luther gerade die gute Gesinnung, oder, wie er es nannte, den Glauben, welcher durch Gott selbst im Menschen

hervorgebracht werde, zum Hauptsatze seiner Lehre. Hatten also Jene den sittlichen und religiösen Sinn aufgelöst, so erneute, stärkte, befestigte er ihn, und zwar dadurch, daß er den Menschen in die unmittelbarste Beziehung zu Gott setzte.

Dieß positive Element in der Reformation war es, welches die allgemeine Auflösung des socialen Zustandes der damaligen Zeit verhinderte. Es riß die Menschen auf einmal zur Begeisterung hin, zu der größten vielleicht, deren der Mensch fähig ist.

Dieselbe Erscheinung nun, wie damals, wiederholet sich jetzt.

Die ganze Zeit, etwa seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, wenn wir nicht noch weiter zurückgehen wollen, beschäftigte sich bloß damit, zu negiren, aufzulösen, umzustürzen. Und dieses Streben hat seinen höchsten Gipfel erreicht in unserer Zeit, d. h. in der Zeit von der ersten französischen Revolution bis auf unsere Tage.

Dieses Streben war eines Theils gut, ja sogar nothwendig, weil der ganze verwerfliche Zustand, wie er sich seit der Herrschaft des Absolutismus ausgebildet

hatte, erſt vollkommen aufgelöst werden mußte, ehe ein neuer, ſchönerer, an ſeine Stelle zu treten vermoch te.

Es liegt nun aber, wie wir ſchon angedeutet, in der Natur einer verneinenden, auflöſenden Richtung, daß ſie nicht bloß ein einziges ſchlechtes Verhältniß, das ſich feſtgeſetzt, das als beſtehend ſich geltend macht, angreift und verwirft, ſondern alles, was in ſich ein poſitives, ein ſetzendes Element hat. Und ſo wollte dieſe deſtruirende Richtung, indem ſie den damals als hiſtoriſch ſich geltend machenden Zuſtand verwarf, von dem Geſchichtlichen in Bezug auf den Staat überhaupt nichts wiſſen: es entſtanden die Naturrechte und die Vernunftſtaaten.

Aber ſie ging noch weiter. Sie erkannte auch keine Religioſität, keine Tugend mehr an: Gut und Böſe ſind ihr relative Begriffe: ja, ſie macht den Egoismus gewiſſermaßen zum Hebel aller, ſelbſt der großartigſten Erſcheinungen: ſie autoriſirt ihn als gut und heilſam [1]). Der ganze ſociale Zuſtand gerieth dadurch in Auflöſung.

---

1) Wer ſich darüber gründlich unterrichten will, leſe die treffliche Darſtellung in Schloſſers Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts. 1836.

Und dieſe ſittliche Auflöſung, dieſer Mangel einer edeln, ſchönen und ſichern Grundlage war denn der Grund, warum die franzöſiſche Revolution eine ſo unglückliche Wendung und einen ſo ſchlechten Ausgang nahm. Denn die Freiheit der franzöſiſchen Revolution trug in ſich kein gründendes, bauendes, lebenſpendendes Element, welches allein die eigentliche, die edle Begeiſterung hervorzurufen vermag. Betrachten wir jene revolutionäre Freiheit beim rechten Lichte, ſo war ſie eigentlich doch nur fanatiſcher Haß gegen das Alte, das Königthum, die Ariſtokratie: ſie war alſo bloß negirend, einreißend, und in demſelben Maße, als ſie es mehr war, als die vergangegangene Zeit, um ſo unheilbringender mußte ſie ſein. Dieß bewies der Erfolg. In der Revolution noch ſteigerte ſich die ſittliche Auflöſung, der Egoismus, die Laſterhaftigkeit bis zu dem höchſten Gipfel, der erreicht werden konnte.

Und jetzt? Es iſt nicht beſſer, ja es iſt viel ſchlimmer, weil unterdeſſen jener Verfall der ſocialen Zuſtände ſich noch viel weiter verbreitet hat.

Die Freiheitsideen wurden beſiegt: die Reaction trat ein. Aber damit kehrte keineswegs die Menſchheit zu der früheren Geſinnung zurück: im Gegentheile, unter den Händen, in dem Angeſichte der Reaction

reißen allmählig alle Fäden entzwei, welche früher noch die Menſchheit an die alten Zuſtände geknüpft hatten. Täuſche man ſich doch nicht! Lerne man doch den Gang der geiſtigen Umwälzungen der Menſchheit kennen! Die Zuneigung zu einer alten Richtung, einmal aus der Menſchheit entflohen, kehrt nicht wieder zurück. Die Abneigung gegen ſie, durch die Reaction auch verhindert, ſich zu äußern, wird darum um ſo intenſiver, entſchiedener: aber erſtickt wird ſie nicht.

Und unter ſolchen Umſtänden: da die Reaction dennoch fortwährend ſich zu behaupten, ja noch weiter um ſich zu greifen ſucht, und zwar mit jedem Jahre energiſcher — was kann die Folge davon ſein, als zunehmende ſittliche Auflöſung? Die Menſchheit hat kein Herz mehr für die alten Verhältniſſe: und doch wird ſie mit Gewalt oder durch künſtliche Mittel in ſie hineingeſchoben! Dieß kann bloß einen unnatürlichen, verzerrten, krankhaften Zuſtand erzeugen, welcher die unglücklichſten Früchte trägt: bei den Einen Lüge und Heuchelei, bei den Andern Verzweiflung an der Menſchheit, Zerriſſenheit in ſich ſelbſt! Allgemein klagt man ſchon darüber. Jeder Verſtändige ſieht, daß unſere Zuſtände in der größten Spannung, in der unnatürlichſten Ueberreiztheit ſich befinden, daß ſie an den unheilbarſten Gebrechen, an den ſchädlichſten Auswüch-

sen leben! Egoismus, Jagen nach Erwerb, Kriecherei, feiles Schmeicheln, Gewissenlosigkeit, Schlechtigkeit jeder Art ist an der Tagesordnung! Wenn es noch lange so fortdauert, ist ein allgemeiner Zerfall der Menschheit zu fürchten.

Und so finden wir: auch die negirende Richtung unserer Zeit, die eigentlich bloß das Alte, Verwerfliche umzustürzen suchte, führte, theils ihrer eigenen Natur zufolge, theils durch die Gegenmaßregeln der Reaction getrieben, zu einem Zustande fast allgemeiner Auflösung.

Aus diesem furchtbaren, mit immer unwiderstehlicherer Gewalt hereinbrechendem Verfalle vermag uns nun, gerade so wie im Reformationszeitalter, nur eine große Idee zu erretten, welche in sich ein recht positives Element trägt, das im Stande ist, unsere Begeisterung aufzuregen und alle schöneren und edleren Kräfte des Menschen zu neuem Leben, zu neuer Thätigkeit zu erwecken!

Keine Nation aber ist, dünkt mich, so sehr dazu berufen, eine Regeneration der gegenwärtigen Menschheit ins Werk zu setzen, als die deutsche. Alle großen Bewegungen des neueren Europa, welche dauernde Wirkung gehabt haben, sind von ihr ausgegangen.

Sie hat das Alterthum zerſtört und auf den Trümmern deſſelben eine neue Ordnung der Dinge, das Mittelalter, errichtet: das germaniſche Element durchſtrömte die europäiſche Welt: es wurde ihr belebendes Prinzip. Sie ferner hat die neuere Zeit ins Daſein gerufen. Die drei gewaltigſten Hebel derſelben, Veränderung des Kriegsweſens, Buchdruckerkunſt, Reformation, ſind von Deutſchland ausgegangen. Und ſo wird — nicht mit Unrecht dürfen wir es hoffen — die zukünftige neue Ordnung der Dinge, es wird die rettende Idee der neuen Entwicklung auch nur von der deutſchen Nation ausgehen können.

Und was wäre dieß für eine Idee? Ich glaube allerdings, daß ſie die politiſche Freiheit iſt, nur in anderer Weiſe, wie bisher. Nicht mehr bloß negirend, einreißend, ſondern ſetzend, bejahend, gründend und bauend. Dieß wird ſie aber nicht durch kahle Theorien, nicht durch todte Syſteme, nicht durch ſubtile Vernunftſpekulationen, ſondern ſie wird es durch ein poſitives Element, welches in ſich ſelber eine Fülle von Leben hat und das reichlichſte Leben ſpendet und ausgießt.

Und dieß poſitive Element iſt unſer Vaterland, unſer Volksthum, der Geiſt unſeres germaniſchen Rechts,

die Freiheit unserer Ahnen: Alles das, was unser früheres großartiges Volksleben erzeugt hat, was es auch jetzt wieder zu erzeugen vermag. Denn nur in einem wahrhaften Volksleben ist Heil und Rettung zu suchen: nur durch ein Volksleben, welches die edelsten, die schönsten, die gewaltigsten Kräfte der Nation zum Bewußtsein bringt, zur Thätigkeit kommen läßt, wird die Entsittlichung, die allgemeine Auflösung, die Zerrissenheit unserer Verhältnisse gehemmt werden: nur durch ein solches wird eine schöne Harmonie aller Richtungen, aller Bestrebungen, wird eine großartige Vermittlung eintreten können! —

Hinweg darum mit den Theorien, die euch, so schön sie immer lauten mögen, doch nie mehr bieten können, als was ihr früher einmal besessen! Hinweg mit jener luftigen Freiheit, die nirgends anders, als in dem Kopfe dessen, der sie erfunden, Realität hat! In eure Herzen soll sie kommen, die Freiheit, nicht in eure Köpfe! An euern heimischen Boden, an euer Volksthum, an eure historischen Erinnerungen klammert euch an! Laßt den Stolz auf die große Vergangenheit eure Brust durchglühen! Ruft den Geist, den Muth der Vorfahren in eure Herzen zurück! Werdet würdige Enkel eurer Ahnen!

Erwerbt euch vor allen Dingen eine tüchtige Gesinnung! Seid Männer! Kriecht nicht! und hündelt nicht! Zeigt, daß ihr würdig der Freiheit! Verbannt aus euern Herzen die Selbstsucht, die Gemeinheit: und laßt dafür das Recht, die Wahrheit, das Vaterland sein Banner entfalten! —

Und was wäre denn, in kurzen Worten, das Resultat unserer Untersuchung?

Wir können weder die bloße theoretische Vernunft, noch die fälschlich sogenannte historische Basis als das Prinzip für das Staatsleben anerkennen, sondern die ächte Geschichte, welche mit der eigentlichen Vernunft zusammenfällt. Diese ist aber nur möglich durch die freieste, ungehemmteste Entfaltung des Volkslebens.

Dieses zu verwirklichen, ist die Aufgabe unserer Zeit. Nur dieß allein vermag uns von der drohenden allgemeinen Auflösung zu erretten.

Zwei Loose sind demnach gegeben: entweder wir gehen zu Grunde in einer allgemeinen geistigen und sittlichen Barbarei, wenn wir in dem gegenwärtigen Zustande verharren, oder wir wählen das Andere, und

ns dafür zu einer neuen, großartigen Ent-
ig.

Gang der Geſchichte und die Vorſehung, die
altet, läßt uns mit freudiger Zuverſicht die
ukunft hoffen!

Epochen

des

Absolutismus im neueren Europa.

1842

Einleitung.

Der Absolutismus hat einen so ausserordentlichen Einfluß auf unsere politischen Zustände geübt, und nicht bloß im vorigen Jahrhundert, sondern selbst noch in der Gegenwart, daß wir, wie oft es auch schon geschehen sein mag, ihn doch noch einmal zum Gegenstande unserer Untersuchung machen können. Zumal wenn wir ihn nicht bloß als eine politische Theorie betrachten, was Andere häufig genug schon gethan haben, sondern wenn wir ihn von einer anderen Seite fassen.

Versuchen wir ihn einmal in seiner welthistorischen Entwicklung zu verfolgen: versuchen wir darzustellen, wie er entstanden, welche Kämpfe er zu bestehen gehabt, wie er allmählig den Sieg davon getragen, wie man ihm diesen wieder zu entreißen gestrebt hat. Aus einer solchen Darstellung wird man am Besten entnehmen können, in wie ferne er ein historisches Recht für sich

in Anſpruch nehmen kann, ein Recht, das ihm unnöthiger Weiſe ſelbſt von der liberalen Partei eine Zeitlang zugeſtanden worden iſt.

Es kann aber nicht meine Abſicht ſein, hier ins Einzelne einzugehen. Wollte ich dieß, würde ein großes Werk daraus entſtehen. Denn der Stoff iſt reichhaltig genug. Ich will mich vielmehr nur auf eine kurze Ueberſicht des Gegenſtandes beſchränken, ich will nur die Grundzüge ſeiner Entwicklung entwerfen.

Ich verkenne nicht: es iſt dieß keine leichte Aufgabe. Denn das Allgemeine ſtreift ſo gerne an das Unbeſtimmte, Flache, Seichte, und gerade dieſes wollte ich vermeiden. Gerade den gewöhnlichen politiſchen Raiſonements, die dieſen Fehler an ſich tragen, wollte ich durch die Hereinziehung der Geſchichte entgegentreten. Denn es iſt immer meine Anſicht geweſen: nur ein geſchichtliches Bewußtſein kann auch in politiſchen Dingen zu einem reifen Urtheile führen.

Nun vielleicht iſt es mir doch gelungen, den Zweck, den ich im Auge hatte, wenn auch nur theilweiſe, zu erreichen.

I.

Das Königthum im Mittelalter.

Uebergewicht des Volks.

Als in der Völkerwanderung durch die germanischen Eroberer das römische Reich zerstört ward, und auf den Trümmern desselben sich neue Staaten erhoben, wurden in diese die alten Begriffe von Freiheit aus den deutschen Ländern mit herübergenommen. Fürst und Volk stehen zu einander in einem Verhältnisse des Vertrags: dieses gelobt dem Fürsten Treue, wenn er die Pflichten erfüllt, die man von ihm verlangt: wo nicht, ist man der Treue entbunden. Er kann nichts thun ohne das Volk: nicht Krieg führen, nicht Frieden schließen, keine Gesetze geben: die Rechtspflege ist vorzugsweise in den Händen des Volks. Der Fürst selbst wird vom Volke gewählt: auch wenn das Königthum erblich in einer Dynastie, ist es dem Volke anheimgegeben,

sen leben! Egoismus, Jagen nach Erwerb, Kriecherei, feiles Schmeicheln, Gewissenlosigkeit, Schlechtigkeit jeder Art ist an der Tagesordnung! Wenn es noch lange so fortdauert, ist ein allgemeiner Zerfall der Menschheit zu fürchten.

Und so fanden wir: auch die negirende Richtung unserer Zeit, die eigentlich bloß das Alte, Verwerfliche umzustürzen suchte, führte, theils ihrer eigenen Natur zufolge, theils durch die Gegenmaßregeln der Reaction getrieben, zu einem Zustande fast allgemeiner Auflösung.

Aus diesem furchtbaren, mit immer unwiderstehlicherer Gewalt hereinbrechendem Verfalle vermag uns nun, gerade so wie im Reformationszeitalter, nur eine große Idee zu erretten, welche in sich ein recht positives Element trägt, das im Stande ist, unsere Begeisterung aufzuregen und alle schöneren und edleren Kräfte des Menschen zu neuem Leben, zu neuer Thätigkeit zu erwecken!

Keine Nation aber ist, dünkt mich, so sehr dazu berufen, eine Regeneration der gegenwärtigen Menschheit ins Werk zu setzen, als die deutsche. Alle großen Bewegungen des neueren Europa, welche dauernde Wirkung gehabt haben, sind von ihr ausgegangen.

Sie hat das Alterthum zerſtört und auf den Trümmern deſſelben eine neue Ordnung der Dinge, das Mittelalter, errichtet: das germaniſche Element durchſtrömte die europäiſche Welt: es wurde ihr belebendes Prinzip. Sie ferner hat die neuere Zeit ins Daſein gerufen. Die drei gewaltigſten Hebel derſelben, Veränderung des Kriegsweſens, Buchdruckerkunſt, Reformation, ſind von Deutſchland ausgegangen. Und ſo wird — nicht mit Unrecht dürfen wir es hoffen — die zukünftige neue Ordnung der Dinge, es wird die rettende Idee der neuen Entwicklung auch nur von der deutſchen Nation ausgehen können.

Und was wäre dieß für eine Idee? Ich glaube allerdings, daß ſie die politiſche Freiheit iſt, nur in anderer Weiſe, wie bisher. Nicht mehr bloß negirend, einreißend, ſondern ſetzend, bejahend, gründend und bauend. Dieß wird ſie aber nicht durch kahle Theorien, nicht durch todte Syſteme, nicht durch ſubtile Vernunftſpekulationen, ſondern ſie wird es durch ein poſitives Element, welches in ſich ſelber eine Fülle von Leben hat und das reichlichſte Leben ſpendet und ausgießt.

Und dieß poſitive Element iſt unſer Vaterland, unſer Volksthum, der Geiſt unſeres germaniſchen Rechts,

Bedürfnisse hervor, eine Macht zu haben, welche für die Freiheit und das Eigenthum der Staatsgenossen Sorge trage: wollte die königliche Macht mehr, so trat man ihr mit Entschiedenheit entgegen. Allerdings versuchten die Könige, als sie auf jener Stufe angekommen, ihre Gewalt über die bisherigen Gränzen hinauszutragen: allein wir bemerken auch, daß da, wo dieses geschieht, der Bürgerstand mit der größten Energie sich widersetzt. Es schienen sich daher in den letzten Zeiten des Mittelalters höchst glückliche politische Verhältnisse zu entwickeln: man war nicht minder von der Nothwendigkeit einer starken Regierung, einer Einheit des Reichs, wie von der Sicherstellung der Rechte des Einzelnen durchdrungen. Die Aristokratie hatte ihren überwältigenden Einfluß verloren, ohne daß sie zu Grunde gegangen wäre: der Bürgerstand hob sich zu immer größerem Flor, nicht minder bedacht auf die allgemeinen Verhältnisse, als auf die Bewahrung seiner individuellen Rechte: im König sah man keinen bloßen Schatten mehr sondern den Repräsentanten des Staats: er war aber in gesetzlichen Schranken gehalten. Es lag ihm ob, für das Allgemeine zu sorgen, geeignete Bestimmungen zu treffen: er war aber beschränkt durch die Stände, die ihre Zustimmung zu den wichtigsten Gesetzen geben mußten: fiel es ihm ein, sich über die Verfassung hinwegzusetzen, so stand Allen, die sich

Erwerbt euch vor allen Dingen eine tüchtige Gesinnung! Seid Männer! Kriecht nicht! und hündelt nicht! Zeigt, daß ihr würdig der Freiheit! Verbannt aus euern Herzen die Selbstsucht, die Gemeinheit: und laßt dafür das Recht, die Wahrheit, das Vaterland sein Banner entfalten! —

Und was wäre denn, in kurzen Worten, das Resultat unserer Untersuchung?

Wir können weder die bloße theoretische Vernunft, noch die fälschlich sogenannte historische Basis als das Prinzip für das Staatsleben anerkennen, sondern die ächte Geschichte, welche mit der eigentlichen Vernunft zusammenfällt. Diese ist aber nur möglich durch die freieste, ungehemmteste Entfaltung des Volkslebens.

Dieses zu verwirklichen, ist die Aufgabe unserer Zeit. Nur dieß allein vermag uns von der drohenden allgemeinen Auflösung zu erretten.

Zwei Loose sind demnach gegeben: entweder wir gehen zu Grunde in einer allgemeinen geistigen und sittlichen Barbarei, wenn wir in dem gegenwärtigen Zustande verharren, oder wir wählen das Andere, und

II.

Kampf des Königthums mit den Volksrechten im 16ten und 17ten Jahrhundert.

Erste Periode.

Die Fürsten gaben nämlich ihre Versuche nicht auf, sich eine größere Gewalt zu erwerben als ihnen eigentlich rechtlich zugestand. Und in einigen Staaten gelang es ihnen wirklich schon am Anfange des 16ten Jahrhunderts, unterstützt durch gleichzeitige günstige Verhältnisse, ihre Zwecke zu erreichen. In England regierte Heinrich VIII. fast unumschränkt: ebenso die französischen Könige. Ludwig XI. hatte schon im 15ten Jahrhundert den Weg dazu gebahnt, durch den rücksichtslosen schlauen consequenten Despotismus, den er ausübte: die Kriege, in welchen die folgenden Könige verflochten waren, ließen bei der Nation das Bewußtsein über die innern politischen Verhältnisse nicht aufkommen: Franz I. konnte

Epochen

des

Absolutismus im neueren Europa.

1842

als in einer unmittelbaren Beziehung zu Gott dargeſtellt. Es iſt klar, wie unendlich viel die Fürſten durch dieſen Grundſatz gewinnen mußten.

Luther hatte in dem Augenblicke, als er ihn ausgeſprochen, und zwar in jener ſchroffen Weiſe, die ihm eigen war, nicht an die ungeheuern Folgerungen gedacht, welche man daraus ziehen konnte. Später wurde er ihm und den Reformatoren allerdings ſehr unbequem, und er ſah ſich genöthigt, ihn zu modificiren. Seine Gegner nämlich, die katholiſchen Fürſten, wandten dieſen Grundſatz ſelber gegen ihn an: es ſei nicht recht von ihm, warf ihm namentlich der Herzog von Braunſchweig vor, daß er gegen die von Gott ſelbſt eingeſetzte Obrigkeit ſo unehrerbietig, ja ſo aufrühreriſch ſchreibe. Luther antwortete dann in der bekannten Schrift: wider den Hanswurſt von Braunſchweig, und ſetzte da den Unterſchied zwiſchen den Obrigkeiten auseinander. Nur auf die rechtmäßige Obrigkeit ſei jener Grundſatz anzuwenden, die rechtmäßige aber ſei die, welche die Gebote Gottes erfülle, gut und fromm regiere, aber nicht jeder Tyrann oder Despot könne jenen Grundſatz für ſich in Anſpruch nehmen. Er macht alſo einen Unterſchied zwiſchen der Obrigkeit als Idee, und zwiſchen der zufälligen, äuſſeren, perſönlichen Erſcheinung derſelben. Nur die Obrigkeit, welche ihren Zweck erfüllt, iſt ihm Gottes Ordnung: aber jeden hergelaufenen „Buben,“

Einleitung.

Der Absolutismus hat einen so ausserordentlichen Einfluß auf unsere politischen Zustände geübt, und nicht bloß im vorigen Jahrhundert, sondern selbst noch in der Gegenwart, daß wir, wie oft es auch schon geschehen sein mag, ihn doch noch einmal zum Gegenstande unserer Untersuchung machen können. Zumal wenn wir ihn nicht bloß als eine politische Theorie betrachten, was Andere häufig genug schon gethan haben, sondern wenn wir ihn von einer anderen Seite fassen.

Versuchen wir ihn einmal in seiner welthistorischen Entwicklung zu verfolgen: versuchen wir darzustellen, wie er entstanden, welche Kämpfe er zu bestehen gehabt, wie er allmählig den Sieg davon getragen, wie man ihm diesen wieder zu entreißen gestrebt hat. Aus einer solchen Darstellung wird man am Besten entnehmen können, in wie ferne er ein historisches Recht für sich

ohne Unterstützung der weltlichen Macht sich unmöglich halten könnte den neuen Ideen gegenüber, trat nun in dieselben Fußstapfen, wie der Protestantismus: auch sie hob und förderte die königliche Gewalt und trug also ebenso, wie jener, zu ihrer Erhebung bei.

Inzwischen fehlte es doch nicht an Widersprüchen gegen diese Ansicht.

Im Wesen der Reformation lag die ungebührliche Erhebung der fürstlichen Gewalt keineswegs. Sie wollte Freiheit in jeder Beziehung, und daß man besonders auch die politische im Auge hatte, können theils die Entwürfe Ulrichs von Hutten und seiner Freunde, theils die Unternehmungen der Bauern bezeugen. Die einseitige Auffassung der politischen Fragen, wie wir sie eben erwähnten, hatte nur das Lutherthum: das zwinglische und calvinische Glaubensbekenntniß, ohnedieß auf einem republikanischen Boden entsprungen, in der Schweiz, in den Rheinstädten, hatte auch eine andere politische Ansicht. „Du sollst Gott mehr gehorchen, als den Menschen," war hier der Wahlspruch. Hier konnte man die politische und religiöse Freiheit nicht von einander trennen: vielmehr gingen sie mit einander Hand in Hand. Diese Auffassung des Protestantismus aber erwarb sich kein geringeres Terrain, als das Lutherthum: sie drang nach Frankreich ein, in die Niederlande, später nach England, Schottland, und überall, wo wir sie bemerken,

finden wir auch ein sehr starkes Element von politischer Freiheit.

Aber auch die katholische Kirche war nicht so unbedingt für die Erhebung der fürstlichen Gewalt. War sie mit ihr im Bunde, arbeitete sie für dieselbe, so geschah es nur, weil sie ihr eigenes Interesse dabei zu wahren hoffte. Niemals aber konnte sie sich dazu verstehen, jenen Grundsatz anzuerkennen, daß die fürstliche Gewalt von Gott sei: eben hierdurch hätte sie ihre größte, bedeutendste Waffe aus den Händen gegeben, welche in der Lehre bestand, daß die Kirche allein von Gott eingesetzt sei. Ja die Kirche begünstigte wohl, in demselben Momente, als sie die fürstliche Allgewalt gut hieß, wiederum demokratische Tendenzen, und es ist bekannt, daß die Jesuiten, Bellarmin z. B., die Idee der Volkssouveränität predigten, wenn es ihnen darauf ankam, einen nicht ganz gut katholisch gesinnten Fürsten durchs Volk vom Throne stürzen zu lassen.

Endlich schwächten die lutherischen Fürsten in Deutschland durch ihre Rebellion gegen den Kaiser selber jenen Grundsatz. Denn mit Recht konnte man ihnen vorwerfen: so gut ihr euch gegen eure rechtmäßige Obrigkeit, den Kaiser, empört, so gut können es eure Unterthanen gegen euch. Zwar wurde entgegnet: es seie ein anderes Verhältniß zwischen Kaiser und Fürsten, als zwischen Fürsten und ihren Unterthanen. Wir

wiſſen aber, daß Luther und die Reformatoren in dieſe Unterſcheidung nie eingehen wollten. Ihnen galt conſequent jede Obrigkeit als eine von Gott eingeſetzte, und nun zumal die höchſte im Reiche, der Kaiſer! „Es wird zwar keinen Bauernaufruhr geben, ſagte Luther in einem ſeiner Bedenken, aber einen Fürſtenaufruhr. Und das hat der Teufel gerade gewollt.“

Faſſen wir alle dieſe Momente zuſammen, ſo ſehen wir: es waren gleiche Streitkräfte auf beiden Seiten. Andere Dinge mußten nun den Ausſchlag geben, auf welche Seite hin ſich der Sieg neigen ſollte.

Und da waren denn die ſocialen Verhältniſſe von keiner geringen Bedeutung. Wir haben geſehen, daß aus dem Mittelalter in den erſten Staaten Europas Adel und Bürgerſtand mit gleich politiſcher Bedeutung hervorgegangen waren: ja die Schaale neigte ſich mehr zum Bürgerſtande, indem dieſer durch Wohlſtand und Reichthum materiell weit beſſer geſtellt war, als der Adel, welcher mehr und mehr verarmte oder doch zu verarmen begann. Um nun die frühere Bedeutung wieder zu erlangen, ſehen wir jetzt den Adel hie und da ſich dem Throne nähern. Auf der andern Seite ſuchten auch die Könige dieſen Stand an ſich heranzuziehen, welcher in der Eigenſchaft eines Verbündeten ihnen durchaus unſchädlich war, vielmehr zur Erreichung ihrer Zwecke mitwirken konnte. In Frankreich war

ſchon im 15ten Jahrhundert durch die Errichtung eines ſtehenden Heeres (der Gendarmerie) der niedere Adel an die Stufen des Throns gekettet. In den übrigen Staaten, wo ähnliche Verhältniſſe ſtatt gefunden, machte man es nach. Indem nun aber Adel und Könige, ſonſt in dem heftigſten Streite gegen einander, gemeine Sache gegen den Bürgerſtand machten, wurde dieſer begreiflicher Weiſe in eine höchſt mißliche Lage gebracht.

Auch in andern Verhältniſſen trat eine Veränderung ein, welche die Könige für ihre Zwecke benützen konnten. Im Mittelalter waren die Bürger zugleich Soldaten: ſie wußten die Waffen ſo gut zu führen, als ihre Werkzeuge. Mit der überhandnehmenden Civiliſation aber mit der Ueberfüllung von Miethstruppen aller Art, die man um verhältnißmäßig geringes Geld haben konnte, wurden die Bürger allmählig dem Waffenhandwerke entwöhnt: und hiemit ſank der perſönliche Muth, und in Folge davon der moraliſche. Es war mit ſolchen Leuten jetzt viel mehr anzufangen, als bisher, wo man auf jeden Eingriff in die Rechte der Bürger ſogleich mit dem Schwerte geantwortet hatte.

Sodann gelang es dem römiſchen Rechte, im 16ten Jahrhundert, einen immer größeren Einfluß zu gewinnen und die Volksrechte mehr und mehr in den Hintergrund zu ſchieben. Die Gewohnheitsrechte kannte Jedermann: jeder Bürger wäre fähig geweſen, ihnen gemäß ein

Urtheil zu fällen. Das römiſche Recht aber war ein geſchriebenes, ein fremdes, erforderte Studium und Gelehrſamkeit. Um dieß zu ſprechen, brauchte man eigene Juriſten dazu. Hierdurch aber verloren die Einwohner das juriſtiſche und politiſche Bewußtſein: und die Juriſten konnten aus dem römiſchen Recht, das ſich ohnedieß auf die vielfachſte Weiſe wenden und drehen läßt, deduciren, was ſie wollten.

Die allmählige Entfremdung der Nation von den Waffen, die Entfremdung von der Rechtspflege — was gab dieß dem Königthum für eine bedeutende Waffe in die Hände!

Dennoch dauerte der Kampf zwiſchen dem abſoluten Königthum und zwiſchen den Volksrechten ganze anderthalb Jahrhunderte hindurch, bis es jenem gelang, einen vollſtändigen Sieg zu erfechten. Und die Wechſelfälle dieſes Kampfes ſind intereſſant genug.

Den erſten Sieg erfocht der Abſolutismus in Spanien, wo die Cortes durch ihren Aufſtand im Jahre 1520 ſelber die Veranlaſſung dazu gaben. Der König Carl V. hatte den Sieg beſonders dadurch gewonnen, daß der Adel, welcher Anfangs mit den Inſurgenten gemeine Sache gemacht hatte, mißtrauiſch geworden durch die Entwürfe des Bürgerſtands, ſich

entſchieden auf die Seite des Königs ſtellte. Mit dem Adel verbunden dämpfte dieſer den Aufſtand: die Folge davon war, daß die Cortes zwar nicht ganz aufgehoben, aber ihre Rechte doch ſo geſchmälert wurden, daß ſie dem Könige gegenüber gar keine Bedeutung mehr hatten.

Vier Dinge waren es beſonders, wodurch Carl V. die alte Bedeutung der Cortes gebrochen. 1) Daß die Committenten ihren Repräſentanten keine andere Vollmacht geben durften, als die Abgaben zu bewilligen, und das zu berathen was der König vorlegt. 2) Daß die Cortes zuerſt die Abgaben bewilligen, und dann erſt die Petitionen einreichen, während es früher gerade umgekehrt war. 3) Daß immer der Präſident des Königs bei den Verhandlungen iſt. 4) Daß die königlich Geſinnten belohnt werden, während man den Andern die königliche Gnade entzieht. Der Adel wurde ſeit 1538 gar nicht mehr berufen. So in Caſtilien. In Aragonien benützte Philipp II. die erſte Gelegenheit, um die dortige Verfaſſung gänzlich aufzuheben.

Spanien iſt nun im 16ten Jahrhundert der eigentliche Sitz des Abſolutismus. Von da aus ſuchte er ſich über ganz Europa auszubreiten. Durch die Beſitzungen, welche die ſpaniſchen Könige in Italien hatten, ſetzte er ſich in Neapel, Sicilien, Mailand feſt. Durch die Heirath Philipps II. mit der Königin Maria von

England faßte er auch hier feſten Fuß, wo ohnedieß durch die Regierung Heinrichs VIII. hinlänglich vorgearbeitet war. In Frankreich hatte er ſchon unter Franz I. bedeutend um ſich gegriffen: dieß ſetzte ſich fort unter Heinrich II.

Aber es fehlte auch keineswegs an Reactionen. Die bedeutendſte, gleichſam der Mittelpunkt der alten Volksoppoſition, von wo aus die freien Ideen ebenſo auf das übrige Europa einwirkten, wie von Spanien aus die abſolutiſtiſchen, war die niederländiſche.

Der Aufſtand der Niederlande war hervorgerufen durch Philipps II. Beſtreben, hier ebenſo die alten Volksrechte zu unterdrücken, wie es ihm in Spanien gelungen war, und die königliche Gewalt zu derſelben Höhe zu erheben, welcher ſie ſich dort erfreute. Die Oppoſition gegen dieß Beſtreben trägt auſſer dem religiöſen kein neues Element in ſich: ſie iſt durchaus die alte mittelalterliche Volksoppoſition.

Daß man es gerade ſo anſah, daß man im guten Rechte zu ſein glaubte, während man den König als den Neuerer betrachtete, geht aus einer ſehr intereſſanten Schrift Hubert Languets hervor, die er unter dem angenommenen Namen „Junius Brutus“ herausgab. Sie heißt vindiciæ contra tyrannos. Languet war ein

Franzoſe, mußte aber wegen ſeiner Anhänglichkeit an den Proteſtantismus aus ſeinem Vaterlande entfliehen, und hielt ſich dann abwechſelnd in den Niederlanden und in Deutſchland auf. Dieſer führt in ſeiner 1577 erſchienenen Schrift, welche hauptſächlich gegen den ſpaniſchen Despotismus gerichtet iſt, weitläufig aus, daß die Fürſten ihre Gewalt weder von ſich ſelbſt, noch unmittelbar von Gott hätten, ſondern vom Volke, und er ſtellt dieſe Anſicht nicht etwa als eine, bloß in ſeinem Kopfe entſprungene Theorie hin, ſondern er beweist ſie aus der Geſchichte, aus dem Herkommen. Er zeigt namentlich, wie die franzöſiſchen Könige früher vom Volke gewählt worden ſeien, daß ſie es auch jetzt noch würden, wenigſtens ſtillſchweigend. Sie hätten die Pflicht, ordentlich zu regieren, die Geſetze zu handhaben, die Rechte des Volks zu ſchützen. Thäten ſie es nicht, hätte das Volk das Recht, ſie abzuſetzen, ja es ſeie ſogar ſeine Pflicht, gegen die Tyrannen aufzuſtehen: immerdar ſei es ſo geweſen.

Und dieſe Ideen gingen dann in die benachbarten Länder über, in alle, welche Antheil an den Niederlanden nahmen oder die ſich in religiöſer Beziehung von ihnen berührt fühlten. In Deutſchland ſprach ſogar ein Fürſt, der Pfalzgraf Caſimir am Rhein, dieſelben Anſichten in einer Flugſchrift (1578) aus, die er ausgehen ließ, um ſeine Theilnahme an dem niederländiſchen Kriege zu

rechtfertigen. Der niederländische Aufstand sei keine Rebellion, sondern eine nothwendige, erzwungene und in allen Rechten erlaubte Gegenwehr. Die spanische Regierung habe ihre Gränzen überschritten: jeder Regent sei dem Gesetze unterworfen: ohne das könne keine menschliche Gesellschaft bestehen. Der spanische König aber habe sich über die Gesetze und die Verfassung hinweggesetzt: mit vollem Rechte seien daher die Niederländer gegen ihn aufgestanden: sie möchten nur fest zusammenhalten, denn sie führten einen gerechten Krieg.

In Frankreich hatte sich unterdessen auch eine religiöse Partei erhoben, welche, da sie gegen den König, der auf der Seite der Katholiken, gerichtet war, zugleich politisch wurde. Hier wurden dieselben Ideen ausgesprochen, wie in den Niederlanden, zuerst von der protestantischen Partei, dann als mit Heinrich IV. ein protestantisch gesinnter Fürst auf den Thron kam, von der katholischen: ward ja von den Jesuiten der Tyrannenmord vertheidigt.

In England war Maria gestorben: Elisabeth, ihre Nachfolgerin, protestantisch, eine kluge, umsichtige Frau, glaubte ihren Thron nur durch Gerechtigkeitsliebe sichern zu können: sie ließ wenigstens die alten verfassungsmäßigen Formen bestehen, während sie allerdings der That nach unumschränkt regierte.

Und durch den Sieg, welchen die Niederländer endlich über das absolute Königthum erfochten, aufgemuntert, erhoben sich fast allenthalben ähnliche Bewegungen. An der Scheide des 16ten und 17ten Jahrhunderts scheint es in der That, als hätten sich die alten volksthümlichen Elemente noch einmal in ihrer vollen Bedeutung gefühlt und gesucht, nicht nur die Anmaßungen der königlichen Gewalten in die gebührenden Gränzen zurückzuweisen, sondern sogar noch einen größeren Vortheil zu erkämpfen.

Um die Lage der Dinge, die Stimmung der Völker, die Besorgnisse von Seiten der Fürsten in jener Zeit zu veranschaulichen, dient, glaube ich, nichts besser, als eine Flugschrift aus dem Jahre 1620, der Discordista genannt, wovon ich hier einen Auszug geben will.[1])

Der Verfasser, selbst ein Anhänger der Monarchie, sagt hier ganz offen, seine Zeit habe kein anderes Bestreben, als die Monarchie abzuschaffen und überall republikanische Verfassungen einzuführen, mit dem Prinzipe der Freiheit und Gleichheit.

Er gibt zuerst eine kurze Geschichte der Schicksale der Monarchie. Er beginnt mit Rom unter den Königen,

1) Ich habe diese Schrift ganz abdrucken lassen in meinem Buche: „zur politischen Geschichte Deutschlands." Stuttgart bei Franckh 1842 S. 304 folg.

cht von der Vertreibung der Tarquinier durchs
k wegen ihrer Tyrannei, von der Einführung der
ublik, und setzt hinzu, daß von dieser Zeit an der
gliche Name nichts mehr gegolten habe: die Könige
in den kleinen Staaten hätten nur „bittweise" regiert:
ihre Gewalt sei so viel wie nichts gewesen.

Ebenso, fährt der Verfasser fort, sei es jetzt wie-
der. Die Gemüther seien ganz und gar von den
Königen abgewandt, man suche allerlei Mittel, sie zu
vertilgen und die Republik einzuführen: und wäre das
Glück so günstig, als der Wille bereit sei, so würde
man bald nicht mehr den Namen eines Königs hören.
Diese Bestrebungen aber gingen schon mehrere Jahr-
hunderte hindurch. Zuerst hätten die italienischen Städte-
republiken den Anfang dazu gemacht. Die große poli-
tische Bedeutung, die sie sich errungen, insbesondere
die Venetianer, hätte nun allenthalben ähnliche Ten-
denzen erzeugt: andere Städte haben sich Venedig zum
Muster genommen: Mailand, Genua, Pisa, Florenz,
Lucca haben sich frei gemacht, sind unüberwindlich vor
den Fürsten und Königen bestanden: nur durch inner-
liche Kriege haben sie sich zu Grunde gerichtet.

Hierauf seien die Schweizer gekommen, die sich von
dem Joch der Fürsten befreit, ja sie haben nicht nur
die Fürsten, sondern den ganzen Adel mit der Wurzel
ausgerottet, und das ist glücklich abgelaufen, wiewohl

nicht ohne Blutvergießen. Jetzt sind sie frei, haben ihre eigenen Gesetze, werden von den Königen gefürchtet, und wenn die Deutschen mit den Franzosen Krieg führen, sind sie gleichsam Schiedsleute. Diese Beispiele wirkten nun ausserordentlich auf die Menschen. Die Graubündtner thätens den Schweitzern nach. Genf will auch keine Fürsten mehr. Basel, Constanz, Straßburg werden auch mit ins Verbündniß genommen und eine Menge dergleichen Städte werfen ihrer Fürsten, Herrn und Obrigkeit Regiment von sich ab. Sag mir Einer eine Stadt, welche vor 100 Jahren ihre Rathsherrn nicht abgeschafft oder getödtet habe?

Ebenso geht es den nordischen Fürsten. Lübeck, Hamburg, Danzig, Rostock, Bremen und andere, welche man Hansestädte nennt, machen mit einander Bündniß ohne Zustimmung des römischen Reichs, und verwerfen ihre Herrn, durch welche sie doch zuvor geschützt und gehoben worden sind. Anfangs fiel das weniger auf, weil es nicht auf einmal geschah, und weil die verschiedenen Herren, die dabei betheiligt waren, mit einander in Krieg und Streit gewesen. Auf diese Weise wurden der Kaiser, Holstein, Dänemark, Preußen, Sachsen und viele Bischöfe ihrer Herrschaften beraubt. Und so wurde ein ziemlicher Anfang gemacht, die Potentaten zu degradiren. Jedoch ging es schläfrig fort: der Türk drückte zu gewaltig, die Schweizer waren zu

träg, als daß ſie über ihre Gränzen gegangen wären, die Hanſeſtädte zu uneinig unter ſich ſelber, und hatten unter ſich doch noch fürſtliche Gemüther. Da konnte man die Fürſten zwar nicht abſchaffen, aber geſchwächt wurden ſie doch.

Dann ſei im Anfang des 16ten Jahrhunderts der Bauernkrieg gefolgt, an welchem die Städte großen Antheil gehabt. Man habe aber die Sache zu ſchnell und unvorbereitet angefangen, als daß ſie glückliche Erfolge hätte haben können.

Durch die Empörung der Niederlande aber, fährt der Verfaſſer fort, gewannen die demokratiſchen Tendenzen wieder einen neuen Aufſchwung. Denn daß nicht die Religion und nicht der Tribut die Urſache des Aufſtandes geweſen, bewieſen ſie hinlänglich durch ihr ſpäteres Benehmen, indem ſie einmal den Matthias und dann den Herzog von Alençon, zwei katholiſche Prinzen, zu Königen wählten, und jetzt noch viel mehr Steuern zahlen, als unter den Spaniern geſchehen war. Wenn man aber die Artikel lieſt, die der Erzherzog Matthias beſchwören müſſen, ſo ſieht man, was ſie wollten, nämlich eine Verfaſſung, wie die Venetianiſche. Ihr König ſollte nur ein Schattenkönig ſein, ohne Gewalt und Macht. So machten ſie's ſpäter mit Alençon und Leiceſter. Sie wollten keinen dulden, der in Wahrheit König ſein wollte.

Und nun suchten sie ihre politischen Ansichten auch in andere Länder zu bringen: so nach England und nach Frankreich, wo sie sich mit den Hugenotten verbanden und es einzuleiten suchten, daß das Königthum abgeschafft würde. Heinrich IV. von Frankreich wußte das wohl. Er sagte, es wäre nicht gut, daß die Holländer in Aufnahme kämen, denn das könnte weder Frankreich noch irgend einer benachbarten Monarchie nützlich sein. Auch in Deutschland suchten sie ihre Ansichten auszubreiten: den Bischof von Cöln suchten sie unter ihre Botmäßigkeit zu bringen, um dadurch im römischen Reich festern Fuß fassen zu können. Sie bekämpfen den Herzog von Braunschweig, unterstützten gegen ihn seine Stadt. Sie verbanden sich mit Magdeburg, eine Stadt, die doch so weit von ihrem Gebiete gelegen. Alles dieß nur, um wider alle Fürsten für alle Städte zu streiten. So haben sich auch die Hanseestädte an sie gehängt, in Hoffnung mit ihrem Bündniß die Fürsten vergewaltigen zu können. Jetzt hassen sie den König von Frankreich, und beleidigen ihn. Mit dem König von England aber sind sie in gutem Vernehmen. Warum das? In Frankreich glauben sie ihre Entwürfe nicht so leicht durchsetzen zu können, wohl aber in England, wo nur noch ein Erbe männlichen Geschlechts vorhanden ist. Aber schon haben sie ein Mißtrauen in den König von England gesetzt, da sie

rt, es seie eine Heirath zwischen dessen Sohn und spanischen Prinzessin im Werke.

Wer aber nach allem dem an der Ueberhandnahme der demokratischen Tendenzen noch zweifeln will, der sehe die böhmischen Unruhen an. Daß die Böhmen die Empörung begonnen, geschah aus nichts weiter, als aus Liebe zum popularen Regiment. Darum ver- [illegible] sie sic[illegible] [illegible]ederländern. Die übrigen [illegible] n sie [illegible]erbunden, mögen wohl zu- [illegible] ergehen wird, denn schon passen [illegible]ine günstige Gelegenheit, um [illegible]n. Würde man einen Nürnberger oder U[illegible]errn fragen, warum sie mit ihrem S[illegible] so viel Geld den Böhmen zusenden und also wider den Kaiser handeln, würden sie ohne Zweifel antworten: damit die popularische und städtische Regimenter gestärkt würden: zwischen Fürsten und Städten seie immer Zwietracht, die Könige und Fürsten seien den freien Reichsstädten allezeit gehässig. Darum seie nützlich, die Städt und Reichsstädt oder alle Völker machen unter einander Bündniß: man lasse dann die Könige und Fürsten an einander, bis sie sich selbst unter einander ausmergeln und so schwächen, daß man leichter über sie Herr werden könne. —

„Darum," schließt der Verfasser, „o ihr Könige, ihr Fürsten, wachet auf, defendiret und beschützt eure

Majestäten und fürstlichen Stand, stehet euren benachbarten Fürsten bei. Was die Niederländer sich unterstanden haben, das werden sich die Engländer auch bald unterstehen, was die Böhmen gethan haben, werden die Sachsen auch thun, und wird zu allen diesem weder Gelegenheit noch Anhetzen mangeln." —

Man sieht also, wie man sich allenthalben noch der Volksrechte bewußt war, wie wenig man sich geneigt zeigte, den Absolutismus zu ertragen, wie man im Gegentheil daran dachte, die politische Freiheit nicht nur zu erhalten, sondern sogar zu vergrößern.

Und wenn auch des Verfassers Besorgniß vor allgemeiner Einführung der republikanischen Verfassungsformen nicht genug begründet erscheinen mochte, so ist doch nicht zu verkennen, daß man an dem alten Widerstandsrechte der Völker, an dem Vertragsverhältniß, das zwischen Fürst und Unterthanen bestehe, immer noch fest hielt. Noch im Jahre 1633 setzte ein gewisser Neumair von Ramsla, ein Schriftsteller, der, scheint es, noch gar nicht gewürdigt worden ist, in einem Buche vom Aufstande der Untern wider die Obern die Stellung zwischen Fürst und Volk gerade noch in der Weise fest, wie sie in den letzten Zeiten des Mittelalters gewesen. Es ist ein gegenseitiger Vertrag. Jeder ist an ihn gebunden. Der Fürst kann einseitig sich nicht von seinem Eide entbinden. Thut er das, sind

auch die Untern nicht schuldig, ihm zu gehorchen. Man könnte einwenden, sagt er, die Obrigkeit seie von Gott eingesetzt, und Gott werde einen tyrannischen Fürsten schon strafen, da brauchte man das Volk nicht, oder Gott wolle vielleicht durch einen solchen Despoten das Volk seiner Laster wegen strafen. Darauf sei zu erwiedern: allerdings die Obrigkeit, aber nicht ein Tyrann ist von Gott eingesetzt. Gott straft allerdings die Fürsten, aber durch Menschen, also auch durchs Volk, und so gut wir uns gegen andere Plagen, wie Seuche, Krankheit ꝛc. zu schützen suchen, so gut dürfen wirs gegen einen tyrannischen Regenten. Es wäre wider alle Natur, wenn wir es nicht thäten. [1])

Auch Hugo Grotius, welcher zuerst die Staatsverbindung gewissermaßen auf eine philosophische Weise faßte, blieb im Ganzen doch noch auf dem alten Grundsatze stehen, das Verhältniß zwischen Fürst und Volk als einen Vertrag hinzustellen, an den beide gebunden seien, und wenn er sich zwar gegen die Widersetzung wider die Obrigkeit erklärt, diese als Idee gefaßt, weil sonst bei einem ausgedehnten Widerstandsrecht gar kein Staat bestehen könne, so gesteht er doch den Unterthanen das vollkommene Recht des Aufstandes zu, wenn es dem Regenten einfallen sollte, die gültige Verfassung

1) Siehe den Anhang.

dieſe Partei davontrug, ſiegte er zugleich über jene Grundſätze, und es war dieß um ſo leichter, als die Partei, welche ſie bekannte, eine antinationale war, indem ſie mit dem Könige von Spanien in Verbindung geſtanden. Dann war aber auch Heinrich IV. ein ganz vortrefflicher Regent: ſein Miniſter Sully hob den Wohlſtand Frankreichs, ſo lange er am Ruder der Geſchäfte war, zum höchſten Flore: ſeit langer Zeit hatte ſich das franzöſiſche Volk nicht ſo glücklich gefühlt. Stillſchweigend gab es zu erkennen, daß es mit der Erhebung der königlichen Macht einverſtanden ſei. Als nun die milde Regierung Heinrichs IV. die Gemüther mit dem ſtreng monarchiſchen Syſtem vertraut gemacht hatte, kam Richelieu, um es zu befeſtigen. —

Die abſolute Königsgewalt ſtand bei allen günſtigen Erfolgen der letzten Zeit doch keineswegs ſchon ſo ſicher, daß ſie nicht wieder hätte umgeſtürzt werden können. Denn abgeſehen von der Abneigung der Einwohner gegen dieſes Syſtem, die gewiß noch nicht ganz verſchwunden war und die ſich bei einer weniger guten Regierung, als die Heinrichs IV. war, leicht wieder geltend gemacht hätte, ſtanden insbeſondere zwei Dinge hemmend im Wege. Das eine war der Einfluß der hohen Ariſtokratie, namentlich der Prinzen vom Geblüte, auf die Regierung. Dieſer Einfluß war darum ſo gefährlich, weil in der Regel der Eine dem Andern

III.

Kampf des Königthums mit den Volksrechten im 16ten und 17ten Jahrhundert.

Zweite Periode.

War im vorigen Jahrhundert Spanien der Vorkämpfer des Absolutismus, so ist es in diesem Frankreich. Spanien verlor mit seiner äusseren politischen Bedeutung auch den Einfluß auf die inneren Verhältnisse der europäischen Staaten. Seine Stelle nahm nun Frankreich ein, welches seit dem Aufhören der Bürgerkriege ohnstreitig die erste Rolle in Europa spielte.

In dem Streben nach absoluter Herrschaft wurde das französische Königthum am Anfang des 17ten Jahrhunderts durch verschiedene Dinge unterstützt. Einmal hatte die Gegenpartei Heinrichs IV., weil sie damit zu reüssiren hoffte, jene freieren politischen Grundsätze gepredigt, die wir oben erwähnt. Indem nun Heinrich IV. den Sieg über

auf sich selbst bestehe und die unumschränkte Gewalt dauerhaft begründe.

Richelieu war der Mann dazu, dieses durchzuführen. Sein Bestreben während seiner neunzehnjährigen Ministerschaft war kein anderes, als die Willkühr, welche bisher die Könige geübt, in ein bleibendes System zu verwandeln und den Absolutismus als ein Recht hinzustellen, welches dem Königthum schon seiner Natur nach zukomme. Er hat uns ein Werk hinterlassen, das unter dem Namen seines politischen Testamentes bekannt ist. Hier äussert er sich über die Prinzipien, von denen er ausging, folgender Maßen. „Das Licht der Natur zeigt einem Jeden, daß der Mensch vernünftig zu handeln fähig, auch nichts Anderes, als durch Vernunft thun solle. Je erhabener einer ist, desto mehr soll er auf dieses Vorrecht halten. Folglich, wenn ein Mensch mit Allgewalt (souverainement) vernünftig ist, so soll er mit Allgewalt die Vernunft herrschend machen. Dieser Satz fordert, nicht nur, daß der Souverain-Vernünftige nicht anders, als nach der Vernunft handle, sondern er verpflichtet ihn auch, zu bewirken, daß Alle, die unter seinem Ansehen stehen, sie verehren und ihr pflichtmäßigst Folge leisten. Er soll allerdings nichts, als was vernünftig und gerecht ist, wollen, aber was er auf diese Weise will, das soll er auch ausgeführt sehen wollen. Denn würden seine Befehle nicht mit

Gehorsam befolgt, so wäre er selbst Ursache, daß die Vernunft nicht mit Allgewalt herrsche. Der Souverän also, der auf die erhabenste Stelle der Menschheit gesetzt ist, soll die Vernunft herrschen machen und eben darum soll und kann er von den Uebrigen Gehorsam verlangen. Wo dieser verweigert wird, muß er Zwang eintreten lassen, oder, wie er es nennt, eine gewisse Nothwendigkeit."

Richelieu geht hier von der Voraussetzung aus, daß der Regent immer nur das Vernünftige und das Gerechte will, oder vielmehr, was auch Staatsrechtslehrer unserer Tage behaupten, daß die Vernunft in ihrer höchsten Potenz im Souverän enthalten sei. An andern Stellen aber verkennt er nicht, daß dieser Voraussetzung nicht immer die Wirklichkeit entspreche, und darum geht er noch einen Schritt weiter. Da der König nicht Alles selbst thun könne, meint er, so sei es nöthig, daß er sich tüchtige Rathgeber wähle, denen er die Sorge für das Wohl des Staates übergebe. Und hier bekämpft er sowohl das Weiberregiment, als die Zuziehung der Prinzen von Geblüt zu den Regierungsgeschäften; sondern einen kräftigen, erfahrenen und weisen Staatsmann soll sich der König wählen, welcher fähig wäre, die Vernunft in ihrer höchsten Potenz, wenn sie etwa dem Könige abgehen sollte, wirklich zu repräsentiren. Er will mit Einem Worte

eine Ministerherrschaft. Und hiermit war allerdings das eine Hinderniß der bisherigen Regierung hinweggeräumt.

Man sieht: Richelieus System gründet sich nicht etwa auf historische Rechte, sondern auf Philosophie, auf den Begriff, den er sich vom Könige macht und von der Aufgabe, die er zu lösen habe. Als das oberste Prinzip des Staats nimmt er die Vernunft an, aber anstatt daß er dieser überall, wo sie erscheint, ihre Geltung läßt, beschränkt er sie nach einer willkührlichen Voraussetzung auf den Souverän oder seinen Minister. Auf diese Annahme aber, daß die höchste Vernunft auf dem Throne sitze, gründet er nun folgerecht den königlichen Absolutismus.

Also merke man sich wohl: die philosophischen Staatstheorien gingen ursprünglich nicht von der Volkspartei aus, sondern von den Thronen, welche, da sie ihre Bestrebungen nicht geschichtlich rechtfertigen konnten, zur Speculation ihre Zuflucht nahmen.

Sehen wir nun, wie Richelieu sein System durchzuführen wußte. Niemand hätte besser dazu getaugt, als er. Neben einem durchdringenden Scharfblick und bewundernswürdiger Umsicht besaß er die größte Energie im Handeln und einen Muth, der selbst in den gefährlichsten Momenten nicht zu erschüttern war. Ja, er war fähig, sich selbst seinem Systeme und der Stellung,

als daß sie über ihre Gränzen gegangen wären, hanseſtädte zu uneinig unter ſich ſelber, und hatten unter ſich doch noch fürſtliche Gemüther. Da konnte man die Fürſten zwar nicht abſchaffen, aber geſchwächt wurden ſie doch.

Dann ſei im Anfang des 16ten Jahrhunderts der Bauernkrieg gefolgt, an welchem die Städte großen Antheil gehabt. M e aber die Sache zu ſchnell und unvorbereitet angefangen, als daß ſie glückliche Erfolge hätte haben können.

Durch die Empörung der Niederlande aber, fährt der Verfaſſer fort, gewannen die demokratiſchen Tendenzen wieder einen neuen Aufſchwung. Denn daß nicht die Religion und nicht der Tribut die Urſache des Aufſtandes geweſen, bewieſen ſie hinlänglich durch ihr ſpäteres Benehmen, indem ſie einmal den Matthias und dann den Herzog von Alençon, zwei katholiſche Prinzen, zu Königen wählten, und jetzt noch viel mehr Steuern zahlen, als unter den Spaniern geſchehen war. Wenn man aber die Artikel lieſt, die der Erzherzog Matthias beſchwören müſſen, ſo ſieht man, was ſie wollten, nämlich eine Verfaſſung, wie die Venetianiſche. Ihr König ſollte nur ein Schattenkönig ſein, ohne Gewalt und Macht. So machten ſie's ſpäter mit Alençon und Leiceſter. Sie wollten keinen dulden, der in Wahrheit König ſein wollte.

Und nun suchten sie ihre politischen Ansichten auch in andere Länder zu bringen: so nach England und nach Frankreich, wo sie sich mit den Hugenotten verbanden und es einzuleiten suchen, daß das Königthum abgeschafft würde. Heinrich IV. von Frankreich wußte das wohl. Er sagte, es wäre nicht gut, daß die Holländer in Aufnahme kämen, denn das könnte weder Frankreich noch irgend einer benachbarten Monarchie nützlich sein. Auch in Deutschland suchen sie ihre Ansichten auszubreiten: den Bischof von Cöln suchten sie unter ihre Botmäßigkeit zu bringen, um dadurch im römischen Reich festern Fuß fassen zu können. Sie bekämpfen den Herzog von Braunschweig, unterstützten gegen ihn seine Stadt. Sie verbanden sich mit Magdeburg, eine Stadt, die doch so weit von ihrem Gebiete gelegen. Alles dieß nur, um wider alle Fürsten für alle Städte zu streiten. So haben sich auch die Hansestädte an sie gehängt, in Hoffnung mit ihrem Bündniß die Fürsten vergewaltigen zu können. Jetzt hassen sie den König von Frankreich, und beleidigen ihn. Mit dem König von England aber sind sie in gutem Vernehmen. Warum das? In Frankreich glauben sie ihre Entwürfe nicht so leicht durchsetzen zu können, wohl aber in England, wo nur noch ein Erbe männlichen Geschlechts vorhanden ist. Aber schon haben sie ein Mißtrauen in den König von England gesetzt, da sie

die er einmal mit Recht einzunehmen glaubte, zum Opfer zu bringen. —

Er beseitigte zuerst die Hugenotten. Er entriß ihnen mit Gewalt die politischen Vortheile, welche sie noch besaßen: sie mußten alle ihre festen Plätze herausgeben. Doch gewährte er ihnen religiöse Freiheit. Denn, obwohl selbst Cardinal, war er nichts weniger als von religiösen Vorurtheilen befangen. Vielmehr war sein Bestreben darauf gerichtet, die Regierung von kirchlichen Einflüssen fern zu halten: er ist der erste Staatsmann, welcher mit der größten Entschiedenheit darauf hinarbeitete, den Staat von der Einwirkung religiöser Interessen zu befreien, ihn durchaus weltlich zu machen. Dieß zeigt sich sowohl in seiner äusseren, als in seiner inneren Politik. Dort unterstützte er, obgleich selbst Katholik, die Protestanten: hier wußte er die katholische Geistlichkeit in den gehörigen Schranken zu halten. Mit ihm hört die große Gewalt auf, welche Religion und Kirche auf den Staat auszuüben pflegte, und die, wie wir gesehen, oft genug die Tendenzen der Könige durchkreuzte. Hiermit aber war ein anderes Hinderniß des unumschränkten Königthums beseitigt.

Gegen den hohen Adel und die Prinzen, welche seine ganze Regierung hindurch wider Richelieu intriguirten, wußte er sich durch den gewaltigen Einfluß zu behaupten, den seine Persönlichkeit auf den König übte.

Er ſetzte trotz aller Hinderniſſe doch thatſächlich ſeinen Grundſatz durch, daß die Prinzen und die hohe Ariſtokratie von den Regierungsgeſchäften ausgeſchloſſen bleiben ſollten.

Indeſſen hiermit war er nicht zufrieden. Er ſah wohl, daß noch ein mächtiges Element vorhanden ſei, das der abſoluten Gewalt entgegenſtehe, nämlich das Bürgerthum, das ſich ſeit Sully wieder bedeutend gehoben hatte. Die Bürger waren reicher, unabhängiger, freiheitsliebender geworden. Den Bürgerſtand ſuchte er daher auf alle mögliche Weiſe herabzudrücken. Einmal that er abſichtlich nichts für die Beförderung der Induſtrie. „Zu großer Reichthum der Nation, ſagte er, tauge nichts: je reicher ſie ſei, deſto weniger gehorche ſie.“ Dann ſuchte er auch die ſociale Stellung dieſes Standes überall herabzuſetzen. Er vertraute Bürgerlichen keine Staatsſtellen an, nahm aus ihnen ſo wenig als möglich Beamte u. ſ. w. Und auch hier erreichte er ſeinen Zweck. Denn von dieſer Zeit datirt ſich die zunehmende politiſche Unbedeutendheit des Bürgerſtandes.

Dagegen hebt er den niederen Adel, den er für die eigentliche Stütze des Thrones anſieht. Er wird an den Hof gezogen, mit Aemtern und Stellen belohnt. Es iſt ihm lieb, wenn er ſich vermehrt: denn dadurch werde ſein Vermögen zerſplittert und er habe dann keine Ausſicht, um ſich zu erhalten, als den Dienſt des

Königs. Außerdem trägt er dazu bei, den Glanz und die Pracht des Hofes zu vergrößern. Denn Richelieu hielt es für nöthig, daß der König auch in seiner äusseren Erscheinung gleichsam als ein höheres über dem Volke stehendes Wesen sich darstelle. Er verlangte, daß der König sich in einer gewissen Ferne von dem Volke halte: er sollte auch durch diese Zurückgezogenheit zeigen, daß er der Lenker und Leiter des Staates sei, oder, wie er sich ausdrückt, die Substanz des Staates. Schon unter Richelieu begann daher jenes steife französische Hofceremoniel, welches erst den Zeiten Ludwigs XIV. seine vollkommene Ausbildung verdankte.

Hat er nun die politische Bedeutung der Hugenotten, des katholischen Clerus, der Großen, des dritten Standes gebrochen, hat er den niedern Adel an die Stufen des Thrones gekettet, so dachte er endlich auch daran, noch ein Element, welches von der größten Bedeutung war, für das Königthum zu gewinnen, nämlich die Literatur. Die Literatur ist der Ausdruck vom Geiste der Nation. Wußte er sich ihrer zu bemächtigen, und sie ins Interesse des Throns zu verflechten, so erhielt sein System eine feste Stütze mehr. Die französische Nationalliteratur hatte sich zwar schon dem Throne genähert, seit den Zeiten Franz I., der Thron aber hatte sich wenig um sie bekümmert, sie nicht gehörig unterstützt. Richelieu that es mit Eifer. Er war

ein großer Gönner der Wissenschaften, namentlich der Poesie. Er unterstützte auf das Freigebigste die Dichter, zog die ausgezeichnetsten Talente an den Hof, und setzte sie hier in solche Verhältnisse, daß sie frei von Sorgen leben konnten. Jeder, der etwas gelten wollte, suchte jetzt an den Hof zu kommen, dort zu gefallen. So erreichte Richelieu, was er wollte. Die Literatur wurde höfisch, monarchisch: sie hörte auf als Naturdichtung etwas zu sein, sie wurde so zu sagen eine Staats- und Toilettenpoesie, welche ihren Charakter vom Hofe nahm.

Hiezu trug besonders die Errichtung der französischen Academie bei. Diese, welche aus 40 Mitgliedern bestand, war die gesetzgebende Behörde für die ganze französische Nation in Hinsicht des Geschmacks und der Sprache. Sie hing durchaus vom Hofe ab: sie wurde von ihm besoldet, unter seinen Augen hielt sie ihre Sitzungen: Richelieu selbst war ihr Protektor: sie getraute sich nichts zu thun, was er oder der Hof nicht wollte. So war es wirklich Richelieu gelungen, auch die Literatur zu einer Dienerin der Monarchie zu machen.

Richelieu starb im Jahre 1642. Er war ein außerordentlicher Mann. Er ist der eigentliche Gründer des neuen Absolutismus, und nicht bloß für Frankreich, sondern für ganz Europa. Denn durch die äussere politische Bedeutung, zu welcher er den französischen

Staat erhoben hatte, gewann dieser bald einen ungemeinen Einfluß auf die innern Verhältnisse der Staaten Europa's, und das System, welches sich in Frankreich gebildet, schien in Kurzem das europäische werden zu wollen. „Ich verlange, sagte Richelieu einst, als ihm der König ein Paar Abteien anbot, ich verlange nichts für mein materielles Wohl: ich will etwas Höheres: einen Platz in der Weltgeschichte." Dieser ist ihm geworden.

Nächst Frankreich suchte der Absolutismus der Könige in England festen Boden zu gewinnen, und es ist ihm hier Anfangs ebensogut gelungen als dort. Nach dem Tode der Elisabeth kamen die Stuarts auf den Thron von England, eine Dynastie, die auf das Tiefste von dem göttlichen Rechte der Könige überzeugt war. Sie tragen den Grundsatz von der Unumschränktheit des Throns recht offen zur Schau: sie wachen mit Aengstlichkeit darüber, daß nichts geschehe, was mit diesem Grundsatze nicht in Einklang zu bringen sei. Sie erkennen die Rechte des englischen Volks, den Königen gegenüber, nicht mehr als das an, was sie waren, nämlich als Verträge: sondern sie sind bloß ein Ausfluß der königlichen Gnade. Die Parlamente haben nur eine berathende Stimme, welche die Könige auch

umgehen könnten, wenn sie wollten: daß man sie fragt, haben sie bloß der Gnade des Königs zu danken. Denn alle Gewalt geht von ihnen, den Königen, aus, und sie haben ihre Gewalt unmittelbar von Gott.

Die Stuarts konnten aber diese ihre Ansichten von der Unumschränktheit des Throns, so wenig, wie Richelieu, aus einem historischen Rechte ableiten: vielmehr nahmen sie, gerade so wie jener, ihre Zuflucht zur Speculation und nebenbei auch zur Bibel. Sie hielten einmal fest an dem biblischen Satze, daß die obrigkeitliche Gewalt von Gott eingesetzt sei: zweitens suchte einer ihrer Anhänger, Hobbes, auf philosophischem Wege die Nothwendigkeit des Absolutismus darzuthun. Er geht (in seinem Buche vom Bürger und im Leviathan) von dem Satze aus, daß der Mensch im Naturzustande ein rohes Thier sei, das, nur für sich sorgend, allen andern Menschen feindlich gegenüberstehe, so daß ein Krieg Aller gegen Alle sei. In einem solchen Zustande könne nun aber die Menschheit nicht bleiben. Um Ruhe, Ordnung und Sicherheit herzustellen, seie eine gemeinsame Macht nöthig, welcher sich die Einzelnen fügen. Das einzige Mittel zur Begründung und Erhaltung des Friedens ist daher, daß ein Jeder seine ganze Macht und Gewalt auf Einen Menschen überträgt, wodurch alle Willen sich auf einen einzigen reduciren. Der Mensch nun, dessen Willen

die Einzelnen den übrigen unterwerfen, hat absolut unumschränkte, untheilbare Macht im Staate. Er hat in seiner Hand das Schwert der Gerechtigkeit, er ist Gesetzgeber, er ernennt die Magistrate und Staatsdiener, er bestimmt, was recht und unrecht, bös oder gut ist und verbietet die dem Frieden schädlichen Lehren und Meinungen. Alles, was er thut, muß ungestraft bleiben. Er ist nicht gebunden an die Gesetze des Staats, da sie ja seine Gebote sind. Nichts haben die Bürger eigen, worauf er nicht Recht hätte: denn sein Wille enthält den Willen aller Einzelnen, und der Staat erst ist der Ursprung des Eigenthums. Der Staat ist allein in dem Könige enthalten. Die höchste Pflicht desselben ist freilich die Sorge für das Wohl des Volks.

Man weiß, wie es Karl I. einige Zeit gelang, dieses System geltend zu machen. Er löste die Parlamente auf, rief 11 Jahre keines mehr zusammen und regierte mit der größten Willkühr, ohne sich nur im Mindesten um die alten englischen Volksrechte zu bekümmern.

Und so verbreitete sich denn der Absolutismus allmählig in ganz Europa: in Spanien, Frankreich, England war er durchgedrungen, in Italien größtentheils auch: in Deutschland verfuhr das habsburgische Haus in seinen Erbstaaten nicht anders und die

kleineren deutschen Fürsten machten es nach, so viel sie vermochten.

Indessen es fehlen auch dießmal Oppositionen nicht. 1647 erhoben sich die Catalonier, Neapolitaner, Portugiesen gegen den spanischen Despotismus. In Frankreich machte sich nach Richelieus Tode die gedemüthigte Adelspartei von neuem geltend: unter seinem Nachfolger Mazarin erhoben sich die Unruhen der Fronde, welche bis zum Jahr 1653 dauerten, wodurch das System der Regierung, das durch Richelieu so sicher gegründet zu sein schien, wieder erschüttert ward.

Die Aristokratie war aber überhaupt in manchen Reichen Europas noch sehr mächtig, wie z. B. in den skandinavischen Reichen, wo sie zum Könige noch dieselbe Stellung einnahm, die sie im Mittelalter behauptet. Es hatten mehrere Dinge zusammengewirkt, um hier nicht dieselben Verhältnisse eintreten zu lassen, wie in den übrigen Reichen Europas. Die Aristokratie daselbst bildete den Königen gegenüber noch eine so große Macht, daß sie allein fähig war, das Streben nach Absolutismus zu verhindern.

Die gewaltigste und einflußreichste Opposition aber gegen die Bestrebungen der Könige war die Revolution in England. Nachdem man längere Zeit die Willkühr

der Stuarts geduldet, erhob sich endlich das englische Volksgefühl. Die Ideen von politischer und religiöser Freiheit waren hier auf das Innigste mit einander verbunden. Man stellte der Theorie der Stuarts einmal die alten Volksrechte entgegen, sodann jene Auffassung des Protestantismus, welche dem Calvinismus eigen ist, der bedeutende demokratische Elemente in sich birgt und namentlich in religiöser Beziehung der Obrigkeit fast keine Gewalt läßt. Es ist allbekannt, zu was die englische Revolution führte: die Stuarts wurden des Thrones entsetzt, Karl I. selber hingerichtet, das Königthum überhaupt abgeschafft, statt dessen eine republikanische Verfassung eingeführt.

Und wie früher die Niederlande, so wirkte jetzt England auf Europa ein: weniger in der Absicht Proselyten zu machen, als vielmehr durch sein gewaltiges imponirendes Auftreten, besonders unter Cromwell. Spanien und Portugal demüthigten sich vor dem Protektor der Republik und selbst der französische Minister, Mazarin, der Nachfolger Richelieu's, hielt es für gut, sich um seine Freundschaft zu bewerben.

Und doch trug der Absolutismus selbst über diese gewaltige Opposition den Sieg davon.

Wie immer, hatte die englische Revolution, große

Erschütterungen hervorgebracht: es war eine gewisse Anarchie eingetreten, welche zwar durch Cromwell beschwichtigt wurde, aber nicht ohne gewaltsame Mittel, die nicht minder einen despotischen Charakter an sich zu tragen schienen, wie die Regierung der Stuarts. Nach Cromwells Tod, als sich die Parteien von verschiedenen Seiten wieder gegen einander erhoben, ward die Nation endlich dieses Zustandes müde und rief 1660 den Sohn Karls I., Karl II. auf den englischen Thron zurück.

Und mit ihm kehrte die Theorie von der Unumschränktheit der Könige wieder. Karl hatte sich unterdessen in Frankreich aufgehalten, hatte die Theorie des dortigen Hofes ganz in sich eingesogen, und wünschte nun in jeder Beziehung den Londoner Hof nach dem französischen umzubilden. Von Erfüllung der Wünsche des Volks war keine Rede: die Rechte der Nation respektirte er so wenig, als sein Vater.

Und um dieselbe Zeit waren die Oppositionen in den übrigen Reichen, welche wir oben angeführt, ebenfalls überwunden worden. In Frankreich waren die Unruhen der Fronde seit 1653 gedämpft durch die Schlauheit Mazarins: dieser herrschte als Premierminister unangefochten und unumschränkt von dieser Zeit an. Spanien unterdrückte zwei jener Empörungen, die neapolitanische schon 1648, und zwar lediglich dadurch, weil dort unter den Insurgenten selbst Unruhen ausgebrochen

Königs. Außerdem trägt er dazu bei, den Glanz und die Pracht des Hofes zu vergrößern. Denn Richelieu hielt es für nöthig, daß der König auch in seiner äusseren Erscheinung gleichsam als ein höheres über dem Volke stehendes Wesen sich darstelle. Er verlangte, daß der König sich in einer gewissen Ferne von dem Volke halte: er sollte auch durch diese Zurückgezogenheit zeigen, daß er der Lenker und Leiter des Staates sei, oder, wie er sich ausdrückt, die Substanz des Staates. Schon unter Richelieu begann daher jenes steife französische Hofceremoniel, welches erst den Zeiten Ludwigs XIV. seine vollkommene Ausbildung verdankte.

Hat er nun die politische Bedeutung der Hugenotten, des katholischen Clerus, der Großen, des dritten Standes gebrochen, hat er den niedern Adel an die Stufen des Thrones gekettet, so dachte er endlich auch daran, noch ein Element, welches von der größten Bedeutung war, für das Königthum zu gewinnen, nämlich die Literatur. Die Literatur ist der Ausdruck vom Geiste der Nation. Wußte er sich ihrer zu bemächtigen, und sie ins Interesse des Throns zu verflechten, so erhielt sein System eine feste Stütze mehr. Die französische Nationalliteratur hatte sich zwar schon dem Throne genähert, seit den Zeiten Franz I., der Thron aber hatte sich wenig um sie bekümmert, sie nicht gehörig unterstützt. Richelieu that es mit Eifer. Er war

ein großer Gönner der Wissenschaften, namentlich der Poesie. Er unterstützte auf das Freigebigste die Dichter, zog die ausgezeichnetsten Talente an den Hof, und setzte sie hier in solche Verhältnisse, daß sie frei von Sorgen leben konnten. Jeder, der etwas gelten wollte, suchte jetzt an den Hof zu kommen, dort zu gefallen. So erreichte Richelieu, was er wollte. Die Literatur wurde höfisch, monarchisch: sie hörte auf als Naturdichtung etwas zu sein, sie wurde so zu sagen eine Staats- und Toilettenpoesie, welche ihren Charakter vom Hofe nahm.

Hiezu trug besonders die Errichtung der französischen Academie bei. Diese, welche aus 40 Mitgliedern bestand, war die gesetzgebende Behörde für die ganze französische Nation in Hinsicht des Geschmacks und der Sprache. Sie hing durchaus vom Hofe ab: sie wurde von ihm besoldet, unter seinen Augen hielt sie ihre Sitzungen: Richelieu selbst war ihr Protektor: sie getraute sich nichts zu thun, was er oder der Hof nicht wollte. So war es wirklich Richelieu gelungen, auch die Literatur zu einer Dienerin der Monarchie zu machen.

Richelieu starb im Jahre 1642. Er war ein außerordentlicher Mann. Er ist der eigentliche Gründer des neuen Absolutismus, und nicht bloß für Frankreich, sondern für ganz Europa. Denn durch die äussere politische Bedeutung, zu welcher er den französischen

Staat erhoben hatte, gewann dieser bald einen ungemeinen Einfluß auf die innern Verhältnisse der Staaten Europa's, und das System, welches sich in Frankreich gebildet, schien in Kurzem das europäische werden zu wollen. „Ich verlange, sagte Richelieu einst, als ihm der König ein Paar Abteien anbot, ich verlange nichts für mein materielles Wohl: ich will etwas Höheres: einen Platz in der Weltgeschichte." Dieser ist ihm geworden.

Nächst Frankreich suchte der Absolutismus der Könige in England festen Boden zu gewinnen, und es ist ihm hier Anfangs ebensogut gelungen als dort. Nach dem Tode der Elisabeth kamen die Stuarts auf den Thron von England, eine Dynastie, die auf das Tiefste von dem göttlichen Rechte der Könige überzeugt war. Sie tragen den Grundsatz von der Unumschränktheit des Throns recht offen zur Schau: sie wachen mit Aengstlichkeit darüber, daß nichts geschehe, was mit diesem Grundsatze nicht in Einklang zu bringen sei. Sie erkennen die Rechte des englischen Volks, den Königen gegenüber, nicht mehr als das an, was sie waren, nämlich als Verträge: sondern sie sind bloß ein Ausfluß der königlichen Gnade. Die Parlamente haben nur eine berathende Stimme, welche die Könige auch

umgehen könnten, wenn sie wollten: daß man sie fragt, haben sie bloß der Gnade des Königs zu danken. Denn alle Gewalt geht von ihnen, den Königen, aus, und sie haben ihre Gewalt unmittelbar von Gott.

Die Stuarts konnten aber diese ihre Ansichten von der Unumschränktheit des Throns, so wenig, wie Richelieu, aus einem historischen Rechte ableiten: vielmehr nahmen sie, gerade so wie jener, ihre Zuflucht zur Speculation und nebenbei auch zur Bibel. Sie hielten einmal fest an dem biblischen Satze, daß die obrigkeitliche Gewalt von Gott eingesetzt sei: zweitens suchte einer ihrer Anhänger, Hobbes, auf philosophischem Wege die Nothwendigkeit des Absolutismus darzuthun. Er geht (in seinem Buche vom Bürger und im Leviathan) von dem Satze aus, daß der Mensch im Naturzustande ein rohes Thier sei, das, nur für sich sorgend, allen andern Menschen feindlich gegenüberstehe, so daß ein Krieg Aller gegen Alle sei. In einem solchen Zustande könne nun aber die Menschheit nicht bleiben. Um Ruhe, Ordnung und Sicherheit herzustellen, seie eine gemeinsame Macht nöthig, welcher sich die Einzelnen fügen. Das einzige Mittel zur Begründung und Erhaltung des Friedens ist daher, daß ein Jeder seine ganze Macht und Gewalt auf Einen Menschen überträgt, wodurch alle Willen sich auf einen einzigen reduciren. Der Mensch nun, dessen Willen

die hohe Aristokratie, die sonst häufig genug gegen den König in den Waffen gestanden, zur Unterwürfigkeit und benimmt ihr durch ihre Gegenwart am Hofe die Möglichkeit, gegen ihn zu conspiriren.

Auch einen anderen Plan Richelieus, nämlich die Literatur für den Thron zu gewinnen, nahm Ludwig XIV. auf, und führte ihn eben so glänzend durch, wie das Hofceremoniel. Die ersten Literaten Frankreichs zogen an den Hof, wo sie Unterstützung fanden: Ludwig XIV. liebte es, von den Dichtern seiner Nation besungen zu werden; je gröber die Schmeichelei, desto angenehmer war sie ihm. Keine Poesie, keine Literatur konnte mehr aufkommen, welche nicht den Charakter und die Tendenzen des Hofes annahm.

Selbst der Bürgerstand ward befriedigt, indem wenigstens in den ersten Zeiten von Ludwigs Regierung der vortreffliche Finanzminister Colbert durch die nützlichsten Verordnungen den Gewerbfleiß des Landes hob, so daß innerhalb 20 Jahren Frankreich sich zu einem der blühendsten Länder Europas emporarbeitete.

So hatte Ludwig XIV. den Absolutismus in Frankreich vollkommen ausgebaut. An Beobachtung der alten Grundgesetze, an Zusammenberufung der Stände des Reichs dachte man natürlich nicht mehr. Zwar existirten die Parlamente noch und hielten noch ihre Sitzungen: allein ihre Bedeutung war nur noch eine

formelle. Sie mußten thun, was der König haben wollte.

Und nach dem Vorgange Frankreichs richteten sich nun die übrigen Staaten Europas. Die äussere politische Stellung der französischen Monarchie, welche schon unter Richelieu so bedeutend geworden war, erhöhte sich noch unter Ludwig XIV.: man kann sagen, daß er der Dictator Europas geworden. Die französische Sprache wurde die der Diplomatie, das französische Hofceremoniel wurde das der anderen Höfe. Die Idee von der Allgewalt des Königs, von der Souveränität, wie man sie nannte, bemächtigte sich durchgängig der europäischen Regierungen, die denn nun, um sie durchzuführen, dieselben Mittel anwandten, als Ludwig XIV.

So sehen wir auch diejenigen Staaten, in welchen bisher noch die Volksrechte gegolten, allmählig die absolute Regierungsform annehmen. In Schweden gelang es Karl XI., die Aristokratie zu unterdrücken und fast unumschränkt zu regieren. In Deutschland hatte schon der dreißigjährige Krieg und der westphälische Friede sehr viel zur Erhöhung der fürstlichen Gewalt beigetragen. Gestützt auf das allmählige Verschwinden des nationalen Bewußtseins und der Volkskraft, welches dieser Krieg herbeigeführt, suchten die Fürsten auch hier den Absolutismus zu begründen. Insbesondere bemühte sich der große Churfürst von Brandenburg die

neue Idee von der Souveränität im Staate einzuführen. So sehr er sonst wegen seiner patriotischen Politik gegen Frankreich gerühmt wird, so ist er doch derjenige unter den deutschen Fürsten, welcher mit der größten Entschiedenheit das neue französische Staatsrecht bei uns einführte, und zwar auf revolutionärem Wege, nämlich mit Gewalt. Man kann ihn als Ludwig XIV. von Deutschland bezeichnen. Er gab bei uns das erste Beispiel einer rücksichtslosen Unterdrückung der Volksrechte.

Fragen wir nun nach dem Charakter des Absolutismus in dieser Periode im Allgemeinen, so war er merklich verschieden von dem in den früheren Zeiten. Philipp II. hatte bei seiner Idee vom königlichen Absolutismus doch noch das Wohl seiner Staaten im Auge: er glaubte von der Vorsehung dazu berufen zu sein, dieß zu fördern: dieß hielt er für seine Aufgabe, für seine Pflicht, wie falsch auch die von ihm angewandten Mittel sein mochten. Elisabeth von England erfüllte auf das Schönste alle Anforderungen, die man an eine wohlwollende Staatsverwaltung machen kann: nicht anders Heinrich IV., und selbst Richelieu stellte als den eigentlichen Zweck der königlichen Unumschränktheit die Sorge für die Wohlfahrt des Landes hin.

Allein der jetzige Absolutismus, wenn wir etwa die Preußischen Regenten und Peter den Großen von Rußland ausnehmen wollen, hat diese Idee nicht mehr: er glaubt, daß die Völker nur der Könige wegen da seien, daß diese die Gewalt und zwar rechtmäßig hätten, aber ohne Pflichten, und daß es ganz und gar ihrer Willkühr überlassen sei, zu regieren, wie sie wollten. Die Fürsten erkennen daher weder die Selbständigkeit des Volks noch einen lebendigen Organismus des Staates an: jenes, das Volk, seie nur dazu da, um ihnen zu dienen, und der Staat wird mit ihrer Person identificirt, wie dieß Ludwig XIV. ja ausdrücklich ausgesprochen hat. Das System des Absolutismus kann man daher mit nichts besser, als mit dem System des Egoismus bezeichnen: dieser ist in der That das Motiv zu allem, was von ihm ausgeht. Man wollte nur genießen: und wenn man ja daran dachte, den Wohlstand des Volkes zu heben, so geschah dieß nur, um daraus neue Quellen für den Staatshaushalt oder vielmehr für die Vergnügungen der Machthaber zu eröffnen.

Ich will nun die greulichen Folgen, welche aus diesem Systeme entsprangen, nicht weiter ausführen: es ist bekannt, wie an den Höfen, die jeder sittlichen Grundlage ermangelten, eine furchtbare Demoralisation einriß, wie Maitressen die Länder regierten, auf welch' schamlose Weise die Stellen an die Meistbietenden verkauft

oder an erbärmliche Creaturen hingegeben wurden, wie in Folge deſſen Recht und Gerechtigkeit mit Füßen getreten ward, wie nach und nach durch die ungeheure Verſchwendung der Höfe die Länder verarmten — wie die maßloſe Verdorbenheit von oben herab ſich allmählig auch auf die niedern Claſſen erſtreckte, welche ebenfalls entſittlicht wurden.

Allein niemals in der Geſchichte der Menſchheit vollbringt eine verderbliche Richtung ihre vernichtende Laufbahn, ohne daß ihr ein Gegengewicht entgegentrete. Von dem Moment an, als der Abſolutismus die höchſte Stufe erreicht, als er ſich ganz Europas bemächtigt hatte, erhob ſich gegen ihn eine neue Oppoſition, welche von Jahr zu Jahr bedeutender ward und ihm zuletzt den Untergang zu bringen drohte.

V.

Entſtehung und Fortgang einer neuen Oppoſition.

Franzöſiſche Revolution.

Die erſte Oppoſition ging von dem Lande aus, in welchem ſich bisher ſchon der heftigſte Widerſtand gegen die unumſchränkte Königsgewalt gezeigt hatte, nämlich von England.

Wir haben geſehen, wie Karl II. ganz im Geiſte ſeiner Dynaſtie regierte, wie er ſich über die Rechte des Volks ſchnöde hinwegſetzen zu dürfen glaubte, ganz nach der Weiſe von Ludwigs XIV. Hof. Aber ſchon gegen ſeine Regierung erhoben ſich mannigfache Oppoſitionen, und das engliſche Volk trotzte ihm ſchon manche Geſetze ab, die es vor ſeinem Despotismus zu ſchützen vermochten. Der Unwille über die Dynaſtie ſteigerte ſich jedoch unter ſeinem Bruder und Nachfolger Jakob II.,

welcher, energiſcher als ſein Vorgänger, mit ſeinen despotiſchen Geſinnungen zurückzuhalten nicht für nothwendig hielt. Gegen ihn erhob ſich das ganze Land: er wurde verjagt, und mit ihm die Dynaſtie der Stuarts für immer vom engliſchen Throne ausgeſchloſſen. Wilhelm von Oranien, der Gemahl von Jakobs Tochter, wurde zum Könige gewählt, mußte aber die Freiheit des engliſchen Volks auf das feierlichſte beſchwören. Hiermit war die engliſche Nationalfreiheit erſt wahrhaft gegründet.

Eines der wichtigſten Rechte aber, welches das engliſche Volk ſich durch dieſe letzte Revolution erworben, war die Preßfreiheit. Und dieß war von unermeßlichem Einfluß, nicht etwa bloß auf England, ſondern auch auf das übrige Europa. Denn die Anſichten, welche die Engländer über politiſche Dinge in ihren Schriften ausgeſprochen, gingen nun auf das Feſtland über, faßten zuerſt feſte Wurzeln in Frankreich, dann auch in Deutſchland und bereiteten hier eine ganz neue politiſche Oppoſition vor.

Die Entwicklung dieſer Oppoſition ausführlicher darzuſtellen, liegt nicht in unſerer Aufgabe. Hier nur Folgendes:

Es iſt merkwürdig, was ſie nun für einen Charakter annahm. Bisher, ſahen wir, war ſie hiſtoriſch, ſie gründete ſich auf lang hergebrachte Volksrechte und

eiferte gegen den Abſolutismus, weil er dieſe unterdrücken wollte. Dieſer letztere ſelbſt, haben wir gleichfalls geſehen, konnte den Rechtstitel zu ſeinen Beſtrebungen nicht in hiſtoriſchen Ueberlieferungen, nicht in althergebrachten Rechten finden, ſondern er mußte zur Speculation, zum Begriffe des Königthums ſelbſt ſeine Zuflucht nehmen. Nun aber tauſchen, wie es ſcheint, beide Parteien ihre Rollen. Durch das factiſche Uebergewicht war das abſolute Königthum allmählig in das hiſtoriſche Recht eingetreten, und indem es ſich beſtrebte, manchen Ständen, wie z. B. dem Adel und der Geiſtlichkeit, ihre Gerechtſame, wenn auch nicht gegen den Thron, doch gegen die niederen Stände hin zu laſſen, erhielt es das Anſehen eines durch alte Ueberlieferungen geheiligten Ganzen. Umgekehrt verlor das Volk eben dadurch allmählig die Erinnerung an ſeine hiſtoriſchen Rechte: und die Oppoſition ſuchte daher den Rechtstitel dazu, gerade ſo wie früher der Abſolutismus, in der Vernunft, in der Philoſophie. Es iſt bekannt, wie wenig die liberalen politiſchen Syſteme, welche im Laufe des 18ten Jahrhunderts in Frankreich und bei uns entſtanden, auf das Hiſtoriſche Rückſicht nahmen, ſondern lediglich die philoſophirende Vernunft, wohl auch den bloßen geſunden Menſchenverſtand als Grundlage und Quelle ihrer Ideen betrachteten.

Fragen wir freilich nach dem Reſultate, zu welchen

dieſe neuen politiſchen Syſteme führten, ſo finden wir allerdings im Weſentlichen kein anderes, als was die Volksrechte ehedem gewährt hatten: nur mit dem bedeutenden Unterſchiede, daß während früher jeder Stand und jede Corporation ihre eigenen beſonderen Privilegien hatte, nun alle Genoſſen des Staats in Rechten und Pflichten ſich gleich ſein ſollten. Aber ſelbſt die Vertragstheorie, die Theorie von der Souveränität des Volks und ähnliche, welche man neuerdings als nur den politiſchen Philoſophen des 18ten Jahrhunderts angehörig bezeichnen will, ſind, wie wir geſehen, uralt, ſind nur eine, wenn auch unbewußte, Reproduction der alten politiſchen Maximen.

Und ſo ſind auch die weſentlichen Grundſätze der franzöſiſchen Revolution, welche auf nothwendige Weiſe theils aus der Ueberhandnahme der neuen Ideen, theils aus der zunehmenden Verſchlechterung des abſolutiſtiſchen Syſtems erfolgte, keineswegs neu, ſondern, nur freilich in einer anderen Geſtalt, die der alten Volksopposition. Sie erſchienen nur als ganz neu, weil die alten Volksrechte längſt in Vergeſſenheit gerathen waren, und weil die franzöſiſche Revolution, gerade ſo wie die ihr vorangegangenen politiſchen Syſteme, den Unterſchied der Stände gänzlich aufhob.

Aber die franzöſiſche Revolution begnügte ſich freilich nicht damit, die abſolute Königsgewalt geſtürzt zu

haben, sondern sie ging in dem gewaltigen raschen Laufe ihrer Entwicklung so weit, das Königthum selbst zu negieren und an die Stelle desselben die republikanische Verfassungsform zu setzen.

Und wie früher bedeutende politische Umwälzungen in einem Lande immer von Einfluß auf die übrigen Staaten Europas gewesen, so war's auch mit der französischen Revolution. Ja mehr, als jemals vorher, theilten sich die neuen Ideen den übrigen Ländern und Völkern mit: noch nie waren herrschende Zustände so gewaltig erschüttert worden, als es dießmal durch die Ideen der französischen Revolution geschah. Es hatte wirklich eine Zeit lang das Ansehen, als sollten alle Throne Europas gestürzt werden, und an ihrer Stelle neue Republiken sich erheben.

VI.

Reaction.

Gegenwärtige Lage der Dinge.

So weit jedoch kam es nicht: bald trat eine Reaction ein.

Sie lag in der Natur der Dinge. Offenbar waren in der Revolution selbst die Keime ihres eigenen Verderbens enthalten: sie hatte sich, so zu sagen, überschlagen und ihre eigenen Elemente vernichtet. Dann erhob sich die Herrschaft eines Einzigen, welcher nicht damit zufrieden, die Revolution beendigt zu haben, die Freiheit und die Selbständigkeit der übrigen Nationen gefährdete. Hiergegen erhoben sich nach langer Schmach nicht bloß die Fürsten, sondern, was erst einen sicheren Erfolg verbürgte, die Nationen.

Es war nun aber ganz natürlich: nach dem Sturze Napoleons, zu welchem die Freiheitsliebe der Völker das Beste beigetragen, konnte der Zustand der Dinge,

wie er vor der Revolution geweſen, nicht wieder ganz eingeführt werden. Zu ſehr waren die neuen Ideen überall eingedrungen: zu viel hatte man ihnen ſchon eingeräumt: faſt überall waren neue Inſtitutionen eingeführt, denen ſie zu Grunde gelegen. So ſehen wir namentlich den Grundſatz von dem gleichen Staatsbürgerthum aller Stände mehr oder minder Platz greifen: der Adel verliert an ſeinen Vorrechten, an ſeinem Beſitzthum, in der ſocialen Stellung. Die Nothwendigkeit von Conſtitutionen, welche der Willkühr des Regenten eine Schranke ſetzten, wird allgemein gefühlt und nicht bloß gefühlt, ſondern auch energiſch ausgeſprochen. Man ſieht ſich daher gezwungen, etwas nachzugeben. So ſehen wir denn Conſtitutionen entſtehen, oder doch das Beſtreben ſich bemerklich machen, dem Volke zu zeigen, daß man ſein Wohl beabſichtige und Einrichtungen treffen, die wenigſtens die materiellen Intereſſen der Unterthanen befördern. Jedenfalls glaubt man den Grundſatz des früheren Abſolutismus aufgeben zu müſſen, daß das Volk nur des Königs wegen da ſei, und daß dieſer nur Rechte, keine Pflichten habe.

Sollte man aber ſich wirklich entſchließen haben können, den Abſolutismus ganz aufzugeben? Sollte nicht vielmehr auf den Thronen der Wunſch entſtehen, die frühere Gewalt in ihrer vollen Ausdehnung wieder zu erringen? Es iſt ſehr ſchwer, den Beſitz eines Gutes,

das uns lieb geworden, zu entbehren. Und zumal die fürstliche Gewalt muß eine außerordentliche Anziehungskraft haben, sonst sähen wir nicht Könige so lange auf Thronen sitzen, die eher Besorgniß und Furcht einzuflößen, als Vergnügen zu gewähren scheinen. In der That zeigen uns die politischen Ereignisse seit dem Frieden von Paris, daß man den Gedanken, den Absolutismus wieder herzustellen, oder ihn zum herrschenden Prinzipe zu machen, keineswegs aufgegeben habe.

Die heilige Allianz, welche sich zur schönen Aufgabe setzte, die Ruhe Europas wieder herzustellen, glaubte dieß durch drei Grundsätze, auf denen die Staaten Europas fußen sollten, bewerkstelligen zu können: durch das monarchische Prinzip, durch das Prinzip der Legitimität und durch das der Intervention. Nach dem ersten Prinzipe sollte in keinem Lande, wo eine Monarchie bestanden habe, eine andere Staatsform eingeführt werden dürfen; nach dem zweiten sollte keine andere Familie, als die herrschende Dynastie, auf dem Throne zugelassen werden; nach dem dritten sollte es den Großmächten zukommen, sich in die inneren Angelegenheiten der übrigen europäischen Länder zu mischen, wenn diese nämlich eine gefährliche Wendung zu nehmen scheinen. Die Großmächte aber hatten mit Ausnahme Englands und Frankreichs eine absolute Regierungsform: ja Frankreich selbst näherte sich dieser ganz entschieden. Und von jenen dreien

war derjenige Staat, welcher den Abſolutismus in ſeiner vollkommenſten Ausbildung hatte, nämlich Rußland, von dem größten Einfluſſe: ja es ſchien, als wolle Rußland in Bezug auf äuſſere wie auf innere Politik ganz die Stellung einnehmen, welche im 16ten Jahrhundert Spanien, im 17ten und 18ten Frankreich gehabt. Es war demnach vorauszuſehen, daß die bedeutende Einwirkung, welche man den Großmächten in Bezug auf die inneren Angelegenheiten der übrigen Länder zugeſtand, oder vielmehr, die ſie ſich ſelbſt genommen hatten, nur dazu dienen konnte, das abſolutiſtiſche Syſtem wieder zur Herrſchaft zu bringen.

Auch zeigten die Schickſale der einzelnen europäiſchen Länder, daß es wirklich nicht anders war.

Unter allen Völkern hatten wohl die Spanier die meiſte Urſache, mit ihrer Regierung unzufrieden zu ſein. Während der Invaſion Napoleons hatten ſich die alten Cortes wieder erhoben: ſie waren der Mittelpunkt des Volksaufſtandes geweſen: durch ſie hatte die Inſurrection erſt Feſtigkeit und Kraft gewonnen: ſie hatten ihren König Ferdinand VI. wieder in das Land zurückgeführt. Sein erſtes Geſchäft aber war, die Cortes aufzulöſen, mehrere der bedeutendſten Mitglieder einzukerkern, die

Inquisition und die Jesuiten wieder einzuführen, alle guten Institutionen, die durch die Cortes ins Leben gerufen waren, aufzuheben, und die unumschränkte Gewalt zu proclamiren. Die Spanier waren über diese Undankbarkeit empört: schon im Jahr 1818 erfolgten mehrere Aufstände: im Jahr 1820 aber kam es zu einer allgemeinen Insurrection. Es wurde die alte Cortesverfassung wieder eingeführt, nach welcher die Gewalt des Königs sehr beschränkt war.

Dieselbe Verfassung wurde mit Gewalt in Portugal eingeführt, ebenso in Neapel und Piemont, wo ungefähr dieselben Verhältnisse obgewaltet. (1820.)

Um nun diesem Beginnen der Völker Einhalt zu thun, versammelte sich der Congreß zu Troppau und Laibach. Hier wurde Oestreich beauftragt, die Unruhen in Italien zu dämpfen. Dieß geschah noch im Jahr 1821. Die Empörer wurden furchtbar gestraft, verbrannt, an die Galeeren geschmiedet, ihre Güter confiscirt, alle Lehranstalten aufgehoben, und dafür die unumschränkte Gewalt wieder eingeführt.

Im Jahr 1822 versammelte sich ein neuer Congreß zu Verona, von welchem die Herstellung der alten Monarchie in Spanien beschlossen ward. Damit wurde nun Frankreich beauftragt. Im Jahr 1823 war auch in Spanien die Ruhe wieder hergestellt: Ferdinand verfuhr auf das Grausamste gegen die Insurgenten und

herrſchte wieder unumſchränkt. Die conſequente Feſthaltung an dem monarchiſchen Prinzip ging auf dem Congreſſe von Verona ſo weit, daß man ſogar die armen Griechen abwies, welche hier Hülfe gegen die Türken ſuchten: denn, ſagte man, ſie ſeien Rebellen, ſie wären gegen ihre rechtmäßige Obrigkeit aufgeſtanden.

Um Portugal brauchten ſich die Großmächte gar nicht zu kümmern: da ſorgte ſchon Don Miguel dafür, daß die abſolute Gewalt wieder eingeführt ward. Im Jahre 1826 wußte er ſich des Thrones zu bemächtigen: wie er hierauf geherrſcht iſt allbekannt: ſeine Grauſamkeit iſt faſt zum Sprüchworte geworden.

In Deutſchland zeigte ſich die Reaction zwar nicht ſo furchtbar, als in dieſen Reichen, doch immer noch fühlbar genug. Das deutſche Volk hatte eben ſo viel gethan, als das ſpaniſche, für die alten fürſtlichen Familien: durch das erwachte Volksgefühl war die fremde Herrſchaft zerſtört worden. Man erwartete nun, daß man aus Dankbarkeit oder doch wenigſtens um die Verſprechungen zu halten, die man im Drange der Noth gegeben, freie politiſche Inſtitutionen geben würde. In der That entſtanden, wenn auch nicht gleich, doch nach und nach Conſtitutionen in den deutſchen Ländern. Indeß hatte die Bundesverſammlung, reſp. die heilige Allianz dafür geſorgt, daß nicht zu viel freie Elemente in ſie gebracht wurden. Im Weſentlichen wurde auch

hier das Prinzip des Abſolutismus feſt gehalten, daß im Regenten alle Gewalt vereinigt ſei, und wenn Stände exiſtiren, ſo haben ſie eigentlich nur eine berathende Stimme, keine entſcheidende. Gegen die andern freien Bewegungen aber, die ſich wider das herrſchende Syſtem erhoben, verfuhr man ſo energiſch, daß bald Niemand mehr wagte, ein freies Wort zu ſprechen. Ja, durch die Schärfung der Cenſur ward bald dieſes nicht einmal mehr möglich.

Frankreich endlich ging, wie wir oben ſchon angedeutet, wieder ganz auf das alte Syſtem hinaus. Ludwig XVIII. zwar hielt ſich noch etwas zurück, aber unter ſeinem Nachfolger Carl X. kam das Streben nach Abſolutismus ganz offen an den Tag.

Hier, in dieſem Lande, aber ſtieß der Abſolutismus zuerſt wieder auf entſchiedenen Widerſtand. Es erfolgte die Julirevolution. Daß dieſe allenthalben ſo großen Anklang fand, war ein Zeichen, daß die Ideen von politiſcher Freiheit nicht unterdrückt worden waren, daß ſie vielmehr unter dem äuſſeren Drucke ſich gekräftigt und verbreitet hatten. Allenthalben erhoben ſich, angeregt durch den Vorgang in Frankreich, neue Oppoſitionen. Belgien trennte ſich von Holland, Polen

stand gegen Rußland auf, in Italien bildeten sich neue Verschwörungen, in Deutschland bekam die liberale Partei wieder neues Leben, das sich in allen Reichen, großen, wie kleinen, kund gab. Eine Zeit lang glaubte man, daß der Liberalismus das entschiedene Uebergewicht über die Tendenzen des unumschränkten Fürstenthums gewonnen habe.

Aber es dauerte nicht lange, so trat wieder eine Reaction ein, wenn auch nicht allenthalben, doch in den meisten Staaten. Es ist nicht nöthig, diese weiter auszuführen: die Leser haben sie ja alle selbst mit erlebt. Und wir stehen noch in der Zeit der Reaction, so daß es also wirklich den Anschein hat, daß der Sieg auf ihrer Seite geblieben sei.

Indessen ist ebenso wenig zu läugnen: die Ideen der politischen Freiheit sind nicht verschwunden: sie haben weder qualitativ noch quantitativ verloren. Sie haben sich in den letzten Zeiten geklärt, sind reifer geworden, und der Liberalismus, dem man noch vor einigen Jahren nicht mit Unrecht oft den Vorwurf der Flachheit und der Seichtigkeit machen konnte, hat an Tiefe und Fülle gewonnen. So dürfen wir wohl behaupten, daß der Kampf noch nicht vorüber ist, wenn nämlich der Absolutismus die ernstlichen Versuche nicht aufgibt, wieder zur alten Herrschaft zu gelangen.

Doch wir wollen hoffen — ob mit Grund, wage

ich nicht zu behaupten — daß unſere politiſche Zukunft auf friedlichem Wege herannahen wird. Einen gewichtigen Grund zu dieſer Hoffnung bietet uns wenigſtens Preußen, ein Staat, der vor nicht gar langer Zeit noch zur Reactionspartei gehörte, jetzt aber am Klarſten und Entſchiedenſten die Bedürfniſſe und die Hoffnungen der Zeit erkannt zu haben, und nicht bloß erkannt zu haben, ſondern ſie auch befriedigen zu wollen ſcheint.

Anhang.

Hans Neumair von Ramsla vom Aufstand der Untern wider ihre Regenten und Obern. [1])

Es wollen Etliche dieß für eine rechtmäßige Ursache (vom Aufstande der Untern wider die Obern) halten, entweder, wann der Regent die Religion abschaffen

---

1) Das Buch, aus welchem ich das Folgende entnommen, hat diesen Titel: „Von Aufstand der Untern wider ihre Regenten und Obern sonderbarer Tractat verfertigt durch Johann Wilhelm Neumair von Ramsla, daselbst erbgesessen.

Ein frommer Fürst, der so regiert,
Sein Land und Leut, wie sichs gebürt,
Dem ist gehorsam jedermann.
Wird er aber zu eim Tyran
Und übt Gewalt, so folgt alzeit
Aufstand und Widersetzlichkeit.

Jena, in Verlegung Johann Reiffenbergers, 1633." Die mitgetheilten Auszüge stehen S. 148 folg.

will, oder: wann er die Gesetze aufheben will; oder: wenn er der Untern Freiheit unterdrücken will; oder: wenn er das gemeine Wesen schwächen will; oder: wenn er sich unterſteht, wider der Untern Leib, Hab und Gut zu wüthen; oder wenn er die Stände und Unterthanen feindlich anfällt.

Die Untern haben aber so viel mehr Ursach, dem Regenten und Obern sich zu widersetzen, wenn er sich zu Einem und Anderm (auch wohl mit einem Eide) gegen sie verpflichtet, hernach aber vorsätzlich darwiderhandelt, und also an den Untern treu- und glaublos wird. Denn der Untern Gehorsam besteht vornämlich darauf, daß die Obern ihnen halten, was sie versprochen und zugesagt: geschieht nun Solches nicht, so sind auch sie von ihrer Zusag und Gehorsam los. Getreuer Herr, getreuer Knecht.

Denn es wollte ganz unbillig sein, wenn nur die Unterthanen dem Regenten verpflichtet sein sollten, er ihnen aber nicht; besonders da man auf beiden Theilen geschworen.

Es wird aber dieß Orts kein Unterschied gemacht unter den Regenten und Obern, welche über die Untern eine ganz unbedingte Gewalt, und welche eine gemessene und limitirte Gewalt haben, als da sind die Ordines und Stände in einem Königreich oder Lande, welche bei der Wahl eines Oberhaupts durch gewisse

Pacten und Privilegien sich gleichsam einen Theil der Herrschaft vorbehalten; denn beider Art Regenten und Obern sind schuldig, was sie ihren Untern bei der Huldigung und Antretung der Regierung oder auch sonsten versprochen und zugesagt, steif und unverbrüchlich zu halten; denn andernfalls wäre der Regenten und Obern Eid und Zusage ohne Effect und ein bloßer Schein, weil nichtsdestoweniger es bloß in ihrer Willkühr gelassen, dieselben zu halten, oder nicht.

Denn daß ein Regent, wie heutigen Tages sonderlich auch bei den Erb- und Landeshuldigungen geschieht, seinen Unterthanen zusagt, er wolle sie bei ihrer Religion schützen, bei gleichmäßiger, durchgehender Justiz, Fried, Ruh, Wohlstand und Einigkeit, sowohl einen Jeden bei seinen erlangten und wohlhergebrachten Rechten, Gerechtigkeiten, Privilegien und Freiheiten erhalten und vertheidigen, auch alles Dasjenige verrichten, befehlen und anordnen, was einem löblichen Regenten, der seine getreuen Unterthanen von Herzen lieb hat, Amts, Standes und Gewissens halben zu thun eignet und gebührt, darauf sich auch eine getreue Landschaft gewiß verlassen solle ꝛc. Will er aber hernach wider eins und ander handeln, und die Untern drücken und plagen, auch wohl Gewalt gebrauchen, so hätten die Untern gut Fug, wider einen solchen Regenten, besonders da alles Flehen und Bitten bei ihm vergebens ist,

die auch bei dem Oberregenten wenig oder keines Schutzes und Beistandes sich zu getrösten haben, zusammenzutreten und so lang sich zu schützen, bis sie ihrer Beschwerden und Drangsal durch gebührliche Mittel wiederum entledigt, da sie dann auch an Gottes Beistand desto weniger zu zweifeln.

Man findet aber, daß man bei solchem Zustand dem Regenten auch wohl den Gehorsam gar aufgekündigt und ihn des Regiments entsetzet.

Vielmehr aber haben die Untern Ursach, ihren Obern sich zu widersetzen, wenn der Regent und Ober bei Antretung seiner Regierung sich selber eine solche Condition gesetzt, auch vielleicht darauf geschworen, wenn er seiner Zusage nicht nachlebete, daß die Untern nicht schuldig sein sollten, ihm mehr Gehorsam zu leisten, ja aller Treu und Gehorsam, darmit sie sich gegen ihn verbunden, los und ledig sein. Denn eine conditionirte Zusag zwischen Personen ist man zu halten nicht schuldig, wenn sie auf beiden Theilen nicht gehalten wird.

Denn die Wahl, Proclamation und Erhebung der erwählten Könige und Regenten ist mit denen darauf gerichteten königlichen oder fürstlichen Capitulationen, Reversen und Juramenten dermaßen verknüpfet und verbunden, daß, wenn Eines gefallen und abgethan, das Ander auch keinen Grund noch Bestand weiters haben

könne, sondern sublato fundamento mit denselbigen nothwendig corruiren und fallen müssen. Wird die Capitulation und Juramenten vernichtet und umgestoßen, so fällt und erlischt auch das antecedens und in Kraft desselben die aufgetragene Herrschaft, Dignität und Regierung.

Man ist zwar den Königen und Fürsten kraft des Eids zu gehorsamen verpflichtet; sie sagen aber auch zuvor zu, daß sie den gemeinen Nutzen befördern und alle des Reichs Freiheiten in esse erhalten wollen, und um deßwillen wird auch ihnen vom Volke die höchste Regierung aufgetragen, damit sie dem gemeinen Wesen wohl vorstehen und nicht, daß sie demselben zuwiderhandeln und Schaden zufügen sollen. Wird nun diesem nicht nachgelebt, so fällt auch die Obligation und Verpflichtung, und ist billig, daß man dem, der nicht Glauben hält, wiederum nicht Glauben halte.

Welches dann auch dahin zu verstehen, wenn ein Regent während der Regierung gegen seine Unterthanen zu etwas sich verpflichtet, aber hernach darwider handeln will. —

Wiewohl man aber allhier einwenden und sagen könnte: 1) Es wäre kein Aufruhr zu billigen, die Schrift sagte: Fürchte Gott und den König, und mische dich nicht unter die Aufrührerischen ꝛc. Proverb. 24. 2) Gott strafte böse Regenten und Tyrannen, daß also Unter-

denen sie nicht züchtigen dürften. 3) Gott hätte im israelitischen Volk die gottlosen Könige durch die Philister, Assyrier und Chaldäer, und nicht durch die Unterthanen gestraft. 4) Böse Regenten und Tyrannen wären die Scharfrichter, durch welche Gott der Unterthanen Sünde strafte. 5) Wann böse Regenten auszujagen erlaubt wäre, gäbe man den Unterthanen Anlaß und Gelegenheit, um jeglichen Dings Willen auch wider fromme Regenten aufzustehen. 6) Man müsse Gottes Ordnung nicht widerstreben, es wären aber böse Regenten Gottes Ordnung. 7) Könnte man böse Regenten ohne Zerrüttung des gemeinen Wesens nicht abschaffen. 8) David hätte sich König Sauln nicht widersetzen wollen, den er doch wohl umbringen können — wird doch hierauf geantwortet, und zwar

Auf den ersten Einwurf: Ein Anderes ist ein Aufruhr wider die ordentliche Obrigkeit, welches ein ehrlicher Mann niemalen gebilliget, ein Anderes ist, wenn man sich wider einen Tyrannen beschützt. Daß man solches verbieten wolle, ist so viel, als wollte man das Recht der Natur aufheben.

Auf den andern: Von einem Ding gibt's viele Ursachen, von denen die eine die übrigen nicht aufhebt. Die Fürsten werden von Gott entweder unmittelbar gestraft oder mittelbar, welches meistens durch die Menschen geschieht.

Auf den dritten wird geantwortet: Nicht Alles, was das israelitische Volk gethan, darf man als Beispiel aufstellen. Sie waren der Abgötterei mit den Kälbern zu sehr zugethan. Zweitens waren die Könige, die sie gesalbt, Abgötter. Daß sie aber Tyrannen gewesen sein sollten, solches müßte bewiesen werden; eine Schwalbe macht keinen Sommer. Drittens hat Gott durch den Unterthan Jehu beides, den König Joram und das Haus Achabs, ausgetilgt.

Auf den vierten: Hunger, Pestilenz, Feuersbrunst, groß Gewässer, wilde Thiere, Diebe, Räuber und Mörder sind auch Gottes Strafen, Henker und Scharfrichter, und wir fliehen und meiden doch solch Uebel und treiben, so viel an uns ist, solche von uns.

Auf den fünften: Es gibt keine Gewalt und kein Recht, das man nicht mißbrauchen könne. Den Mißbrauch hebe auf, die Sache selber laß. Auf solche Weise könnte man auch Gericht und Strafe der Verbrecher nicht billigen; denn eine Obrigkeit verdammt und straft durch solche Gelegenheit viel fromme Leute und die dergleichen nicht verschuldet.

Auf den sechsten: Ob es wohl Gottes Ordnung ist, so überschreiten sie doch mit böser und tyrannischer Regierung solche Gebühr.

Auf den siebenten: Jede Aenderung ist gefährlich,

aber dieß Uebel ist weit geringer, als das Elend und Jammer der Tyrannei.

Auf den achten: Ist es endlich schwer zu beweisen, daß Saul ein Tyrann gewesen. Zweitens war Da[illegible] zugelassen, zu fliehen und sich durch Flucht zu re[illegible]. Drittens müßte bewiesen werden, wenn er den Feinden [illegible] die Hände gefallen wäre, daß er sich wider Gew[illegible] nicht geschützt hätte.

Denn wenn den Regenten und Obern auch nur also bloßhin erlaubt und recht sein sollte, mit ihren Unterthanen ihres Gefallens zu handeln, ohne daß sie auch nur im Wenigsten wider sie sich nicht regen oder setzen dürften, würde kein Unter an Leib, Hab und Gut vor ihnen sicher sein. Also aber müssen sie dennoch an sich halten und gegen die Untern Maaß und Bescheidenheit gebrauchen, wollen sie anders nicht Ursach geben, daß sie von den Untern gehasset und durch Empörung und Aufstand endlich ihrem bösen Beginnen gesteuert werde. Ja, wenn auch dieß nicht wäre, welcher Unterthan würde gegen seinen Regenten ein gut Vertrauen haben, ihn in Gebühr ehren und lieben, und wer seine Wohlfahrt, sein Leib, Hab und Gut darstrecken?

Es sollen aber Untern, ehe und zuvor sie aufstehen und zu den Waffen greifen, oder gegen den

Regent etwas Feindliches vornehmen und sehen lassen wollen, den Regenten und Obern durch einen Ausschuß anlangen und bitten lassen, zwar nicht ein, sondern mehrere Mal, daß er doch dasjenige, welches ihnen beschwerlich, auch vielleicht unleidlich, ändern oder gar abschaffen, sonderlich aber sich erinnern wolle, was er ihnen bei Antretung der Regierung versprochen und zugesagt. Denn es hat ja die Natur keinen so grausam und widerwärtig gezeuget, welcher sich nicht erweichen und stillen lasse, wann man ihn mit guten Worten, Flehen und Bitten entgegengeht. —

Also begehret man auch wohl eine Versammlung der Reichs- oder Landstände, dann Solches ist ein gut Mittel, wenn die Regenten etwas thun oder handeln, daraus dem gemeinen Nutzen Schaden und Unheil entstehet, sie im Zaum zu halten, und dem Bösen zu remidiren und zu helfen.

Denn wenn ein Fürst etwa die Religion umkehren oder des Landes Freiheit ändern will, so können die Stände kraft ihres Amts nicht allein solche Grausamkeit im Zaum halten, und ihm, wenn er mit Gewalt etwas thun wollte, von Rechts wegen sich widersetzen, sondern sind auch um Gewissens willen ihm zu gehorsam nicht schuldig. Denn dem Fürsten ist das gemeine Wesen allein nicht aufgetragen, sondern zum Theil auch den Ständen und Vornehmsten mit anbefohlen. Handelt

nun der Fürst wider die zugesagte Treue und unterstehet sich, das gemeine Wesen mit Füßen zu treten und Tyrannei zu üben, so sind die vornehmsten schuldig, dem Vaterland Treue zu beweisen, weil solches das Heil des gemeinen Wesens und die Freiheit des Volkes erfordert, denn sie sind vornehmlich zu dem Ende geordnet. Haben sie nun auf das gemeine Wesen nicht Acht, und nehmen sich des Volks Heil und Wohlfahrt nicht an, so handeln sie wider die gegebene Treu und sind sowohl, wie der Herr, zu strafen.

Es haben aber, falls der Regent sich zur Versammlung bewegen läßt, die vornehmsten sich wohl in Acht zu nehmen, damit bei solcher Occasion der Regent nicht nach ihnen greife und sie zur Straf ziehen lasse.

So findet man, daß man auch wohl den Regenten bedrohet, wofern er von seinem Vornehmen nicht abstehen würde. Denn es meinen Etliche, ohne eingejagte Furcht sei zu Hof wenig zu erhalten. —

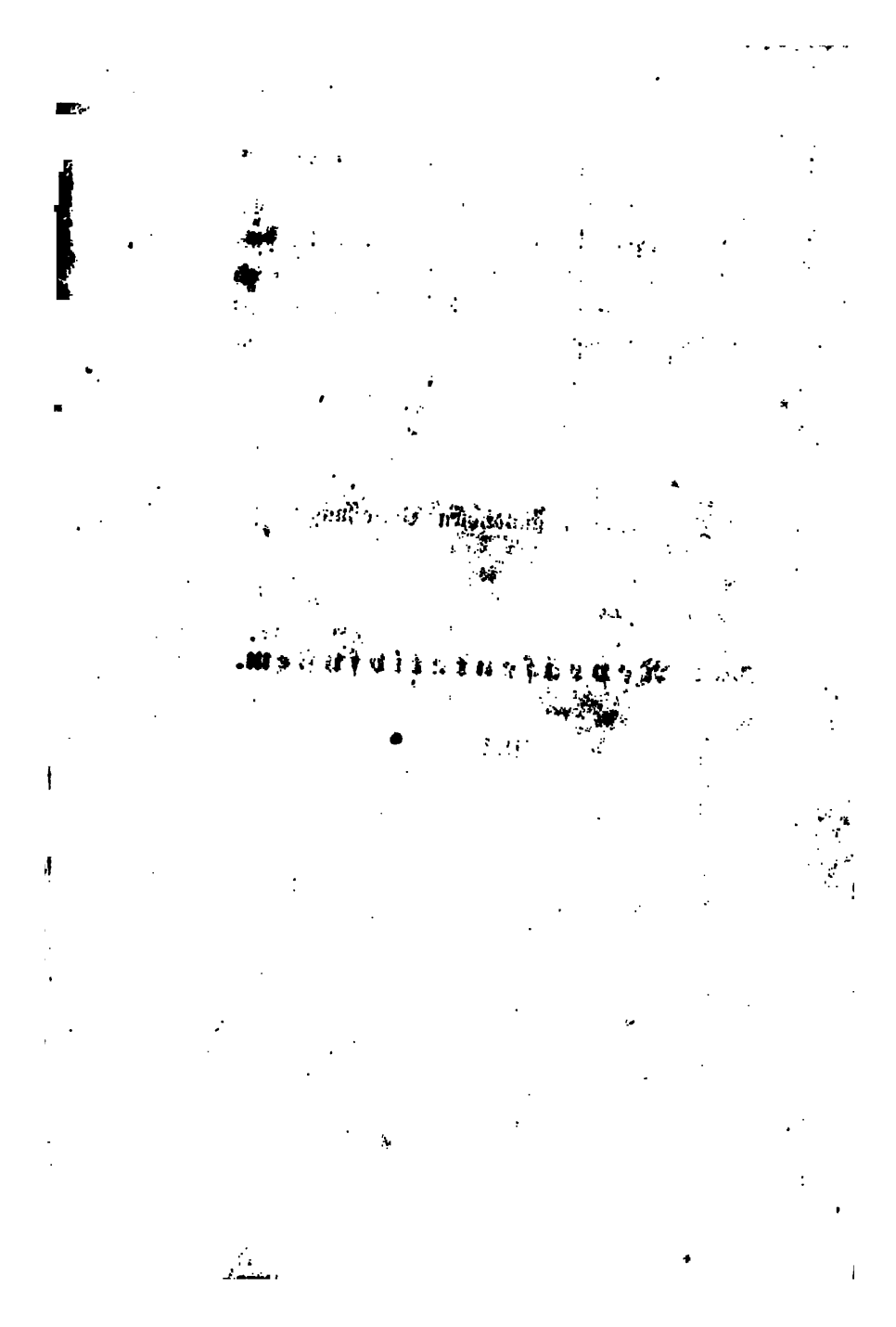
Dieß Alles ist aber dahin zu verstehen, wenn die Untern einem solchen Regenten zugethan, welcher keinen Obern oder Höhern recognoscirt, und sie selbst einen Theil des Regiments mit in Händen haben. Wenn aber der Regent einem Höhern unterworfen, so sollen die Untern thätlichen Aufruhrs sich enthalten, und den ordentlichen Weg gehen, d. h. dem Oberregenten ihr Anliegen klagen und bitten, ihren Regenten dahin zu

stand gegen Rußland auf, in Italien bildeten sich neue Verschwörungen, in Deutschland bekam die liberale Partei wieder neues Leben, das sich in allen Reichen, großen, wie kleinen, kund gab. Eine Zeit lang glaubte man, daß der Liberalismus das entschiedene Uebergewicht über die Tendenzen des unumschränkten Fürstenthums gewonnen habe.

Aber es dauerte nicht lange, so trat wieder eine Reaction ein, wenn auch nicht allenthalben, doch in den meisten Staaten. Es ist nicht nöthig, diese weiter auszuführen: die Leser haben sie ja alle selbst mit erlebt. Und wir stehen noch in der Zeit der Reaction, so daß es also wirklich den Anschein hat, daß der Sieg auf ihrer Seite geblieben sei.

Indessen ist ebenso wenig zu läugnen: die Ideen der politischen Freiheit sind nicht verschwunden: sie haben weder qualitativ noch quantitativ verloren. Sie haben sich in den letzten Zeiten geklärt, sind reifer geworden, und der Liberalismus, dem man noch vor einigen Jahren nicht mit Unrecht oft den Vorwurf der Flachheit und der Seichtigkeit machen konnte, hat an Tiefe und Fülle gewonnen. So dürfen wir wohl behaupten, daß der Kampf noch nicht vorüber ist, wenn nämlich der Absolutismus die ernstlichen Versuche nicht aufgibt, wieder zur alten Herrschaft zu gelangen.

Doch wir wollen hoffen — ob mit Grund, wage



Anhang.

Hans Neumair von Ramsla vom Aufstand der Untern wider ihre Regenten und Obern. [1])

Es wollen Etliche dieß für eine rechtmäßige Ursache (vom Aufstande der Untern wider die Obern) halten, entweder, wann der Regent die Religion abschaffen

1) Das Buch, aus welchem ich das Folgende entnommen, hat diesen Titel: „Von Aufstand der Untern wider ihre Regenten und Obern sonderbarer Tractat verfertigt durch Johann Wilhelm Neumair von Ramsla, daselbst erbgesessen.

Ein frommer Fürst, der so regiert,
Sein Land und Leut, wie sichs gebürt,
Dem ist gehorsam jedermann.
Wird er aber zu eim Tyran
Und übt Gewalt, so folgt alzeit
Aufstand und Widersetzlichkeit.

Jena, in Verlegung Johann Reiffenbergers, 1633." Die mitgetheilten Auszüge stehen S. 148 folg.

neuerwachten Nationalgefühl ausgegangen war, und daß man hiebei weit weniger die franzöſiſche Charte, als vielmehr die altgermaniſchen Rechtsprinzipien im Auge hatte. Doch vermochten dieſe damals nicht durchzudringen. Auch wiſſen wir wohl, daß die Reaction damals gerade diejenigen Beſtrebungen verfolgte, welche auf Erneuerung, Erhebung und Kräftigung der deutſchen Nationalität hinarbeiteten.

Dieſer nationale Standpunkt wurde jedoch allmählig von dem Liberalismus aufgegeben und ſeit der Julirevolution finden wir, daß die Männer der Oppoſition, wenn auch nicht alle, doch größtentheils ſich mehr an die franzöſiſchen Ideen angeſchloſſen und franzöſiſche Einflüſſe in ſich aufgenommen haben, und wir glauben uns nicht zu irren, wenn wir behaupten, daß als eine bedeutende Urſache von der Niederlage der liberalen Beſtrebungen in Deutſchland in den dreißiger Jahren die angeſehen werden muß, daß zu viel franzöſiſche Elemente dabei geweſen.

Dagegen entwickelte ſich nun im Innern des deutſchen Volkes eine nationale Reaction, welche bei der Drohung eines franzöſiſchen Angriffs zum Ausbruche kam. Mächtiger als je vorher erhob ſich die Idee der deutſchen Nationalität: ſie drang in alle Kreiſe der Geſellſchaft, in alle Stufen der Bildung ein, und riß die Gemüther mit ſich fort. So ſahen wir die merkwürdige Erſcheinung,

daß selbst da, wo diese Idee ehedem auf das heftigste verpönt war, sie nun als das Schönste, Erhabenste, Preiswürdigste hingestellt wurde.

Aber man mißbrauchte sie auch. Man wollte sie zum Deckmantel benutzen, um unter ihrem Schutze und von ihr unterstützt den Kampf gegen die freien politischen Ideen zu führen oder fortzusetzen. So warf man unseren Constitutionen, dem Repräsentativsystem überhaupt vor, daß es nicht national sei, einer volksthümlichen Grundlage ermangle. Dagegen wies man auf die alten landständischen Verfassungen hin: diese, hervorgegangen aus einer natürlichen historischen Entwicklung, entsprächen weit besser unserer nationalen Eigenthümlichkeit: man sollte daher jene fremdartigen Constitutionen aufgeben und dafür diese wieder bei uns einführen.

Fragen wir nun freilich nach dem Grunde, warum diese alten landständischen Verfassungen so sehr angepriesen werden, so sehen wir, daß es kein anderer ist, als weil man glaubt, sie entsprächen besser dem unumschränkten Fürstenthum. Würde man die Erfahrung machen, daß jene alten Verfassungen das Fürstenthum eher beschränken als seine Gewalt erweitern, so würde man sie gewiß bald bei Seite werfen und nicht mehr daran denken, ihr Lob anzustimmen, auch wenn ihre Nationalität noch so bedeutend wäre. So aber wurden

sie uns als Verfassungen hingestellt, in denen die Stände nichts, die Regierungen Alles waren, in welcher jene zwar zusammenberufen wurden, aber ohne daß man auf sie zu hören brauchte, kurz in welchen der patriarchalische Zustand einer absoluten Beherrschung, den man sich gegenwärtig mit den schönsten Farben ausmalt, gerade so vorhanden gewesen sei, wie man sich ihn vorphantasirt.

Am Weitesten in der neuesten Zeit ist Gössel gegangen. [1]) Dieser stellt das Wesen der landständischen Verfassung und das des Repräsentativsystems in folgenden Punkten einander so gegenüber:

1) Dem Repräsentativsystem liegt die Volkssouveränität und die Vertragstheorie zu Grunde, der landständischen Verfassung das Patriarchalsystem.

2) Dort wird das Volk als Masse gedacht und zwar als gleichberechtigt: hier ist es in Stände getheilt, welche bei den Versammlungen, in verschiedene Curien

---

1) In seiner Schrift: „Die hannöverische Verfassungsangelegenheit, nach ihren verschiedenen Zeiten rechtlich beleuchtet, von Ferdinand Gössel, Oberlandesgerichts-Auditor; Frankfurt am Main und Hanau, 1841," wo er unter Andern auseinandersetzt, daß der König von Hannover nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht gehabt habe, die Verfassung aufzuheben, weil sie nicht mit der deutschen resp. hannöverschen Nationalität und der alten landständischen Verfassung, dem Ausdrucke dieser, übereinstimme. Siehe meine Rec. darüber in der Rhein. Zeitung. 7. 10. 12. 17. Juli 1842.

abgeſondert, ſtimmen und zwar ſo, daß keiner in den Seckel des andern übergreift.

3) Bei den alten Landſtänden iſt die ganze Staatsgewalt in den Händen des Fürſten vereinigt: die Landſtände haben daher nur eine berathende Stimme, keineswegs die geſetzgebende Gewalt; bei dem Repräſentativſyſtem iſt die Gewalt getheilt, der Repräſentantenkörper hat beſonders das Recht der Geſetzgebung.

4) Dieſer hat bei dem Repräſentativſyſtem Aufſicht über die Finanzen: bei der landſtändiſchen Verfaſſung ſind die Finanzen lediglich dem Fürſten überlaſſen.

5) Bei der landſtändiſchen Verfaſſung ſind die Beamten bloß Bediente des Fürſten, die er willkührlich entlaſſen darf, und die Miniſter ſind unverantwortlich; bei dem Repräſentativſyſtem ſind die Beamten Diener des Staats, die ohne gerichtliche Unterſuchung ihrer Stellen nicht entſetzt werden können, und die Miniſter ſind den Ständen verantwortlich.

6) Bei den Landſtänden fand keine Oeffentlichkeit der Berathungen ſtatt, wohl aber bei dem Repräſentativſyſtem.

7) Die alten Landſtände hatten ferner kein Votum über Krieg und Frieden, wohl aber haben es die Kammern des Repräſentativſyſtems.

8) Bei letzterem exiſtirt Unabhängigkeit der Gerichte, bei landſtändiſchen Verfaſſungen Kabinetsjuſtiz.

gehuldigt wird, wie es z. B. in Kärnthen [1]) war, in Ostfriesland, in Baiern [2]), in Sachsen Lauenburg [3]), Braunschweig Lüneburg. [4]) Bricht der Fürst den Vertrag, so sind die Stände des Gehorsams gegen ihn entbunden. Wer nur irgend etwas die Geschichte der einzelnen deutschen Länder kennt, weiß, wie viele Fehden deßhalb zwischen den Fürsten und ihren Vasallen oder ihren Städten im Mittelalter statt gefunden. In Braunschweig Lüneburg sind die Städte Braunschweig, Hannover, Göttingen, Lüneburg, Hameln, Eimbeck in beständiger Fehde mit den Herzogen und in der Regel mit glücklichem Erfolg. [5]) In manchen Urkunden ist das Widersetzungsrecht und die Entbindung vom Gehorsam, falls der Fürst den Freiheiten des Landes zuwider handelt, ausdrücklich festgesetzt. z. B. im Erzstifte Cöln [6]), in Böhmen [7]), in Pommern [8]), in Holstein [9]),

---

1) Moser von der Reichsstände Landen ꝛc. S. 966.

2) Urkunde vom J. 1516. Die Urkunden, welche ich anführe, stehen, wenn ich nicht ausdrücklich eine andere Quelle angebe, sämmtlich bei Lünig collectio nova von der landsäßigen Ritterschaft Freiheiten und Privilegien ꝛc. 1730. Fol., ein Werk, welches mehr gibt, als der Titel sagt, indem darinnen zugleich die Rechte und Freiheiten der Landstände überhaupt enthalten sind.

3) Urk. vom J. 1585.

4) Moser, der Sohn, diplomatische und historische Belustigungen V. S. 366. Urk. v. 1367.

5) Strubens Nebenstunden. V. S. 138.

6) Urk. vom J. 1550 und 1590. 7) Urk. vom J. 1520.

8) Moser von der Reichsstände Landen. S. 1031.

9) Moser von der Reichsstände Landen. S. 1089.

Bewußtſein unſerer Ahnen waren: ſie wird uns zeigen, daß das Repräſentativſyſtem, wenigſtens wie es bei uns eingeführt iſt, weit entfernt, jene alten Verfaſſungen in Bezug auf politiſche Freiheit zu übertreffen, vielmehr in mannigfacher Hinſicht hinter ihnen zurückſteht: ſie wird uns endlich zeigen, daß wir uns ſogar Glück wünſchen dürften, wenn man die alten landſtändiſchen Verfaſſungen mit ihren weſentlichen Prinzipien wieder bei uns einführen würde.

Wir gründen die folgende Darſtellung auf Thatſachen, und damit man uns nicht den Vorwurf der Untreue machen möchte, haben wir es für nöthig gefunden, überall unſere Quellen anzugeben.

Gleich das Grundverhältniß zwiſchen dem Landesherrn und der Landſchaft beruhte bei den landſtändiſchen Verfaſſungen auf einem Prinzipe, welches man in der Regel als nur dem Repräſentativſyſtem eigenthümlich bezeichnet, jenen aber nicht zugeſtehen will. Es beruht nämlich auf Vertrag, und zwar nicht auf einem fingirten, wie in den Theorien der neueren Staatsrechtslehrer, ſondern auf einem wirklichen. Die Landſchaft huldigt dem Fürſten, wenn er ihre Freiheiten und Privilegien beſchwört. In manchen Ländern muß der Fürſt zuerſt die Freiheiten beſchwören, ehe ihm

ihre Herzoge ſelber zu wählen [1]). Dieſes Recht haben ſich ausdrücklich die Stände in Sachſen-Lauenburg [2]), und in Holſtein bei der Wahl des Königs Chriſtian IV. von Dänemark [3]), ferner die in Böhmen vorbehalten. Wo dieſes nicht der Fall iſt, haben ſie doch das Recht, bei allen Erbverträgen um ihre Einwilligung gefragt zu werden, wie z. B. in Pommern [4]), in Braunſchweig Lüneburg, Braunſchweig Wolfenbüttel [5]), Heſſen [6]), Mecklenburg [7]), Würtemberg [8]).

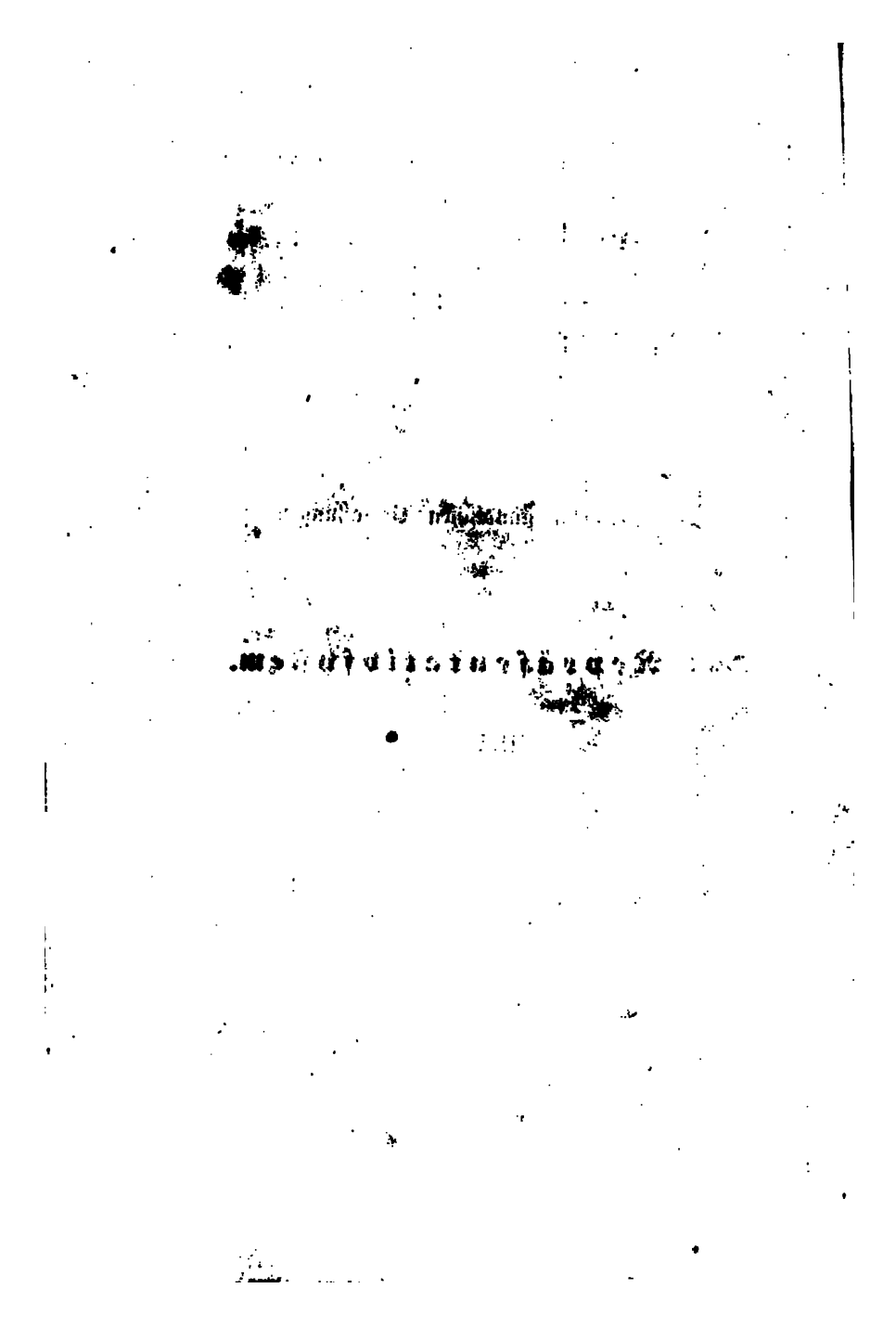
Schon aus dieſer Stellung, welche die Landſchaft dem Fürſten gegenüber einnimmt, folgt, daß die Stände bei allen wichtigen Angelegenheiten des Landes nicht nur zu Rathe gezogen, ſondern um ihre Einwilligung angegangen werden mußten. Wenn man auch bedenkt, auf welche Weiſe die Territorien der deutſchen Fürſten ſich gebildet haben, ſo iſt nichts begreiflicher, als dieß. Denn urſprünglich hatte der Fürſt auf das Territorium, abgeſehen von ſeiner Hausmacht, weiter kein Recht, als was ihm als kaiſerlichen Beamten, Grafen, Markgrafen oder Herzoge zuſtand. Daß ſpäter die Landesangeſeſſenen ſich ihm anſchloſſen, ſeine Hoheit anerkannten,

1) S. meinen Aufſatz: der Wendepunkt der deutſchen Reichsverfaſſung unter Heinrich III. und IV. in meiner Schrift: „zur politiſchen Geſchichte Deutſchlands.“ Stuttgart bei Franckh. 1842.
2) Urk. v. J. 1585. 3) Lünig II. 1017.
4) Moſer von der Reichsſtände Landen. S. 1031.
5) Urk. v. J. 1709. 6) Urk. v. J. 1606. 7) Urk. v. J. 1602.
8) Urk. v. J. 1599.

war ihr guter Wille, aber keine Pflicht von ihrer und kein Recht von ſeiner Seite. Es verſteht ſich aber von ſelbſt, daß ſie dieſe Hoheit nur unter der Bedingung anerkannten, daß ihre Freiheit nicht gefährdet werde, die ſie als unmittelbare Glieder des Reichs genoſſen, und daß ſie in allen das Land oder ſie ſelbſt betreffenden Gegenſtänden ein Wort mitzuſprechen hätten. [1])

Das wichtigſte Recht der Landſtände blieb immer das der Steuerbewilligung: denn hierdurch hatten ſie den wirkſamſten Schutz gegen die Willkühr des Regenten. Es iſt bekannt, daß die Landſchaft urſprünglich zu einer Steuer nicht verpflichtet und daß es nur ihr guter Wille war, zu den Bedürfniſſen des fürſtlichen Haushalts etwas herzugeben. Der Fürſt beſtritt dieſe von ſeinen Domänen. Als aber die Bedürfniſſe ſich vermehrten, wurde die Landſchaft um Beiträge (Beden) angegangen. Sie wurden nun zwar gegeben, jedoch immer mit der ausdrücklichen Bemerkung, daß die Stände durch den einen Fall nicht für immer dazu verpflichtet ſeien. Ja, in manchen Ländern iſt den Ständen urkundlich das Recht zugeſtanden worden, daß

1) Siehe, was Seckendorff in ſeinem deutſchen Fürſtenſtaate darüber ſagt, im Anhange. Dann Strubens Aufſatz, „von Landſtänden“ in ſeinen Nebenſtunden II. und Häberlins Grundlinien einer Geſchichte der deutſchen Landſtände in Schlözers Staatsanzeigen. XVII. Bd. S. 265 und folg.



Unter den Gründen, mit welchen man neuerdings das Repräſentativſyſtem oder vielmehr die Grundſätze, auf denen daſſelbe fußt, bei uns angegriffen hat, findet man heut zu Tage mehr, als jemals vorher, den ſich breit machen, daß es keine nationale Grundlage habe.

Allerdings iſt dieſes Argument kein neues: wir wiſſen, wie ſeit mehreren Jahrzehenden die hiſtoriſche und philoſophiſche Schule in Recht und Staat einander gegenüberſtehen. Aber in den Zeiten unmittelbar nach den Freiheitskriegen, als zum erſten Male wieder nach langer Zeit von den einzelnen deutſchen Völkern freie Verfaſſungen verlangt wurden, ſtanden die Vertreter dieſer Forderung ſämmtlich auf dem nationalen Standpunkte und die Gegner derſelben, wenn ſie ſich auf die Geſchichte ſtützten, hatten bloß die nächſte Vergangenheit im Auge. Man darf als gewiß annehmen, daß das damalige Streben nach Verfaſſungen von dem

Hessen.[1]) Sie ermahnen ihn wohl auch, sich einzuschränken, nicht zu großen Aufwand zu machen. In Braunschweig-Lüneburg erlaubten die Stände dem Herzog nicht mehr, als [illegible] Pferde zu halten.[2])

Unmittelbar mit den Steuern hängt das Kriegswesen zusammen. Dieser Zusammenhang war im Mittelalter deßhalb sehr eng, weil der eine Theil der Landschaft, die Ritterschaft, wohl auch zuweilen die Bürger, persönlich Kriegsdienste leisten mußten. Der Fürst durfte ohne Wissen und Willen der Stände keinen Krieg anfangen, keine Bündnisse schließen. Sie hatten ein entscheidendes Votum über Krieg und Frieden. So in Pommern,[3]) Braunschweig-Lüneburg,[4]) Braunschweig-Wolfenbüttel,[5]) Hessen,[6]) Holstein,[7]) Baiern,[8]) Mecklenburg,[9]) Mark Brandenburg,[10]) Chursachsen,[11]) Würtemberg.[12])

Was die Theilnahme der Stände an der Gesetzgebung betrifft, so versteht sich schon nach dem, was wir bisher erwähnt, von selbst, daß diese nicht bloß

---

1) Urk. v. J. 1509.
2) Strubens Nebenstunden. V. S. 138.
3) Moser von der Reichsstände Landen. S. 1023 folg.
4) Strubens Nebenstunden. V. S. 138.
5) Urk. v. 1614. 6) Urk. v. J. 1509.
7) Lünig. II. S. 1017. 8) Urk. v. J. 1516
9) Urk. v. J. 1621. 10) Urk. v. J. 1602.
11) Moser histor. und dipl. Bel. I. S. 316.
12) Tübinger Vergleich v. J. 1514 und Urk. v. J. 1599.

eine berathende sein konnte. Außerdem läßt sich das Gegentheil urkundlich erweisen. In allen Verfassungen heißt es, daß die Stände ihre Einwilligung bei allen wichtigen Sachen, welche das Land betreffen, geben müßten. Zu den wichtigen Sachen gehört aber vorzugsweise die Gesetzgebung. In der Regel ist diese besonders namhaft gemacht als ein Recht der Stände, und zwar nicht bloß die allgemeine Gesetzgebung, sondern insbesondere auch die polizeiliche. So ehedem in Oestreich, in Schlesien, in Jülich-Cleve,[1]) Braunschweig-Wolfenbüttel,[2]) Sachsen-Lauenburg,[3]) Grafschaft Hoya, Mecklenburg,[4]) Oberlausitz,[5]) Mark Brandenburg,[6]) Churſachsen,[7]) Würtemberg,[8]) Baireuth,[9]) Pommern.[10]) Bei diesem letzten Lande wird ausdrücklich bemerkt, daß Alles, was der Herzog ohne Wissen und Willen der Stände unternimmt, null und nichtig sein soll.

Auch auf die Beamten (Minister) erstreckte sich der Wirkungskreis der Landstände. Jene wurden vor den

---

1) Urk. v. J. 1649.
2) Urkunden v. J. 1498, 1597, 1601, 1614, 1639, 1643, 1682, 1709.
3) Urk. v. J. 1702. 4) Urk. v. J. 1602, 1621, 1701.
5) Lünig. I. S. 789. 6) Urk. v. J. 1653.
7) Moser histor. und dipl. Bel. I. 279. folg.
8) Urk. v. J. 1551, 1555.
9) Von den landschaftlichen Rechten im Fürstenthum Baireuth. Fränk. Archiv. I. S. 126.
10) Moser von der Reichsstände Landen. S. 1023. folg.

Stände auf die Verfassung beeidigt. So in Baiern,[1] Jülich-Cleve,[2] Pfalz-Neuburg, Hadeln, Hessen,[3] Mark Brandenburg,[4] Churſachſen,[5] Würtemberg,[6] Pommern, Oſtfriesland. Handelte der Beamte oder Miniſter verfaſſungswidrig, ſo drangen die Stände auf ſeine Entfernung und Beſtrafung, wie in Baiern,[7] Jülich-Cleve,[8] Mecklenburg, Würtemberg,[9] Churſachſen, Oſtfriesland. Bei der Beſetzung der höchſten Stellen werden die Stände manchmal ſogar um ihre Einwilligung gefragt, wie in Böhmen, Churſachſen, Pommern, Oberlauſitz.[10] In Jülich-Cleve werden der Statthalter und die geheimen Räthe mit Conſens der Stände gewählt.[11] In Sachſen-Lauenburg wird auch das Conſiſtorium theilweiſe von den Ständen beſetzt.[12] Umgekehrt darf auch der Fürſt die Beamten nicht willkührlich entlaſſen, ohne vorhergegangene Unterſuchung oder Bewilligung der Stände, z. B. in Osnabrück, Pommern,[13] Jülich-Cleve,[14] im Lande Hadeln,[15] in Würtemberg, in

1) Urk. v. J. 1516. 2) Urk. v. J. 1649.
3) v. Rommel Geſchichte von Heſſen. III. S. 183.
4) Urk. v. J. 1602. 5) Moſer hiſtor. und dipl. Bel. I. S. 321.
6) Urk. v. J. 1608.
7) Urk. v. J. 1516. 8) Urk. v. 1649.!
9) Landtagsabſchied v. J. 1629, 1739, 1770.
10) Lünig. I. 789. Moſer von der Landeshoheit in Regierungsſachen. S. 110. folg.
11) Urk. v. J. 1649. 12) Urk. v. J. 1702.
13) Moſer von der Landeshoheit in Regierungsſachen. S. 190.
14) Urk. v. J. 1649. 15) Lünig. I. S. 1336.

Ostfriesland. Durchgängig ist die Bestimmung, daß die Beamten keine Ausländer sein durften.

Auch die Unabhängigkeit der Gerichte fand statt. Diese ist ein uraltes germanisches Institut: so weit wir die Geschichte verfolgen können, ist die Cabinetsjustiz als antinational angesehen worden. Noch im Jahr 1773 sagt Moser: „Es ist der ganzen Reichsverfassung zuwider, daß die Reichsstände die Justiz aus dem Cabinete administriren; das ist, Parteisachen unmittelbar vor sich ziehen und selbige mit oder ohne Vernehmung des Gegentheils so entscheiden, daß es die Rechtskraft eines gerichtlichen Spruches erlange." Die Gerichte in erster Instanz wurden, außer in den Landestheilen, welche Eigenthum des Fürsten waren, von dem Adel und den Städten besetzt. Dann kamen die höheren Gerichte. Ueber allen stand eine oberste Justizbehörde, in der Regel Hofgericht genannt, welche vollkommen unabhängig war. Ja, sie wurde in manchen Ländern theilweise von den Ständen selbst besetzt. So in Sachsen-Lauenburg,[1]) in Mecklenburg,[2]) im Erzbisthum Bremen, in Pommern, in Würtemberg,[3]) in Chur-Braunschweig,[4]) in Braunschweig-Wolfenbüttel,[5]) in der Grafschaft

1) Urk. v. J. 1702. Lünig. I. 1362.
2) Urk. v. J. 1572 und 1621.
3) Moser von der Landeshoheit in Justizsachen. S. 81. 82.
4) Daselbst. S. 116. 5) Das. S. 117.

Hoya.[1]) In der Mark Brandenburg besetzten die Stände in früheren Zeiten das Hof- und Landgericht ganz allein.[2]) In der Oberlausitz besteht es aus Geschworenen.[3]) Außerdem hatten die Landstände die Aufsicht über die obersten Justizbehörden: sie sehen darauf, daß sie unabhängig bleiben, daß die Justizbeamten weiter keine Bestallungen annehmen, daß sie nicht in den Geheimerath gezogen, daß sie ordentlich besoldet werden.[4]) Ohne ihre Einwilligung dürfen die alten Gerichtscollegien nicht abgeändert oder neue errichtet werden.[5]) Sie dringen öfters auf Visitation des Hofgerichts, wozu sie natürlich ihre Deputirten stellen.[6])

Die Stellung der Landstände gegenüber dem Fürsten charakterisirt sich auch dadurch, daß sie zugleich mit diesem die Initiative gehabt. In Chur-Sachsen wurde bei jedem Landtage mit ängstlicher Förmlichkeit darauf gesehen, daß dieses Recht der Stände nicht in Schatten trete.[7]) In der Grafschaft Hoya beräth sich der Ausschuß der Landschaft mit dem Fürsten über die dem Landtage zu machenden Propositionen.[8]) In Pommern

---

1) Moser von der Reichsstände Landen. S. 1441.
2) Moser von der Landeshoheit in Justizsachen. S. 83. 84.
3) Lünig. I. S. 795. (16tes Jahrhundert.)
4) Moser von der Landeshoheit in Justizsachen. S. 34 u. a. a. O.
5) Das. S. 85—90. 6) Daselbst.
7) Moser histor. und dipl. Bel. I. S. 311.
8) Moser von der Reichsstände Landen. S. 1441.

soll ohne der Landstände „Mitbelieben" nichts geschehen.[1]) In Oestreich ging ehedem die Abfassung der Gesetze ganz allein von den Ständen aus, und der Fürst bestätigte sie; ebenso in Würtemberg.[2])

Die Landstände haben ferner über die Streitigkeiten zwischen den einzelnen Gliedern der fürstlichen Familie zu entscheiden. So in Hessen,[3]) Braunschweig-Wolfenbüttel,[4]) Mecklenburg.[5]) In Hessen übergibt ihnen der Landgraf Philipp der Großmüthige im Falle seines Todes die Vormundschaft und Regierung.[6]) — Sie müssen bei der Visitation des Landes in weltlichen und kirchlichen Sachen zugezogen werden. So in Pommern, Mecklenburg,[7]) Mark Brandenburg,[8]) Würtemberg.[9])

In manchen Ländern haben die Stände das Recht, sich selbst zu versammeln, ohne erst auf das Ausschreiben des Landesherrn zu warten. Wie z. B. in Baiern,[10]) Braunschweig-Wolfenbüttel,[11]) Churſachsen,[12]) Trier,[13]) Ostfriesland,[14]) in Jülich und Berg,[15]) Hessen, Mecklenburg, Würtemberg,[16]) Hoya,[17]) früher in Böhmen,[18])

---

1) Moser von der Reichsst. Landen S. 1023. folg. 2) Urk. v. J. 1555.
3) Urk. v. J. 1562, 1646. Vgl. Rommel Geschichte von Hessen. III. 1. S. 223. 4) Urk. v. J. 1614.
5) Urk. v. J. 1621. 6) Rommel III. 2. S. 140.
7) Urk. v. J. 1572. 8) Urk. v. J. 1602. 9) Urk. v. J. 1555.
10) Urk. v. J. 1514. 11) Urk. v. J. 1614. 12) Urk. v. J. 1488.
13) Moser von der Reichsstände Landen. S. 1521 14) Das. S. 1529.
15) Das. S. 1525. 16) Das. S. 1526. 17) Das. S. 1529.
18) Das. S. 1391.

Dieß wären denn im Allgemeinen die Rechte der alten deutschen Landstände. Wie aber? haben wir nicht noch einen sehr wichtigen Punkt zu besprechen übrig? die Preßfreiheit nämlich, welche man gerne als ein Kind der neuen Zeit hinstellen möchte, das den guten Alten ganz fremd gewesen sei? So viel ist gewiß, daß man in früheren Zeiten bei uns von einer Censur in politischen Dingen nichts wußte. Die Redefreiheit lag so sehr im Charakter unseres früheren Rechts, daß es Keinem einfiel, sie irgendwie zu beschränken. Im Reformationszeitalter wurden politische Rügen dem Drucke übergeben, welche heut zu Tage wohl der äußerste Ultra auszusprechen sich scheuen würde.[1]) Wer wagte es z. B. von einem gekrönten Haupte die Ausdrücke zu gebrauchen, mit welchen Luther den König Heinrich von England überhäuft, wie Lügenmaul, grober Eselskopf, unsinniger Narr, toller Heinz, Schwein u. dgl.[2]) Später, als der Gegensatz zwischen den zwei Religionsbekenntnissen eine Menge gehässiger und aufregender Schriften hervorgerufen hatte, wurden von Seiten des Reichs allerdings mehrere Edikte erlassen in Bezug auf das Verbot von Schmähschriften u. dgl. Aber eine

1) S. meinen Aufsatz: „Ulrich von Hutten und Deutschlands politische Verhältnisse im Reformationszeitalter" in meiner Schrift: „zur politischen Geschichte Deutschlands." Stuttgart bei Franckh. 1842.

2) In seiner Schrift wider den König Heinrich von England. 1522.

gegründeten politischen Aufsätzen zu verbieten, denn dachte Niemand. Als in der Folge die Landeshoheit bedeutender ward und sie sich überhaupt mehr herausnahm, wurde wohl auch die Redefreiheit beschränkt, doch nur an einzelnen Orten. Noch im 18ten Jahrhundert existirte in manchen Ländern gar keine Censur.[1]) Pütter konnte noch im Jahr 1787 von der deutschen Preßfreiheit sprechen, als wie von einer ganz ausgemachten Sache.[2]) Ueberhaupt, wenn wir die Schriften in der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts mit den heutigen vergleichen, so müssen wir uns gestehen, daß die Preßfreiheit eher zurück, als vorwärts gegangen ist. Gewiß würden sehr viele Bücher, die damals geschrieben worden, heut zu Tage nicht mehr die Censur passiren: selbst den Werken Friedrichs II. von Preußen würde dieses Schicksal widerfahren.

Nach diesen Erörterungen über die Rechte unserer alten Stände ist uns nur noch übrig, einem Einwande zu begegnen, den man uns vielleicht machen könnte: nämlich, daß jene allerdings in früheren Zeiten die bedeutenden Rechte gehabt hätten, die wir angeführt,

---

1) Moser von der Landeshoheit in Polizeisachen. S. 67.

2) In seiner historischen Entwicklung der heutigen Staatsverfassung des deutschen Reiches. III. S. 149.

ſpäter jedoch, beſonders im 18ten Jahrhundert, hätten ſie dieſelben verloren und an ihre Stelle ſei dann die fürſtliche Machtvollkommenheit getreten. Wir geben dieſes zu: es iſt bekannt genug, wie die Fürſten die alten ſtändiſchen Gerechtſame unterdrückt haben, und es iſt eine intereſſante Aufgabe, deren Löſung ich mich vielleicht ſelbſt einmal unterziehe, den Kampf zwiſchen unſeren alten Ständen und der Fürſtengewalt, das allmählige Unterliegen jener, den Sieg dieſer bis ins Einzelne zu verfolgen. Aber man ſoll nur jene politiſchen Zuſtände, wie ſie ſich beſonders ſeit dem 18ten Jahrhundert bei uns geſtaltet haben, nicht national nennen. Vielmehr iſt die Anſicht von der fürſtlichen Machtvollkommenheit, wie ſie in der angegebenen Zeit exiſtirte, eine durch und durch antinationale, aus Frankreich zu uns herübergebracht, wo der Hof Ludwigs XIV. zum Muſter diente.

Ich will hier einen Zeitgenoſſen ſprechen laſſen. Der Freiherr Veit Ludwig von Seckendorff, (in der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts) welcher ſelbſt Miniſter eines deutſchen Fürſten war und daher in dieſer Beziehung als unparteiiſch gelten kann, ſagt in den Anmerkungen zu ſeinem deutſchen Fürſtenſtaat S. 85. Folgendes: „Die Unart der eigenwilligen Herrſchaft hat allem Anſehen nach, und ſo viel man aus Hiſtorien begreifen und vermuthen kann, der alten Freiheit zuwider

etliche Secula her mehr und mehr an vielen Orten auch in unſerem Vaterlande, zugenommen, allwo doch vor deſſen mehrere Freiheit geweſen, ja, wo die Freiheit ihren alten Sitz gehabt und von den Poeten daher genannt wird germanum scythicumque bonum." Die Urſachen ſeien verſchieden. Er zählt ſie auf: die erſte ſeien die Schmeicheleien der Höflinge. Dann ſagt er noch S. 89. „Zu Solchem kann auch noch ferner gerechnet werden das Exempel anderer Länder und Nationen, bei welchem ein ſtrenger Dominat beliebt und anzutreffen iſt. Denn wenn junge Herren oder auch andere Perſonen, die dereinſt zu der Republik Dienſten gebraucht werden, auf ihren Reiſen dergleichen obſerviren oder ſonſt davon hören, ſo meinen ſie, es laſſe ſich Alles gar wohl nachmachen. Wiewohl der ſel. Lutherus beim Sleidan bereits zu ſeiner Zeit über dieſe von der alten deutſchen Freiheit ganz abgehende Regimentsart geklaget hat."

Und ſelbſt noch im 18ten Jahrhundert, wo factiſch die Rechte der Landſtände faſt ganz zu Grunde gegangen waren, hielten unſere tüchtigſten Staatsrechtslehrer wenigſtens theoretiſch an ihrer früheren Bedeutung feſt. Moſer liefert in allen ſeinen Werken Belege dazu. Ich führe nur eine Stelle aus ſeiner Schrift von der Reichsſtände Landen an. Nachdem er bewieſen, daß die Stände das Recht der Mit-Einwilligung hätten, ſagt er S. 241.

„Wenn daher einige deutſche Regenten nunmehr den Grundſatz entweder bloß ipso facto aufſtellen, oder auch kein Bedenken tragen, es in ihren Anträgen oder Reſolutionen zu äußern, daß den Landſtänden nichts, denn gloria obsequii und das bloße ministeriale übrig bleibe und zuſtehe, nämlich Werkzeuge abzugeben, dasjenige was der Herr will und befiehlt, zu vollſtrecken, zu repartiren, einzuziehen und ihm zu liefern, ſo handeln ſolche Regenten nicht nach Recht und Billigkeit, ſondern widerrechtlich und gewaltſamer Weiſe.“

Halten wir nun unſern alten landſtändiſchen Verfaſſungen das Repräſentativſyſtem gegenüber, wie es in Deutſchland ſich geſtaltet hat, ſo müſſen wir zugeſtehen, daß bei dieſem weit weniger freie Elemente ſind, als in jenen geweſen.

Nach dem Repräſentativſyſtem iſt im Fürſten die ganze Staatsgewalt vereinigt, und Alles geht von ihm aus. Er iſt unverletzlich, unverantwortlich. Er ſtellt alle Beamten an, ſowohl die bei der Adminiſtration, als bei der Juſtiz. Die Stände, allerdings frei vom Volke gewählt, haben doch nicht ſo viel Rechte, um den Volkswillen entſchieden zu vertreten. Sie werden vom Fürſten zuſammenberufen: ſie beſprechen nur die Dinge, die ihnen der Fürſt vorlegt: ſie haben aber kein

Recht, ſelber Dinge vorzubringen, zu beſprechen und zu entſcheiden, auch wenn ſie noch ſo ſehr Bedürfniß des Landes wären. Sie haben wohl das Recht, die Vorſchläge, die ihnen der Fürſt vorlegt, zu modificiren, Aenderungen daran zu machen: aber es ſteht dem Fürſten frei, ſie anzunehmen, oder nicht. Sie haben zwar das Recht, Steuern zu bewilligen: aber ſie haben nicht das Recht, ſie zu verweigern. Der Fürſt darf zwar ohne Einwilligung der Stände keine neuen Geſetze erlaſſen, keine alten abändern, allein er hat das Recht, einen Landtag nach dem andern aufzulöſen, ohne daß er hier an irgend eine Schranke gebunden wäre. Zwar ſind die Miniſter verantwortlich für die Regierung, und die Stände haben das Recht, ſie in Anklagezuſtand zu verſetzen, wenn ſie die Verfaſſung verletzt haben. Fällt es aber dem Fürſten ein, die Verfaſſung gänzlich aufzuheben, wornach auch die Verantwortlichkeit der Miniſter wegfällt, ſo kann das Volk rechtlich nichts dagegen machen. Denn der Monarch iſt heilig und unverletzlich. Und wollte man etwa den Bundestag darum angehen, ſo weiß man, was von da zu erwarten iſt. Der ſchlagendſte Beweis iſt Hannover.

Wollten nun wir einen Vergleich zwiſchen unſeren alten landſtändiſchen Verfaſſungen und dem Repräſentativſyſtem in Deutſchland anſtellen, ſo würde dieſer

freilich ganz anders lauten, als der, den wir am Eingange dieſes Aufſatzes mitgetheilt. Wir würden folgende Unterſcheidungspunkte einander entgegenſetzen.

Die landſtändiſchen Verfaſſungen betrachten den Fürſten als einen einfachen Menſchen, mit dem die Stände Verträge ſchließen, wie mit einem andern Privatmann, dem ſie entgegentreten, wenn er ſie bricht, den ſie wohl auch zwingen, ſie zu halten. Das Repräſentativſyſtem betrachtet den Fürſten als ein höheres Weſen, als Repräſentanten einer Idee, als moraliſche Perſon, als heilig, unverletzlich und unverantwortlich.

Die alten Landſtände ziehen vor ihr Forum alle öffentlichen Verhältniſſe, in welchem nur irgend eine Beziehung zwiſchen Fürſt und Volk ſtatt findet: ihr Wirkungskreis iſt nicht abgegränzt: ſie verlangen Abſtellung von Mißbräuchen, Gewährung oder Anerkennung neuer Rechte in allen Verhältniſſen, in allen Lagen: ihr einziger Maßſtab iſt das Bedürfniß. Das Repräſentativſyſtem hat um die Rechte der Stände gegenüber dem Fürſten eine ziemlich enge Schranke gezogen.

So verlangten die alten Landſtände, wenn ſie es für nothwendig hielten, Theilnahme an der Wahl der höheren Beamten. Das Repräſentativſyſtem überläßt das Recht, die Beamten zu wählen, allein dem Fürſten.

So iſt bei der landſtändiſchen Verfaſſung die

Recht, selber Dinge vorzubringen, zu besprechen und zu entscheiden, auch wenn sie noch so sehr Bedürfnis des Landes wären. Sie haben wohl das Recht, die Vorschläge, die ihnen der Fürst vorlegt, zu modifizieren, Aenderungen daran zu machen: aber es steht beim Fürsten frei, sie anzunehmen, oder nicht. Sie haben zwar das Recht, Steuern zu bewilligen: aber sie haben nicht das Recht, sie zu verweigern. Der Fürst hat zwar ohne Einwilligung der Stände keine neuen Gesetze erlassen, keine alten abändern, allein er hat das Recht, einen Landtag nach dem andern aufzulösen, ohne daß er hier an irgend eine Schranke gebunden wäre. Zwar sind die Minister verantwortlich für die Regierung, und die Stände haben das Recht, sie in Anklagezustand zu versetzen, wenn sie die Verfassung verletzt haben. Fällt es aber dem Fürsten ein, die Verfassung gänzlich aufzuheben, wornach auch die Verantwortlichkeit der Minister wegfällt, so kann das Volk rechtlich nichts dagegen machen. Denn der Monarch ist heilig und unverletzlich. Und wollte man etwa den Bundestag darum angehen, so weiß man, was von da zu erwarten ist. Der schlagendste Beweis ist Hannover.

Wollten nun wir einen Vergleich zwischen unseren alten landständischen Verfassungen und dem Repräsentativsystem in Deutschland anstellen, so würde dieser

freilich ganz anders lauten, als der, den wir am Eingange dieses Aufsatzes mitgetheilt. Wir würden folgende Unterscheidungspunkte einander entgegensetzen.

Die landständischen Verfassungen betrachten den Fürsten als einen einfachen Menschen, mit dem die Stände Verträge schließen, wie mit einem andern Privatmann, dem sie entgegentreten, wenn er sie bricht, den sie wohl auch zwingen, sie zu halten. Das Repräsentativsystem betrachtet den Fürsten als ein höheres Wesen, als Repräsentanten einer Idee, als moralische Person, als heilig, unverletzlich und unverantwortlich.

Die alten Landstände ziehen vor ihr Forum alle öffentlichen Verhältnisse, in welchem nur irgend eine Beziehung zwischen Fürst und Volk statt findet: ihr Wirkungskreis ist nicht abgegränzt: sie verlangen Abstellung von Mißbräuchen, Gewährung oder Anerkennung neuer Rechte in allen Verhältnissen, in allen Lagen: ihr einziger Maßstab ist das Bedürfniß. Das Repräsentativsystem hat um die Rechte der Stände gegenüber dem Fürsten eine ziemlich enge Schranke gezogen.

So verlangten die alten Landstände, wenn sie es für nothwendig hielten, Theilnahme an der Wahl der höheren Beamten. Das Repräsentativsystem überläßt das Recht, die Beamten zu wählen, allein dem Fürsten.

So ist bei der landständischen Verfassung die

Rechtspflege ein Volksrecht, als welches sie neuerdings auch Höpfl faßte, [1]) und die Stände machen es sich zum wesentlichen Geschäft, Aufsicht darüber zu führen u. Bei dem Repräsentativsystem sind die Gerichte zwar unabhängig, aber die Beamten werden vom Fürsten gewählt, besoldet, können versetzt werden, und sind daher doch nicht ganz unabhängig.

Bei der landständischen Verfassung haben, wie sich nach dem oben angeführten Grundsatze von selbst gibt, die Stände das Recht der Initiative: beim Repräsentativsystem hat dieß nur der Fürst.

Bei jener können die Stände, wenn der Fürst ihren Wünschen und Forderungen nicht [illegible] Steuern verweigern: bei diesem ist es nicht der Fall.

Bei jener haben die Stände eine bedeutende Stimme in Bezug auf die äußeren Verhältnisse, auf Krieg und Frieden: im Repräsentativsystem ist dieß Alles Sorge des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten.

Bei jener dürfen die Stände sich von selbst versammeln, wenn es dem Fürsten etwa einfallen sollte, sie nicht zusammenzurufen und sie eingehen zu lassen: beim Repräsentativsystem dürfen sie es nicht.

---

1) In seinen Grundsätzen des allgemeinen und des constitutionell-monarchischen Staatsrechts. Heidelberg bei Winter. 1841.

Endlich wenn der Fürst die Verfassung verletzen oder aufheben sollte, haben die alten Stände das Recht, gegen ihn aufzustehen, bewaffneten Widerstand zu leisten, oder die höhere Obrigkeit, den Kaiser, anzurufen, welcher in der Regel die landständischen Gerechtsame sehr entschieden gegen die Eingriffe der Fürsten vertheidigte: beim Repräsentativsystem haben die Stände und das Land nichts weiter zu thun, als sich Alles gefallen zu lassen.

Und nun könnte man freilich noch einen Unterschied angeben, den wir bisher noch gar nicht berührt haben: nämlich, daß bei der alten landständischen Verfassung das Volk nur nach Ständen (Adel, Geistlichkeit, Bürger, Bauern) vertreten wird, während beim Repräsentativsystem der Unterschied der Stände gänzlich wegfällt, so daß denn auch der Deputirte nicht der eines besonderen Standes, sondern der der Allgemeinheit ist. Und dieß scheint der einzige Vortheil zu sein, den das Repräsentativsystem in Deutschland vor den alten landständischen Verfassungen voraus hat. Zugleich aber hat dieß die Inconvenienz, daß die Repräsentanten ihren Wählern nicht verantwortlich sind, indem sie ja nicht diese, sondern die Allgemeinheit vertreten sollen. Denn nun kann der Repräsentant auf Kosten seiner Wähler schlechte Streiche machen, kann seine Stimme verkaufen und drgl. mehr. Bei der landständischen Verfassung

hingegen wurde immer Einer aus der zu vertretenden Corporation geschickt, von dem man wußte, daß er [illegible] Interessen wahrte, und der sich auch hütete, es nicht zu thun, weil man ihn sonst als einen Ehrlosen gebrandmarkt hätte.

Wenn nun aber gesagt wird, dort, in der landständischen Verfassung, sei keine Einheit gewesen, indem eines Theils die Stände mit ihren Sonderinteressen sich gegenüber gestanden, andern Theils ein Zwiespalt zwischen Fürst und Volk leicht möglich gewesen wegen des Widerstandsrechts und anderer ähnlicher Privilegien, so ist dieß allerdings wahr. Aber es fragt sich nur, ob es darauf ankommt, im Staate die Einheit durchzuführen, oder vielmehr tüchtige politische Zustände factisch herzustellen und zu erhalten.

Erschrecke man nur nicht so sehr vor Kampf! Ueberall, wo Leben ist, muß Kampf sein. Je heftiger dieser, je gesunder jenes. Die schönsten großartigsten Zeiten sind es durch den Widerstreit einander sich bekämpfender Elemente gewesen. Die griechischen Republiken, Rom, die Städte Italiens im Mittelalter, die unsrigen — sind lauter Beweise dafür. Und wie? Ist etwa im Repräsentativsystem kein Kampf? kein Anlaß zu Streit und Entzweiung? Trotz der gerühmten Einheit bietet doch die Geschichte der letzten Jahre auf jedem Blatt einen neuen Beleg zu dieser Behauptung.

Der Unterschied zwischen dem Repräsentativsystem mit Einheit und der landständischen Verfassung ohne dieselbe ist nur der, daß diese die Sache beim rechten Namen nennt, während jenes sie verkleistert und übertuscht.

Und so kommen wir denn noch einmal auf den Satz zurück, den wir schon mehrmals ausgesprochen haben, daß Theorien uns nichts helfen können: Alles beruht nur auf einem tüchtigen politischen Bewußtsein und politischen Takte, wenn wir es im Staate zu etwas bringen wollen. Und das sollten wir von unseren Vorfahren lernen: denn beides ist ihnen nicht abzusprechen. Ueberhaupt dürften wir uns gratuliren, wenn wir die Rechte der alten Landstände wieder hätten, natürlich modificirt nach den Bedürfnissen der Zeit.

Und nun werden die Leser wohl einsehen, wie absurd es ist, auf die alten landständischen Verfassungen den Absolutismus gründen zu wollen. Es kann keine schlechtere Grundlage für diesen geben. Zugleich aber spreche ich den Wunsch und die Hoffnung aus, daß diejenigen der Leser, welche, der freieren Richtung angehörend, das Nationale bisher gering geschätzt haben, weil es ihnen in der Regel in Verbindung mit anderen Tendenzen erschienen war, von dieser Geringschätzung zurückkommen mögen.

Anhang.

Auszüge aus Ludwig Veit von Seckendorff's deutschem Fürstenstaat.

S. 59. „Ueberdieß aber und insonderheit sind auch etliche gewisse Hauptsachen, die der Landesherr in seiner Regierung gegen alle seine Unterthanen nicht allein Gewissens halber und bei der Verantwortung, die einstens der höchste Gott von ihm fordern wird, sondern auch äusserlicher verbindlicher Schuldigkeit wegen in Acht nehmen muß, entweder, daß er oder seine Vorfahren es also versprochen und zugesagt, oder ihnen in allgemeinen deutschen Rechten und Satzungen auf diese Masse auferleget oder dem alten Herkommen also gemäß ist."

S. 62. „Fielen auch bei solchen Befugnissen und Vorbehältnissen der Unterthanen solche Umstände vor, daß nach Gelegenheit der Zeiten und Läuften ein

anderes, als vor Alters Herkommen, zu ergreifen sein wollte, als denn öfters mit Steuern und Anlagen zu geschehen pflegt, da gebühret sich's, daß der Landesherr seine Landstände darüber vernehme und mit ihrer Einwilligung handle, damit sie widrigenfalls sein Vornehmen nicht widersprechen und etwa in schwere Mißhelligkeiten und Rechtfertigungen mit ihm gerathen. Es sind zwar dieses beschwerliche lectiones vor die Höflinge, welche oftermals einen Landesherrn zu vielen höchst nachtheiligen Dingen und Hintansetzung der Landstände verleiten und dergleichen öffentlich in die Welt zu schreiben sich nicht scheuen, worüber doch Mancher mit seinem höchsten Schaden Lehrgeld geben muß, wie man das mit neueren merkwürdigen Exempeln erweisen kann."

S. 127.. „Wir haben schon an seinem Orte berührt, durch was vor Anlassung die Menschen sich in bürgerliche Gesellschaften zusammengethan und Republiken errichtet haben, und daß Solches aus dem Willen und Vergleich der einzelnen Hausväter ursprünglich herrühre. Woraus denn ferner folget, daß diejenige Regimentsart, in welcher ein Souverän mit seinen Unterthanen und Ständen über die wichtigsten Angelegenheiten des Landes berathschlaget, die natürlichste und ordentlichste seie. Zwar weiß ich wohl, daß viele Schmeichler hierinnen anderer Meinung sind. Alleine vor itzo zu geschweigen, daß ich nicht sehe, was einem

großen Herrn aus solcher widrigen Doctrin vor ein Vortheil zuwachsen könne, so ist mit vielen Gründen darzuthun, daß solche Principia auf schlechten Füssen stehen. Nur etwas Weniges davon zu berühren, so ist ja ein jeder souveräner Herr und demselben gleich geachteter deutscher Landesfürst alle Pacta und Vergleiche, also auch die darauf ruhende Rechte seiner Unterthanen nach dem natürlichen Gesetze, von welchem kein Mensch in der Welt befreiet, zu halten verpflichtet. — — — Thun demnach vertraute Ministri nicht wohl, die ihren Herrn zu solchen Dingen verleiten, und weil sie eines Theils demselben darunter übel vorstehen, auch öfters in den größten Schaden bringen, anderntheils auch die armen Unterthanen kränken, so ist es kein Wunder, wenn Gott darnach mit einer realen Predigt kömmt und verhänget, daß ein solcher Peryllus in seinem eigenen inventirten Ochsen verbrennen muß."

Additiones. S. 84. „Ist also einem jeden Regenten nichts nützlicher, als entweder von seinen Ständen oder von getreuen Räthen und Dienern guten Rath anzunehmen und die liebe Wahrheit zu hören. Denn so ihm solche verhalten oder mit unnöthem falschen Anstrich und Kleister vorgeführt wird, daß er deren natürliche Schönheit nimmer oder selten erkennen kann, so fället er darüber in den eigenen Willen, zu seinem und seiner Unterthanen höchstem Unglück und Schaden,

lernet ſich gleichſam für einen Gott halten, fället Alles oder das Meiſte auf ſeine Inclination; und zu ſolchen verderblichen Gedanken helfen oft geiſt- und weltliche Diener und zwar zum Theil wider ihr beſſer Wiſſen und Gewiſſen, auch zu ihrem eigenen Schimpf und Schaden. Denn ſie erfahren, wie ſchwer hernach dieſe Einbildungen einem Herrn wieder abzunehmen ſeien. Wo auch gleich ein Regent öfters anläuft und ſeine ſelbſt beliebte Anſchläge und Einfälle ohne Nutzen und Succeß findet, ja wohl in vergebliche Koſten und große Gefahr darüber geräth, ſo iſt es doch ſehr ſchwer und gehöret große Treue und Herzhaftigkeit darzu, dem Herrn ſeine eitle und betrügliche Gedanken und augenſcheinliche Fehler fürzuſtellen und ihm zu zeigen, daß er nichts weniger, als andere Menſchen, gefehlet und geirret habe, und dahero weit beſſer und ſicherer gegangen wäre, wo er den Abgott des eigenwilligen Regiments aus dem Tempel ſeines Gemüths ausgetrieben und ſich in reifem Rath durch redliche Diener und Stände hätte überſtimmen laſſen, wie denn der löbliche Kaiſer Antoninus ſagte: Es ſei weit beſſer, anſtändiger und verantwortlicher, daß er, der Kaiſer, ſo viele Räthe und Freunde, wie er ſie nannte, Rath und Meinung folgte, als daß ſo viel redliche Leute nach ſeinem Kopfe allein ſich richten ſollten." —

S. 89. „Was aber aus eigenwilligen Reſolutionen

für schädliche Wirkungen erfolgen, das darf keiner Ausführung. Selten ist ein Regiment, Land, Fürstenthum und Königreich zu scheitern gangen, höret man irgendwo Klage derer auf das Aeußerste erschöpften und gepreßten Leute oder bedrängter Nachbarn, da nicht der Eigensinn oder Verachtung guten Raths zur Ursache mit angeführt würde. Denn ob es wohl zwei Hauptübel sind, welche aus dem Brunnen der Gottlosigkeit entspringend, alle Regiment verderben, luxus et avaritia, einmal nämlich die Verschwendung, Pracht, Leichtfertigkeit, Faulheit, Müssiggang, Wollust, oder wie man es sonst miteinander begreifen aber nicht wohl mit einem Wort nennen kann und dann zum Andern Geiz, Gewalt, Rauberei, Aussaugung und Unterdrückung der Unterthanen: so fügen sie sich doch so artig zusammen, daß selten eines ohne das andere zu finden; öfters, wie es die Historien und Erfahrung gegeben, ist der Regent zum Müssiggang, äußerlichem Pracht und Wollüsten geneigt. ꝛc. ꝛc."

Rußland

und

das Slaventhum.

1842.

Einleitung.

Es ist noch nicht gar lange her, daß wir Deutsche kein freies Wort über Rußland reden durften. Die Sympathie zwischen der russischen und unseren Regierungen schien so groß zu sein, daß Alles, was gegen jene gesagt wurde, so viel galt, als wenn es gegen diese gesagt gewesen wäre. Rußland durfte uns weiß machen — und Deutsche haben es nachgesagt, — daß es der sicherste und beste Garant für unsere Freiheit, Unabhängigkeit und Bildung sei, daß es auf der Welt nichts mehr wünsche, als unser Wohl, und daß, um dieses befördern zu können, nichts nothwendiger sei, als sein steigender Einfluß in unsere inneren Angelegenheiten. Ja, Rußland durfte bei uns Schriften drucken lassen, in denen es ganz offen sein Streben nach einer

Universalmonarchie aussprach. Wir Deutsche aber durften nichts dagegen thun: uns war es nicht erlaubt, durch die Presse unsere Nationalität gegen russische Einflüsse zu wahren. Denn unerbittlich strich die Censur alle Artikel, die eine etwas freiere Sprache zu Gunsten unserer Nationalunabhängigkeit gegen Rußland redeten. Wie weit unsere Erniedrigung in diesem Punkte ging, mag folgende Thatsache beweisen. Ein Russe oder vielmehr ein Deutscher, der in russischem Solde stand, konnte es wagen, sich mißbilligend darüber zu äußern, daß es in einer deutschen Universitätsstadt noch deutsche Patrioten gebe, durfte, mitten unter Deutschen erklären, er wolle dieß, daß es deutsche Patrioten in jener Stadt gebe, dem russischen Kaiser referiren: der dann die geeigneten Maßregeln ergreifen werde, um bei den deutschen Regierungen die Universität wieder in Verruf zu bringen!

Diese Zeiten sind jedoch Gottlob! vorüber. Und wir verdanken eine Aenderung in dieser Beziehung vorzugsweise Preußen, das durch seine kräftige Stellung, die es neuerdings gegen Rußland eingenommen, die Losung gegeben zu haben scheint, daß wir auch gegen das große slavische Reich hin unsere Nationalität wahren dürfen.

Jetzt fällt es Niemanden mehr ein, den Phrasen der Russen von der Liebe zum Weltfrieden, von der Liebe zur Unabhängigkeit Deutschlands u. dgl. Glauben zu schenken: jetzt zweifelt im Gegentheile Niemand mehr daran, daß Rußland universalmonarchische Tendenzen verfolge, und daß wir Deutschen mit die Ersten sein würden, die davon berührt wären. Ja, Manche glauben sogar, daß die Russen dergleichen Entwürfe nicht nur ausführen wollen, sondern daß sie es auch können, indem sie behaupten, daß überhaupt der slavisch-russische Stamm jetzt erst seine Größe entfalten und ohngefähr dieselbe Bedeutung in Bezug auf Macht und Bildung erreichen werde, welche bisher der germanische Stamm entwickelt habe.

Ich habe diese Ansicht ironisch besprochen in der Recension von Gurowskis „Rußland und die Civilisation," zuerst abgedruckt in den deutschen Jahrbüchern vom 28. und 29. Januar 1842, hier in dem folgenden ersten Aufsatze enthalten.

Allein der Gegenstand ist zu wichtig, als daß er mit einem Scherz abgethan werden könnte, zumal da nicht bloß russisch Gesinnte jene Ansicht haben, sondern auch solche, welche keineswegs die russische Uebermacht wünschen, endlich Männer, denen man weder

Geist noch Kenntnisse absprechen kann, sondern welche beide in nicht geringem Grade besitzen. Ich habe daher der scherzhaften noch eine ernsthafte Abhandlung über diesen Gegenstand beigefügt, mit dem Titel: „Die Stellung Rußlands zu Europa und Deutschland in Gegenwart und Zukunft."

I.

Politiſche Satire.

Rußland und die Civiliſation.

Von dem Grafen A. Gurowski. Leipzig 1841. Heinrich Hunger.

Es iſt neuerdings oft die Anſicht ausgeſprochen worden, daß jetzt die Zeit der politiſchen Satire gekommen ſei: es ſei Schade, daß ſo wenig Talente ihre Kräfte auf dieſe Branche der Literatur werfen: denn gerade in ihr könne jetzt noch am Meiſten gethan werden. Vorliegendes Buch erfüllt nun dieſen Wunſch und zwar in einem hohen Grade, nicht nur, was den Gegenſtand anbelangt, ſondern auch in Bezug auf die Art und Weiſe, wie es ihn durchgeführt.

Der Verfaſſer hat ſich nämlich zur Aufgabe geſtellt, das Streben Rußlands nach einer Univerſalmonarchie und deſſen moraliſche und welthiſtoriſche Berechtigung dazu zu perſifliren. Wer wollte nun läugnen,

daß der Verfaſſer hierdurch einen Punkt berührt, welcher in das innerſte Leben der gegenwärtigen Politik und insbeſondere in das innerſte Leben der deutſchen Nation eingreift! Jetzt gerade, wo durch unſere weſtlichen Nachbarn unſere Nationalität wieder in einem ſo hohen Grade aufgeregt worden iſt, wo das deutſche Volk ſich beinahe wieder als eine Nation fühlt, wo die Fürſten dieſen nationalen Aufſchwung nicht nur gelobt, ſondern unterſtützt haben, und ſelber als deſſen Vertreter erſchienen ſind, jetzt gerade iſt es ſehr an der Zeit, daß unſere volksthümlichen Seelen auch gegen den Oſten hin gewendet werden. Denn das neu erwachte Nationalgefühl hatte doch wohl nicht den Sinn, daß wir unſere Freiheit und Unabhängigkeit bloß gegen den Weſten hin zu vertheidigen hätten, nicht aber gegen den Oſten? Es wäre wenigſtens eine lächerliche deutſche Nationalität, welche ſich bloß gegen franzöſiſche Einflüſſe ſicher zu ſtellen ſuchte, und dafür ſlaviſche Elemente in ſich aufnähme oder ſich dieſen gar unterwürfe. Im letzteren Falle würden wir doch immer noch die Franzoſen vorziehen, mit denen wir in Bildung, Sitte und Politik bei Weitem mehr gemein haben, als mit den Slaven, die in Allem ſchnurſtracks uns entgegen ſtehen.

Was nun die Art und Weiſe betrifft, wie der Verfaſſer ſeinen Gegenſtand durchgeführt, nämlich ſatiriſch, ſo müſſen wir dieſe ganz vorzüglich nennen. Er

ſtellt ſich natürlich auf den ruſſiſchen Standpunkt, aber er hat dieſen ſo gut getroffen, daß man im erſten Augenblicke wirklich meint, es ſei Alles ſein Ernſt, was er ſagt, und es ſei ein ganz eingefleiſchter Ruſſe, der die Schrift geſchrieben oder wenigſtens dictirt habe. Bei näherer Betrachtung aber muß man dieſe Anſicht aufgeben. Denn der Verfaſſer lobt auf der einen Seite Rußland ſo außerordentlich und ſchreibt ihm Dinge zu, die erweislich ganz falſch ſind: auf der andern aber bringt er in das allgemeine Lob, wahrhaft mephiſtopheliſch, auf einmal Thatſachen herein, die beſonders durch die naive Weiſe, wie ſie vorgebracht ſind, das ganze Lob über den Haufen werfen müſſen. Wer übrigens noch daran zweifeln wollte, daß das Buch eine Satire ſei, den verweiſe ich auf S. 200, wo es wörtlich heißt: „Rußland in ſeinem Eroberungsgange hemmen wollen, heißt ſich gegen den göttlichen Willen auflehnen, ſich der Läſterung gegen Gott und die Menſchheit ſchuldig machen; es heißt, die Finſterniß ſtatt des Lichtes wünſchen, das Böſe ſtatt des Guten, die wilde Barbarei ſtatt der Cultur, den Götzendienſt ſtatt des Evangeliums.“ Wie iſt zu glauben, daß die ruſſiſche Regierung, deren feine Politik ſo ſehr geprieſen wird, auf eine ſo grobe Weiſe Proſelyten werben läßt! Und als gewiß muß man doch annehmen, daß das Buch, wäre es wirklich im ruſſiſchen Sinne geſchrieben, jedenfalls

der Regierung zur Genehmigung vorgelegt worden wäre! Jetzt noch dazu, wo die deutſche Nationalität ſo aufgeregt iſt — und auf Deutſchland iſt die Schrift doch berechnet — wäre es eine ſehr unpaſſende Zeit, mit ſolchen Meinungen hervorzutreten. Mußten nicht Fürſten und Völker bei der drohenden franzöſiſchen Invaſion an den Rheinbund denken und an die Schmach, die daran geknüpft war? Muß nicht — durch eine ſehr begreifliche Ideenverbindung — in Bezug auf Rußland eine ähnliche Beſorgniß erwachen, wenn man mit ſolchen abenteuerlichen Behauptungen heranrückt? Nein! ich halte die ruſſiſche Regierung für zu klug, als daß ſie ein ſolches Buch ſchreiben läßt, ich bleibe daher bei meiner Behauptung, daß die Schrift eine Satire ſei.

Dieſe Anſicht werden die Leſer noch mehr mit mir theilen, wenn ich ihnen den Inhalt der Schrift etwas ausführlicher dargelegt habe.

Der Verfaſſer beginnt folgendermaßen. Bisher hätte es zwei „Exiſtenzen" der Civiliſation gegeben, die lateiniſche oder römiſche, und die germaniſche. Die dritte, von Rußland repäſentirt, beginne jetzt, und die Vorſehung habe Rußland ſo lange aufgeſpart, bis der rechte Zeitpunkt gekommen ſei. Der Occident thue ſehr Unrecht, in Rußland nur die materielle Kraft zu ſehen und nicht auch die höheren geiſtigen Kräfte. Sowohl in materieller, wie in moraliſcher Beziehung ſei Rußland

reif, und diejenigen wären blind, welche diese Reife nicht erkennen wollten, ja diesem Staate sogar eine ungeheure Sündfluth prophezeihten, während jetzt erst die Zeit gekommen, daß er seine Lebenskraft vollständig entfalten könne. Schon in früheren Zeiten habe Europa gewissermaßen den Russen seine Civilisation zu danken: und Karl Martell, Karl der Große haben kein größeres Verdienst durch die Besiegung der Saracenen um die Erhaltung der abendländischen Cultur, als die Russen, welche mit den Tartaren, Hunnen, Bulgaren und vielen andern Barbaren — in beständigem Kampfe gelegen seien (und, fügen wir hinzu, sich von ihnen haben besiegen lassen, wie z. B. von den Mongolen, unter deren Herrschaft sie zwei Jahrhunderte schmachteten, während sie von den deutschen Grenzen siegreich abgeschlagen worden sind). Wie weit aber gegenwärtig die Russen in der Civilisation gekommen seien, trete ganz klar aus den verschiedenen Elementen hervor, aus denen jenes Reich zusammengesetzt wäre.

Gleich in der Schilderung dieser Elemente entwickelt nun der Verfasser ein bedeutendes satirisches Talent. Es ist nach ihm in Rußland Alles so vortrefflich, so ausgezeichnet, so vollkommen, daß wir uns in eine neue Welt versetzt glauben: wir meinen, ein neues Utopia sei erstanden, in welchem alle die schönen Träume von Menschen und Einrichtungen, wie sie sein sollten, wie

alle ceremoniellen Gebräuche ängſtlich mitmache. Endlich — und hier zeigt der Verfaſſer recht ſeinen Pferdefuß — ſei es einer der größten Vorzüge der ruſſiſchen Kirche, daß ſie ſeit Jahrhunderten immer dieſelbe geblieben: ſie habe keine dergleichen Erſchütterungen erlebt, wie die abendländiſche: ſie habe Alles immer hübſch beim Alten gelaſſen, ſie habe den Zweifel bei ſich nicht aufkommen laſſen, welcher das religiöſe Leben und den blinden Glauben zerſtöre, ſie habe demnach keine Entwicklung gehabt, und eben darum ſei ſie vorzüglicher als die abendländiſchen, wo, wie bekannt, ein außerordentlich reges Treiben auf dem Gebiete der Religion und Philoſophie ſtattfinde, von welchem die gute ruſſiſche gar keine Ahnung habe.

Von der Geiſtlichkeit kommt der Verfaſſer zur „Macht," wie er den Kaiſer nennt. Da er dieſe aber ſpäter noch einmal beſpricht, werden wir dort ſeine Anſichten darüber erörtern und gehen zu dem Stande der Bauern, dem Bürgerſtande und dem Adel über, welchen er nun ſeine Unterſuchungen zuwendet. Was nun die ruſſiſchen Bauern betrifft, ſo iſt bekannt genug, wie traurig ihr Loos iſt. Es mag zwar in neueren Zeiten etwas zur Erleichterung ihrer Lage gethan worden ſein: die Hauptſache aber iſt geblieben, nämlich daß ſie leibeigen ſind. Augenzeugen, die in Rußland gereist, verſichern einſtimmig, wie grauſam die Bauern von ihren

Herren behandelt werden, wie sie gar häufig Schläge bekommen, auch wenn sie nichts verbrochen, nur damit sie fortwährend in dem Bewußtsein ihrer Unterwürfigkeit erhalten werden. Auch diesen Stand schildert nun der satirische Verfasser als glücklich, ja er setzt ihn dem Stande der freien Bauern und Handwerker im abendländischen Europa bei Weitem vor. Denn der russische Herr betrachte seine Leibeigenen wie ein Vater seine Kinder, kein unschönes Wort, geschweige denn eine Züchtigung falle vor. Ferner dürften sie nach den neuesten Verordnungen nicht allein, sondern immer nur mit dem Grund und Boden, den sie bebauen, verkauft werden. Die Kronbauern, d. h. diejenigen, welche unmittelbar dem Kaiser gehören, seien gar glücklich daran: das seien, die Leibeigenschaft ausgenommen, ganz freie Leute: diese bildeten verschiedene Gemeinden, jede wähle ihre Beamten aus sich selbst, die natürlich von den Regierungsbeamten überwacht sind, und stehen an Glückseligkeit weit über unsern Bauern, „denn sie besitzen, was jene nicht haben, eine gesicherte Wohnstätte und einen Antheil am Ländergebiet, hinreichend für die ersten Bedürfnisse der Existenz.“ Hier hat nun der Verfasser die Ironie etwas zu weit getrieben. Unsere Bauern besitzen bekanntlich Antheil am Ländergebiet, und zwar nicht bloß einen uneigentlichen, wie in Rußland, sondern einen eigentlichen, nämlich als ihr Eigenthum-

Ganz vortrefflich finden wir es übrigens, daß der Verfaſſer unſern Handwerkern und Bauern ſo zu ſagen den Vorſchlag macht, in die Verhältniſſe der ruſſiſchen Leibeigenen zu treten. Er ſagt, die Handwerker, beſonders die Fabrikarbeiter in England und Frankreich ſtänden doch in einer Art Sklaverei, ihren Prinzipalen gegenüber, und weil die Verhältniſſe zwiſchen den Arbeitern und den Fabrikherren wirklich für die erſten ſehr drückend ſind, und vielleicht in materieller Beziehung, relativ nämlich, nicht mehr ausgeben, wie die der ruſſiſchen Bauern, ſo ſollten ſie ohne Weiteres die Freiheit aufgeben und Leibeigne werden! In der That, ein ganz köſtlicher Einfall!

Hierauf geht der Verfaſſer zu dem Bürgerſtande über, der in Rußland ebenfalls exiſtire, wiewohl man ſeine Exiſtenz geläugnet habe: die Städte wählten ihre Beamten, welche zugleich mit denen der Regierung die Geſetze und die Polizei auf die vortrefflichſte Weiſe handhabten. Die größte Aufmerkſamkeit aber wendet er dem Adel zu, welcher nach ihm auch weit über dem Adel im ſämmtlichen übrigen Europa ſteht. Der ruſſiſche Adel bildet die Intelligenz des Staats, iſt vorzugsweiſe für den Staatsdienſt beſtimmt. Doch können auch andere Individuen die höchſten Würden erſteigen, die eben dadurch den Adel erlangen. Der alte Adel ſieht dergleichen Eindringlinge nicht, wie der europäiſche,

mit Neid und Mißgunst an, sondern mit Freude und Wohlwollen. Denn er sieht selber ein, daß er nur durch seine persönlichen Tugenden den Stand, dem er angehört, auf das Beste repräsentiren kann: durch solche neue Talente wird ein edler Sporn der Nacheiferung geweckt, und niemals kann daher der russische Adel in Abspannung und Lethargie verfallen. Wie sehr der Verfasser hier das Wesen des russischen Adels getroffen, ironisch nämlich, kann Jeder sehen, der nur Gelegenheit gehabt, bei uns Mitglieder desselben zu beobachten, doch noch mehr in Rußland selbst, wo wir sehr genau wissen, welche Stufe der Intelligenz er eingenommen.

Nach den Ständen bespricht der Verfasser die Gesetze, welche ebenfalls ganz vortrefflich sind. Sie zeichnen sich aus durch eine merkwürdige Milde, wie denn z. B. die Todesstrafe abgeschafft sei, und dafür durchgängig die Knute eingeführt. Nur bei Majestätsbeleidigung und Aufruhr gelte jene noch. Selbst die Verweisung nach Sibirien, welche mit jeder Criminalstrafe verbunden sei, wäre weniger eine Strafe zu nennen, wie man bisher fälschlich geglaubt, sondern eher — wenigstens nach den Ausdrücken des Verfassers zu schließen — eine Belohnung: gewiß sei sie gar nicht in Vergleich zu stellen mit den Deportationen des übrigen Europa, der Himmel in Sibirien sei außerordentlich angenehm, und die dahin Abgeführten ständen mit dem Mutterlande

doch noch in einigem Verkehr, könnten die Lebensweise, die sie dort geführt, hier noch forttreiben! ꝛc. (Der Satirenschreiber hätte vielleicht für seinen Zweck noch besser gethan, uns Deutschen und anderen Europäern die Auswanderung nach Sibirien, anstatt nach Amerika zu empfehlen.) Allerdings haben die verschiedenen Klassen der Gesellschaft in den Gesetzen nicht gleiche Rechte, so mild und billig jene auch sind, aber dieser Uebelstand werde doch dadurch wieder aufgehoben, daß die Individuen in den Rechten beschützt werden, welche ihnen zukommen. (Denn wohlgemerkt! diese Bestimmung hat sonst keine andere europäische Gesetzgebung.)

Und nun kommt der Kaiser. Der Kaiser ist der Herr des Bodens mit Allem, was darauf existirt, lebt und sich regt, denn das ist das Grundprinzip der Selbstherrschaft. Er ist das lebendige Gesetz, erhält Alles in Harmonie, schützt Alles, gibt neue Gesetze, schafft die alten ab, da er das Alles am besten versteht. Denn er ist, wenn auch nicht gerade Gott selbst, doch wenigstens ein Ausfluß der Gottheit. Eben darum muß ihm auch die Leitung des Ganzen unumschränkt anvertraut sein. In der That wäre es sehr dumm, wenn das nicht der Fall wäre, denn Gott oder sein Statthalter weiß doch Alles viel besser, als die Anderen, die es nicht sind.

Nun hat sich der Kaiser oder die Macht in neuester Zeit besonders um das Unterrichtswesen sehr viel

bekümmert, und hat dieſes auf eine Stufe gehoben, gegen welche die abendländiſchen Schulen wohl ebenfalls zurückſtehen müſſen. Ueberall, im ganzen Reiche ſind Anſtalten errichtet, auf denen Jeder ſich zu der Carriere vorbereiten kann, die für ihn paſſend iſt. In dieſen Schulen wird nur auf das Nützliche und Brauchbare geſehen. Die claſſiſche Literatur wird wenig oder gar nicht berückſichtigt, und mit Recht, da die alten Schriftſteller in den Knaben nur extravagante Ideen erwecken würden, welche nicht mehr zu dem heutigen politiſchen Zuſtande und zur chriſtlichen Religion paſſen: augenſcheinlich werde das Heidenthum dadurch eingeführt. Hier im Unterrichtsweſen offenbart ſich ganz vorzüglich die göttliche Sendung der ruſſiſchen Monarchie. S. 60 ſagt der Verfaſſer: „Indem man betrachtet, wie die Macht arbeitet, um auf allen Richtungen und auf allen Wegen, über die ſie gebietet, die Aufklärung des menſchlichen Geiſtes zu verbreiten, erkennt man, daß ihre Weſenheit und ihr Urſprung aus einer überirdiſchen Quelle ſtammen.“ Da der Kaiſer der Statthalter Gottes iſt und daher faſt allwiſſend, ſo muß er auch am beſten einſehen, zu welcher Carriere das einzelne Individuum am geeignetſten iſt. Dieſem darf natürlich die Wahl ſeines Berufes nicht frei gelaſſen werden, ſondern die Alles vorausſehende Macht weist ihm väterlich die beſtimmte Richtung an, die er

einzuſchlagen habe — gleich von vornherein natürlich, ehe der Knabe noch ein Urtheil hat, wo er ſodann in irgend eine Schule geſchickt wird, in welcher er nicht mehr lernen darf, als zu ſeinem ſpeziellen Fache gehört — und hindert dadurch das Umſichgreifen allgemeiner oberflächlicher Kenntniſſe, welche den Staat nur verwirren können. Mir fällt hiebei die ruſſiſche Muſik ein. Das Eigenthümliche dieſer Muſik, wie ſie wenigſtens früher exiſtirte, beſtand darin, daß jedes Inſtrument nur einen einzigen Ton von ſich zu geben hatte. So iſt es auch mit den ruſſiſchen Lehrlingen. Sie ſollen nicht einmal ein ganzes Inſtrument, reſp. eine ganze Wiſſenſchaft lernen, ſondern nur einen einzigen Ton, einen einzigen Zweig derſelben. Ihr ganzes Leben lang haben ſie nichts weiter zu thun, als auf dieſem einen Tone zu ſpielen. Gewiß eine ſehr kurzweilige Unterhaltung, und bei Weitem den Einrichtungen des Occidents vorzuziehen! Auch wird dadurch am beſten die Aufklärung des menſchlichen Geiſtes verbreitet!

Es iſt begreiflich, daß auch die Preſſe nirgends ſchöner gehandhabt wird, als in Rußland. S. 69 ſagt der Verfaſſer: „In den Händen der Gewalt hat die Preſſe in Rußland bisher ihre Reinheit und folglich auch ihre ganze wohlthätige Wirkſamkeit bewahrt. Es iſt eine Waffe, welche ſie handhabte, und deren Schneide bis jetzt nicht dazu gedient hat, mehr oder minder

gefährlich zu verwunden, ſondern das Uebel auszuſchneiden, einen neuen Weg für die Aufklärung und die Civiliſation zu bahnen, und dieſe allmählig dem Verſtändniſſe ihrer Unterthanen zugänglich zu machen. Weit entfernt, aufregend und jedes Gefühl der Würde vernichtend zu ſein, iſt die Preſſe in Rußland ebenſo ſehr erhaltend, als fortſchreitend. Als wirkende Kraft der Religion und der Moral bewahrt und befeſtigt ſie in dem Herzen die heiligen Vorſchriften des Evangeliums und die Reinheit der Pflichten, welche daraus entſpringen. Als wirkende Kraft für die thätige Bewegung des menſchlichen Geiſtes öffnet ſie einen Zugang für alle Strahlen rationeller Aufklärung, aber ſie erhält dieſe rein von der verderblichen Verbindung, durch welche ſie oft durch falſche oder herabgeſunkene Geiſter beſudelt wird.“ — Rußland hat auch die beſte Literaturzeitung, nämlich die Monatsſchrift des Miniſteriums des öffentlichen Unterrichts. Dieſer kann kein andres wiſſenſchaftliches Journal in Europa das Waſſer reichen.

Schon aus dem Bisherigen vom Verfaſſer uns Mitgetheilten, muß hervorgehen, auf welch hoher Stufe der Civiliſation ſich Rußland befinde, dem übrigen Europa gegenüber. In dem Folgenden ſucht er nun darzuthun, wie eben deßhalb und noch aus anderen Gründen dieſes Reich ſich eine Obergewalt über die übrige Welt anmaßen dürfe. Er berückſichtigt zuerſt die Sprache.

Verglichen mit den andern ſlaviſchen iſt die ruſſiſche Sprache die ausgebildetſte. Die polniſche z. B. hat in ihrer höchſten Reinheit nicht einmal die Höhe, wie das ſchlechteſte Ruſſiſch, ein deutlicher Beweis, daß auch das ruſſiſche Volk weit über dem polniſchen ſtehe und zur Herrſchaft über daſſelbe berufen ſei. Die ruſſiſche Sprache vereinigt alle wiſſenſchaftlichen Reſultate des Occidents mit allen Reichthümern der orientaliſchen Einbildungskraft, vereinigt den europäiſchen, wie den aſiatiſchen Typus auf gleiche Weiſe in ſich und ſteht eben dadurch dem ganzen Europa und dem ganzen Aſien vor.

Die ruſſiſche Nation, fährt der Satiriker fort, iſt ſehr empfänglich für fremde Civiliſationen, ohne jedoch ſich ſelbſt zu verlieren. So tritt die germaniſche Cultur (an der ſich Rußland, ſeitdem es ſich einigermaßen aus der Barbarei herausgeriſſen, vorzugsweiſe herangebildet hat) allmählig zurück, während die urſprünglich ſlaviſche ſich immer mehr hervor thut. Und dieß iſt ſehr gut. Denn abgeſehen davon, daß die ſlaviſche oder ruſſiſche Cultur überhaupt über der germaniſchen ſteht, zeigt auch die Geſchichte, daß die Germanen zwar in Berührung mit den Römern befruchtend gewirkt haben: ſind ſie aber mit den Slaven zuſammengekommen, ſo haben ſie auf dieſe eher einen deprimirenden, als wohlthätigen Einfluß gehabt, wie dieß denn die Böhmen, die Polen, die Slaven in Illyrien und in Ungarn beweiſen, welche

ſich niemals haben ordentlich entwickeln können. (Dieß gilt beſonders von den Böhmen, welche bekanntlich erſt von der Zeit an zu einer nicht unbedeutenden Cultur gelangt ſind, als ſie in einer ſehr engen Verbindung mit Deutſchland geſtanden.) Hingegen die Berührung mit Rußland liefert ganz andere, erfreulichere Reſultate: es iſt wahrhaftig nicht anders: erſt durch Rußland leben die Völker eigentlich auf, es kommt Geiſt und Kraft in ſie, wie dieß insbeſondere die Polen beweiſen, auf welche die Berührung mit Rußland in jeder Beziehung befruchtend und wohlthätig gewirkt hat. Letztere Bemerkung macht der Verfaſſer zwar nicht, ſie liegt aber ſo nahe, daß man ſie ſich unwillkührlich ſelbſt ergänzen muß.

So ſcheint denn, ſagt der Verfaſſer S. 93, Rußland beſtimmt zu ſein, die Erbſchaft der Geſellſchaften oder Civiliſationen, welche ihr chronologiſch vorangegangen ſind, in Empfang zu nehmen. Aber ſein Geiſt kann durch keine derſelben erdrückt werden. Es wird den Kreis vollenden, den die Menſchheit durchläuft aber es wird ihn durch ſeine eignen Elemente vollenden. Der ruſſiſche Geiſt iſt groß und fruchtbar genug, um Alles durch ſich ſelbſt zu thun. Von den fremden Völkern nimmt er bloß auf, was er brauchen kann, denkt aber nicht daran, ſklaviſcher Nachahmer zu ſein. Vielmehr wird die Civiliſation, welche von nun an

erwacht, nur eine ſlaviſche Natur tragen, und höchſt wahrſcheinlich muß dann die europäiſche Cultur das ſlaviſche Gewand anziehen, ungefähr wie die ehemaligen römiſchen Provinzen das germaniſche angezogen haben.

Als einen der Hauptgründe aber, weßhalb Rußland vom welthiſtoriſchen Standpunkte aus das Recht habe, über die Erde eine Obergewalt auszuüben, führt der Verfaſſer deſſen autokratiſche Verfaſſung an.

Denn das liege doch auf platter Hand, daß alles Unglück und alle Verwirrung, welche in neueſter Zeit Europa betroffen habe, von nichts Anderem, als von den liberalen Ideen und von den Repräſentativverfaſſungen herrühre. Daran könne ja doch wohl Niemand zweifeln, daß alle Deputirten keine anderen Zwecke haben, als bloß ihren Vortheil und den ihrer Familien. Dieſen ſchlechten Deputirten gegenüber, welche immer nur Ränkereien anfingen, um im Trüben fiſchen zu können, ſeien nun die Regierungen gezwungen, Beſtechungen anzuwenden, denn auf andere Weiſe können ſie ſich nicht retten. Und ſo komme ein Syſtem von lauter Lügen und Intriguen heraus. Jede conſtitutionelle Verfaſſung wirke demnach demoraliſirend. Ueberhaupt aber, im ganzen Leben der Völker, habe der Liberalismus, jener Geiſt der Verneinung und des Tadels, die ſchlechteſten Früchte getragen, überall habe er nur Verwirrung und Zwieſpalt angerichtet, er habe

den guten alten Glauben zerstört, die Religion zu Grunde gerichtet, die Wissenschaft heruntergebracht und alles Schlechte begangen, was die neuere Zeit aufzuweisen habe.

Hält man nun diesem Liberalismus die Autokratie gegenüber, was ist das für eine ganz andere Sache! Von der Autokratie allein ist die Rettung und die Erhaltung Europa's zu hoffen. Kann man mit Recht von dem Liberalismus sagen, daß er aus Sümpfen und Schlamm hervorgekrochen und sich darein auch wieder verliere, so ist die Autokratie dem Himmel entsprungen und strebt auch wieder in den Himmel hinauf (S. 112). Wer könnte dieses läugnen! Darum ist die Autokratie auch die einzige Staatsform, in welcher die Menschheit ihre Bestimmung erreichen kann. S. 116: „die Menschheit nahm nie einen göttlichen Aufschwung, als unter dem Einflusse religiöser Gefühle oder unter der begeisternden Allmacht von dem Willen eines Einzigen; wenn aber das Menschengeschlecht (wozu natürlich der Autokrat nicht gehört) sich auf sich selbst stützt, wird es bald von der Kälte erfaßt und durchdrungen, es verschlechtert sich und erlischt. Es gibt dann keine Gesellschaft mehr, denn es existirt keine Autorität, sie zu verbinden, es gibt wohl noch Menschen, aber Menschen, die zu dem Zustande der Horden und der Schlächter herabgesunken sind."

Ganz vortrefflich finden wir es übrigens, daß der Verfaſſer unſern Handwerkern und Bauern ſo zu ſagen den Vorſchlag macht, in die Verhältniſſe der ruſſiſchen Leibeigenen zu treten. Er ſagt, die Handwerker, beſonders die Fabrikarbeiter in England und Frankreich ſtänden doch in einer Art Sklaverei, ihren Prinzipalen gegenüber, und weil die Verhältniſſe zwiſchen den Arbeitern und den Fabrikherren wirklich für die erſten ſehr drückend ſind, und vielleicht in materieller Beziehung, relativ nämlich, nicht mehr ausgeben, wie die der ruſſiſchen Bauern, ſo ſollten ſie ohne Weiteres die Freiheit aufgeben und Leibeigne werden! In der That, ein ganz köſtlicher Einfall!

Hierauf geht der Verfaſſer zu dem Bürgerſtande über, der in Rußland ebenfalls exiſtire, wiewohl man ſeine Exiſtenz geläugnet habe: die Städte wählten ihre Beamten, welche zugleich mit denen der Regierung die Geſetze und die Polizei auf die vortrefflichſte Weiſe handhabten. Die größte Aufmerkſamkeit aber wendet er dem Adel zu, welcher nach ihm auch weit über dem Adel im ſämmtlichen übrigen Europa ſteht. Der ruſſiſche Adel bildet die Intelligenz des Staats, iſt vorzugsweiſe für den Staatsdienſt beſtimmt. Doch können auch andere Individuen die höchſten Würden erſteigen, die eben dadurch den Adel erlangen. Der alte Adel ſieht dergleichen Eindringlinge nicht, wie der europäiſche,

mit Neid und Mißgunst an, sondern mit Freude und Wohlwollen. Denn er sieht selber ein, daß er nur durch seine persönlichen Tugenden den Stand, dem er angehört, auf das Beste repräsentiren kann: durch solche neue Talente wird ein edler Sporn der Nacheiferung geweckt, und niemals kann daher der russische Adel in Abspannung und Lethargie verfallen. Wie sehr der Verfasser hier das Wesen des russischen Adels getroffen, ironisch nämlich, kann Jeder sehen, der nur Gelegenheit gehabt, bei uns Mitglieder desselben zu beobachten, doch noch mehr in Rußland selbst, wo wir sehr genau wissen, welche Stufe der Intelligenz er eingenommen.

Nach den Ständen bespricht der Verfasser die Gesetze, welche ebenfalls ganz vortrefflich sind. Sie zeichnen sich aus durch eine merkwürdige Milde, wie denn z. B. die Todesstrafe abgeschafft sei, und dafür durchgängig die Knute eingeführt. Nur bei Majestätsbeleidigung und Aufruhr gelte jene noch. Selbst die Verweisung nach Sibirien, welche mit jeder Criminalstrafe verbunden sei, wäre weniger eine Strafe zu nennen, wie man bisher fälschlich geglaubt, sondern eher — wenigstens nach den Ausdrücken des Verfassers zu schließen — eine Belohnung: gewiß sei sie gar nicht in Vergleich zu stellen mit den Deportationen des übrigen Europa, der Himmel in Sibirien sei außerordentlich angenehm, und die dahin Abgeführten ständen mit dem Mutterlande

früher universalmonarchische Tendenzen gegeben. Sie konnten sich aber alle nicht halten, weil es mehr oder minder doch bloß physische Gewalt war, welche sie erzeugte. Heut zu Tage hat man nun wohl eingesehen, daß zur Herrschaft nicht mehr ein bloß physisches oder militärisches Uebergewicht genügt. Man muß ein Prinzip darstellen, und zwar ein Prinzip, das sich in der Gegenwart am meisten fühlbar macht. Man muß dem Prinzipe angehören, welches am meisten erhält und am wenigsten zerstört. Das ist die gegenwärtige Lage Rußlands Europa gegenüber. Eine erhaltende Ruhe ist jetzt das allgemeine Bedürfniß, diese ist nur möglich durch die Autokratie, und diese wiederum nur durch die Obergewalt Rußlands.

Die russische Universalmonarchie unterscheidet sich nun von den früheren beinahe in Allem auf eine höchst vortheilhafte Weise. Haben die früheren die Völker nur unterjocht — so reißt sie Rußland aus der Barbarei, bildet, civilisirt sie. Ohne Rußland sind sie äqual Null, durch Rußland aber sind sie alles Mögliche. Daraus schon sieht man, daß die russische Obergewalt keineswegs drohender oder angreifender Natur ist. Vielmehr schützt sie nur und gibt den Völkern und Staaten Glück und Herrlichkeit in Fülle. So verdankt Oestreich dem russischen Staate außerordentlich viel, und Preußen, das stolze Preußen ist alle seine Güter der Nachbarschaft

bekümmert, und hat dieſes auf eine Stufe gehoben, gegen welche die abendländiſchen Schulen wohl ebenfalls zurückſtehen müſſen. Ueberall, im ganzen Reiche ſind Anſtalten errichtet, auf denen Jeder ſich zu der Carriere vorbereiten kann, die für ihn paſſend iſt. In dieſen Schulen wird nur auf das Nützliche und Brauchbare geſehen. Die claſſiſche Literatur wird wenig oder gar nicht berückſichtigt, und mit Recht, da die alten Schriftſteller in den Knaben nur extravagante Ideen erwecken würden, welche nicht mehr zu dem heutigen politiſchen Zuſtande und zur chriſtlichen Religion paſſen: augenſcheinlich werde das Heidenthum dadurch eingeführt. Hier im Unterrichtsweſen offenbart ſich ganz vorzüglich die göttliche Sendung der ruſſiſchen Monarchie. S. 60 ſagt der Verfaſſer: „Indem man betrachtet, wie die Macht arbeitet, um auf allen Richtungen und auf allen Wegen, über die ſie gebietet, die Aufklärung des menſchlichen Geiſtes zu verbreiten, erkennt man, daß ihre Weſenheit und ihr Urſprung aus einer überirdiſchen Quelle ſtammen.“ Da der Kaiſer der Statthalter Gottes iſt und daher faſt allwiſſend, ſo muß er auch am beſten einſehen, zu welcher Carriere das einzelne Individuum am geeignetſten iſt. Dieſem darf natürlich die Wahl ſeines Berufes nicht frei gelaſſen werden, ſondern die Alles vorausſehende Macht weiſt ihm väterlich die beſtimmte Richtung an, die er

es möglich ist, nicht etwa bloß aus Eroberungssucht zu erobern, sondern lediglich aus Menschenliebe und Humanität: die armen Leute dauern die russische Macht in ihrer Barbarei und Rohheit: sie möchte sie gerne beglücken, zu einem schönern, angenehmeren Leben führen, und muß es wohl auch, da es Gott so will: denn Alles, was Rußland thut, thut es aus göttlichem Auftrag. Der russische Adler ist ein Verkünder der Wiedergeburt, daher muß noch ganz Asien dem russischen Scepter unterworfen werden. (S. 199.)

Nun wäre nur noch das dritte Buch zu besprechen, welches sich besonders mit den industriellen und mercantilischen Verhältnissen befaßt. Ich halte es aber für überflüssig, den Inhalt davon ausführlicher mitzutheilen, da es weniger Interesse gewährt, und die Leser schon aus dem Bisherigen erkannt haben werden, weß Geistes Kind der Verfasser ist. Auch durch dieses dritte Buch, wie durch die vorhergehenden, drückt sich überall die Ansicht des satirischen Verfassers aus, daß Rußland von der Vorsehung zu der Stellung, die es gegenwärtig einnehme, und zu der, welche es noch erstrebe, berufen sei: es steht unmittelbar unter Gott und vollzieht nur dessen Beschlüsse. Wer sich daher gegen Rußlands Entwürfe setze, setze sich zugleich gegen Gott und begehe dadurch den größten Frevel, der gedacht werden könne.

gefährlich zu verwunden, ſondern das Uebel auszuſchneiden, einen neuen Weg für die Aufklärung und die Civiliſation zu bahnen, und dieſe allmählig dem Verſtändniſſe ihrer Unterthanen zugänglich zu machen. Weit entfernt, aufregend und jedes Gefühl der Würde vernichtend zu ſein, iſt die Preſſe in Rußland ebenſo ſehr erhaltend, als fortſchreitend. Als wirkende Kraft der Religion und der Moral bewahrt und befeſtigt ſie in dem Herzen die heiligen Vorſchriften des Evangeliums und die Reinheit der Pflichten, welche daraus entſpringen. Als wirkende Kraft für die thätige Bewegung des menſchlichen Geiſtes öffnet ſie einen Zugang für alle Strahlen rationeller Aufklärung, aber ſie erhält dieſe rein von der verderblichen Verbindung, durch welche ſie oft durch falſche oder herabgeſunkene Geiſter beſudelt wird.“ — Rußland hat auch die beſte Literaturzeitung, nämlich die Monatsſchrift des Miniſteriums des öffentlichen Unterrichts. Dieſer kann kein andres wiſſenſchaftliches Journal in Europa das Waſſer reichen.

Schon aus dem Bisherigen vom Verfaſſer uns Mitgetheilten, muß hervorgehen, auf welch hoher Stufe der Civiliſation ſich Rußland befinde, dem übrigen Europa gegenüber. In dem Folgenden ſucht er nun darzuthun, wie eben deßhalb und noch aus anderen Gründen dieſes Reich ſich eine Obergewalt über die übrige Welt anmaßen dürfe. Er berückſichtigt zuerſt die Sprache.

II.

Die Stellung Rußlands zu Europa und Deutschland in Gegenwart und Zukunft.

Daß Rußland nach einer Universalmonarchie strebe, erhellt aus dem eben besprochenen Werke Gurowski's deutlich genug. Zugleich aber ersieht man daraus, daß die Russen diese Universalmonarchie nicht bloß von dem rohen Uebergewichte der Waffen abhängig machen wollen, sondern daß sie die Ueberzeugung hegen, es werde durch sie zugleich eine geistige Revolution bewirkt: durch sie beginne eine neue Epoche der europäischen Bildung. Eine Ansicht, welcher man auch im Innern Rußlands häufig genug begegnet.

Es lohnt sich wohl der Mühe, dieß näher zu untersuchen: denn es ist, wie wir alle sehen, von der größten Wichtigkeit. Kanonen und Bajonette, — das wissen wir alle — vermögen heut zu Tage wenigstens nicht auf die Dauer alte Zustände zu erhalten oder

neue zu ſchaffen, und es iſt eine große Conceſſion, welche der Abſolutismus dem Geiſte der Zeit macht, daß er die politiſchen Zuſtände als abhängig von der geiſtigen Bildung hinſtellt. Umgekehrt aber müßten wir erklären, daß wenn in der That von Rußland eine neue Epoche der Cultur, natürlich eine fortſchreitende, ausgehen ſollte, wir ihm die Hegemonie wenn auch nur in einem beſchränkten Grade, nicht vorenthalten könnten.

Liegen aber in der That in der ruſſiſchen Nation die Keime zu einer ſo gewaltigen Reform des ganzen bisherigen Zuſtandes von Europa?

Die ruſſiſche Regierung und ruſſiſche Patrioten haben nicht verſäumt, uns die glänzendſten Schilderungen von der ruſſiſchen Cultur zu geben, und, wie geſagt, die Ruſſen ſelbſt ſind der Meinung, daß ſie den Occident ſchon in allen Beziehungen überflügelt haben: die abendländiſche Bildung ſtehe jetzt ſchon weit hinter der ruſſiſchen zurück. Auch iſt nicht in Abrede zu ſtellen, daß wirklich ſehr viel gethan worden iſt. Wir wiſſen aber auch, wie wenig es ihnen hiebei auf die Wahrheit ankommt, und daß man ſelbſt den ſtatiſtiſchen Tabellen der Regierung nicht immer Glauben ſchenken darf. Zudem ſind die Ruſſen Partei, welche daher über ſich ſelbſt auch wenn ſie wollten, kein genügendes Urtheil geben können. Glücklicher Weiſe hat nun neuerdings ein gebildeter

kenntnißreicher Deutscher, Kohl, [1]) das russische Reich bereist, dem wir um so mehr Glauben schenken können, als er mit einer seltenen Auffassungsgabe die größte Unparteilichkeit verbindet: denn man kann eher sagen, daß er mit Liebe (sei es auch nur die wissenschaftliche zu dem behandelten Gegenstande) in das russische Wesen eingegangen ist, als daß er es mit ungünstigem Vorurtheile betrachtet habe. Wir gestehen, daß wir diesem Autor sehr Vieles verdanken, daß er unsere Kenntnisse über dieses Reich wesentlich bereichert, manche unserer Vorstellungen berichtigt, andere hinwiederum befestigt hat.

Aber auch nach diesem unparteiischen, ja im Ganzen den Russen wohlwollenden Schriftsteller reducirt sich die geistige Bedeutung der russischen Nation, den abendländischen wenigstens gegenüber, beinahe auf Null. Nach ihm ist zwar den Russen Gewandtheit, Fertigkeit, Anstelligkeit und ein gewisses Talent, das von Fremden Erfundene sich anzueignen, nicht abzusprechen: auch liegt in ihrem Charakter eine gewisse Gutmüthigkeit, Freundlichkeit, Höflichkeit; aber es fehlt ihnen die eigentliche schöpferische Kraft, die Gründlichkeit, die Ausdauer und Beharrlichkeit. Alles geht bei ihnen auf den bloßen äusseren Schein, auf eine glänzende Ober-

1) Ich verweise insbesondere auf zwei Werke von ihm: „Petersburg in Bildern und Skizzen;" zwei Bände 1841, und „Reisen im Innern von Rußland und Polen;" drei Bände 1841.

fläche hinaus: in die Tiefe zu steigen fällt ihnen nicht ein. Selbst ihre Unterrichtsanstalten zeichnen sich mehr durch schöne Uniformirung der Zöglinge und Pracht der Baulichkeiten, überhaupt mehr durch eine in die Augen fallende Ordnung aus — worin sie, nebenbei gesagt, den Hauptvorzug erblicken — als durch das, was von den Lehrern selbst geleistet wird. So gelten bei ihnen die Charlatane in der Wissenschaft am Meisten, während die bescheidenen aber gründlichen Gelehrten, welche den Grundsatz des sokratischen Nichtwissens befolgen, von ihnen verachtet werden. Was sie beim ersten Anlaufe nicht erreichen, lassen sie liegen, weil sie die Kraftanstrengung scheuen. So weit sie in der Industrie vorangeschritten zu sein sich rühmen, so charakterisiren sich ihre Arbeiten doch mehr durch ein blendendes Aussehen als durch Solidität. Einem eingerissenen Uebel helfen sie nicht gründlich ab, sondern sie begnügen sich mit Ausflicken und unzureichendem Nachbessern. Es sind geborene Handelsleute, aber es ist mehr ein kleinlicher Krämergeist, der nur den unmittelbaren, wenn auch noch so kleinen Vortheil im Auge hat, welcher sie beseelt, aber sie vermögen sich nicht zu großer Speculation zu erheben, wozu immer eine gewisse geistige Kraft gehört, die ihnen abgeht. Es sind lustige Leute, von einer unbesiegbaren Heiterkeit, aber mehr weil ihnen die eigentliche Tiefe des Gemüthes fehlt,

als aus philosophischer Resignation, Menschen, die leichtsinnig in den Tag hinein leben, weil ihnen die Sorge für die Zukunft zu viel Kraftanstrengung erfordert. Zu allem diesem kommt noch der unbegränzteste Sklavensinn, wenigstens bei dem Hauptstamme, bei den Groß-Russen, der so innig mit ihrer ganzen Natur verwachsen ist, daß sie für die Freiheit niemals fähig wären. Eben darum mangelt ihnen auch jene Mannigfaltigkeit innerhalb des Nationalcharakters, wie sie sich bei uns findet, welche in sich den beständigen Keim einer fortwährenden Entwicklung birgt: die 35 Millionen Groß-Russen sind Einer, wie der Andere: kein Hervortreten besonderer Stämme oder Völkerschaften, Alles so zu sagen über Einen Kamm geschoren, über den der Sklaverei.

Und eine solche Nation, die weder Energie. noch erfinderische Kraft, weder Tüchtigkeit noch Ausdauer besitzt, eine Nation ohne alle Tiefe des Gemüthes und des Geistes, eine Nation von geborenen Sklaven sollte fähig sein, eine neue Epoche der Bildung zu begründen? Es kann nichts lächerlicher sein. Doch man könnte uns vielleicht einwenden, es sei ja noch nicht so lange, daß die Russen angefangen hätten, zur Cultur fortzuschreiten. Man könne daher jetzt noch nicht vollkommen über sie urtheilen, erst wenn einige Zeit verlaufen, lasse sich ein genügendes Urtheil fällen. Zudem hätten

sie ja doch in der kurzen Frist von ohngefähr einem Jahrhundert ungeheuere Fortschritte gemacht; es seie anzunehmen, daß sie verhältnißmäßig sich immer mehr entwickeln würden. Allein man bedenke zuvörderst, durch wen sie zu der neuen Cultur gelangt sind. Nicht durch sich selbst: denn sie war etwas ihnen Fremdartiges, sondern durch den Westen Europa's. Und nicht freiwillig haben sie sich dieselbe angeeignet, nicht aus einem inneren Drange nach höherer Bildung, sondern sie wurde ihnen aufgedrungen durch Peter den Großen, der oft die barbarischesten Mittel anwenden mußte, um zu seinem Zwecke zu gelangen. Jedes Volk ferner, auch wenn es in dem Zustande der größten Rohheit sich befindet, trägt doch in sich schon die Keime seiner Zukunft, welche sich dem aufmerksamen Beobachter ohne Weiteres darbieten. Ein Volk, das bestimmt ist, einst eine große Rolle in der Weltgeschichte zu spielen, wird sich auch auf der niedrigsten Stufe als ein thatkräftiges energisches ausweisen. So erkannte Tacitus schon in unseren Vätern, wie gering auch ihre Cultur sein mochte, doch die gewaltigen Elemente, die später den germanischen Stamm zum Herren Europas machen sollten. Auch in den Russen müßten sich demnach jetzt schon die Keime zu ihrer künftigen geistigen Größe erkennen lassen. Aber wie gesagt, davon bemerkt man gegenwärtig noch nichts. Ein Volk ferner, das über

andere eine geiſtige Herrſchaft ausüben will, zumal wenn dieſe auf einer hohen Stufe der Bildung ſtehen, muß frei ſein: niemals aber vermag der Sklave über den Freien zu herrſchen: das iſt wider alle Natur.

Wenn wir aber auch der ruſſiſchen Nation die Fähigkeit abſprechen müſſen, eine neue Epoche höherer Bildung in Europa zu begründen, ſo iſt damit noch nicht geſagt, daß nicht wenigſtens die Regierung Verſuche machen kann, den Weſten Europa's durch Gewalt der Waffen zu unterwerfen, und daß ihr dieſes, wenn auch nur unter gewiſſen Vorausſetzungen, zu erreichen nicht möglich ſei.

Wir wiſſen ja alle, daß es Epochen gegeben, wo ein roher geiſtig niedrigſtehender Volksſtamm den Sieg über einen in Bildung weit vorangeſchrittenen davon getragen und wohl eine Zeit lang behauptet habe. Wir erinnern uns der Zeiten Attilas, der Ungarn, Dſchingiskhans, Tamerlans, der Türken. Es wäre möglich, daß Rußland eine ähnliche Rolle, wie dieſe Völker und Fürſten einmal mit Erfolg in Europa ſpielen könnte.

Denn die Mittel, welche dieſem Reiche zu Gebote ſtehen, ſind ungeheuer, und die politiſchen Verhältniſſe,

welche daſſelbe in ſeinem Plane unterſtützen können, ſind nicht leichtſinnig zu überſehen.

Vor allen Dingen iſt feſt zu halten, daß der Kaiſer von Rußland über eine Menſchenmaſſe gebietet, wie kein anderer Fürſt, von welcher ihm derjenige Stamm, welcher die überwiegende Mehrzahl ausmacht, unbedingt gehorcht, und daß ihm, dem Autokrator, frei ſteht, die Kräfte ſeines Reiches auf beliebige Weiſe, wie und zu welchem Zwecke zu verwenden.

Von noch größerer Bedeutung aber iſt, daß die ruſſiſche Regierung die Idee einer Vereinigung aller ſlaviſchen Nationen unter ihrem Scepter wenn auch nicht gerade direct ausgeſprochen, doch hinlänglich angedeutet hat und ſich auch angelegen ſein läßt, in allen Ländern, wo Slaven wohnen, obſchon anderen Herrſchern unterworfen, großen Einfluß zu gewinnen. Polen gehört ihr ohnedieß. Aber auch in Ungarn, in der Türkei, in Serbien, Illyrien, in einem Theil von Gallizien hat ſie Sympathieen zu erregen gewußt, die ſie auf alle Weiſe zu befeſtigen und zu ſtärken ſich bemüht.

Dieſer Umſtand iſt um ſo bedenklicher, als in den ſlaviſchen Nationen ohnedieß in den letzten Jahren das Bewußtſein ihrer Volksthümlichkeit wieder lebhafter erwacht iſt, als je zuvor, als ſie ſich ihrer gemeinſamen Abſtammung erinnern, das Recht ihrer Nationalität

geltend machen wollen. Wie weit dieſe Beſtrebungen faſt auf dem ganzen Gebiete der von Slaven bewohnten Länder ſchon gediehen ſind, kann uns eine erſt vor Kurzem erſchienene Schrift „Slaven, Ruſſen, Germanen“ [1]) beweiſen, deren Verfaſſer, ſelbſt ein ſlaviſcher Patriot, den Gedanken des Panſlavismus, der Kräftigung und Fortbildung ſlaviſcher Nationalität, mit dem größten Enthuſiasmus ergriffen und dargeſtellt hat. In Poſen, in Polen, in Mähren, in Gallizien, in Böhmen, in Ungarn, in Serbien, in Illyrien, ſelbſt in Rußland: überall weist er den neu erwachten ſlaviſchen Patriotismus nach, der ſich bemüht die fremdartigen Elemente, namentlich die aufgedrungenen deutſchen, auszuſcheiden und die ſlaviſche Nationalität in Sitte und Weiſe, in Literatur und Sprache, in Geſetz und Recht in ihrer Reinheit wieder herzuſtellen.

Es iſt offenbar: wenn Rußland ſich dieſer Beſtrebungen zu bemächtigen, ſie mit ſich zu vereinigen wüßte, ſo hätte es dadurch eine außerordentliche Macht gewonnen, nicht nur eine materielle, ſondern auch eine geiſtige. Denn die Idee der Nationalität hat von jeher, unter allen Verhältniſſen, die gewaltigſten Thaten hervorgerufen. So würde Rußland auf einmal das Moment erlangen, auf welches ſich der Weſten Europa's

1) Leipzig bei Engelmann. 1842.

im Gegenſatze zu Rußland ſo Vieles zu Gute gethan hat: es würde von einer Idee getragen, von einem höheren Motiv, welches es befähigen könnte, mit dem europäiſchen Weſten in die Schranken zu treten.

Bei ſolchen Auſpizien gewännen die Tendenzen Rußlands eine ganz andere Bedeutung und ſeine univerſalmonarchiſchen Beſtrebungen wären keineswegs mehr gering zu ſchätzen. Wir dürften dann wohl als gewiß annehmen, daß die ſlaviſchen Stämme, welche bis jetzt theils unter deutſcher, theils unter türkiſcher Herrſchaft geſtanden, ſich von ihren bisherigen Herren frei machen und zu ihren ſlaviſchen Brüdern, den Ruſſen, übergehen würden. Das ruſſiſche Reich würde ſich dann in einem Nu bis tief in das Innere Deutſchlands hinein erſtrecken: zu gleicher Zeit wäre es ein Leichtes, den Thron der türkiſchen Sultane, deſſen Zuſammenſturz man ohnedieß ſchon ſeit Jahr und Tag prophezeit hat, in Beſitz zu nehmen. Dann wären die Ruſſen Herren des Mittelmeers. Oeſtreich, auf einmal des größten Theils ſeiner Unterthanen beraubt — denn die Slaven betragen ohngefähr 16 Millionen in ſeinem Gebiete — würde im Momente nichts Wirkſames entgegenſetzen können, zumal wenn, wie zu erwarten ſtände, auch die Italiener die Gelegenheit benützten, ſich frei zu machen. Und wenn noch dazu — wir haben zu Vieles

ſchon erlebt, um die Möglichkeit davon abſolut zu bezweifeln — die benachbarten Staaten, angelockt durch ruſſiſche Verſprechungen, wie ehedem durch franzöſiſche, dieſe Gelegenheit ergriffen, um ſich mit der Habe von Oeſtreich zu bereichern? Wenn dann die lang gefürchtete Allianz zwiſchen Frankreich und Rußland endlich zu Stande käme? wenn jenes uns in demſelben Momente vom Rhein her angreifen würde, als uns dieſes vom Oſten her bedrohte?

Doch genug der Vermuthungen! Zum Glücke iſt es noch nicht ſo weit. Man ſieht aber, wie bedenklich es doch um unſere Zukunft ſteht. Noch einmal ſtände uns ein furchtbarer Kampf mit unſeren alten Nationalfeinden, mit den Slaven, bevor, ein Kampf, von dem es ſich ſehr fragen würde, ob wir ihn mit denſelben Erfolgen, wie ehedem, beſtehen würden? Wären wir freilich das, was wir ſein könnten, wären wir eine einige freie kräftige Nation, ſo unterläge die Sache keinem Zweifel: wir würden der ganzen ſlaviſchen Macht, und wenn ſie auch mit Frankreich verbunden wäre, die Spitze bieten können und als Sieger aus dem Kampfe hervorgehen. Aber leider! haben wir durch die lange innere Unterdrückung unſeren Nationalſtolz, unſere Nationalkraft verloren! Und wenn ſich auch dieſe im Momente der Gefahr wieder erneuen würden, ſo hinderte uns unſere elende Zerſtücklung daran, die

Volkskräfte auf energiſche Weiſe zu entfalten. Dem einen Willen im Lager der Feinde müßte auch bei uns ein Wille entgegentreten. Dazu aber würden ſich die partikulären Intereſſen der einzelnen Häupter nicht verſtehen wollen. Es würde am Ende doch wieder gehen, wie zu den Zeiten Napoleons: der Einzelne würde, anſtatt etwas für das Allgemeine zu opfern, lieber dieſes für einen kleinen ihm garantirten Vortheil verrathen. So würden wir dann wieder eine Zeit der Schmach erleben, die aber noch viel unglücklicher wäre, als die letzte, denn dort hatten wir es doch mit humanen Menſchen zu thun, die wenigſtens von Freiheit redeten: dießmal aber wären wir unter den Händen von Barbaren und Sklaven.

Gewiß eine troſtloſe Ausſicht, und eben weil ſie dieß iſt, ſuchen wir ſie uns auszureden oder wenigſtens bedeutend in die Ferne zu ſchieben. Dieß jedoch kann uns nichts helfen: lieber der Gefahr keck in das Auge geſchaut, und dann auf Alles, ſelbſt aufs Aeuſſerſte ſich gefaßt gemacht! — Indeſſen läßt ſich der Sache allerdings noch eine andere, für uns erfreulichere Seite abgewinnen.

Derſelbe Schriftſteller, welcher die Idee des Panſlavismus auf ſo eindringende Weiſe verficht, und der

Erweckung des slavischen Nationalgefühls so begeistert das Wort redet, ist doch weit entfernt, Rußland als die Macht zu bezeichnen, an welche sich die slavischen Stämme anzuschließen hätten, um ihre nationale Selbstständigkeit zu erhalten oder wieder zu gewinnen. Vielmehr ist er ein erklärter Gegner der Russen, d. h. der russischen Regierung. Und so, wie er, denken wohl größten Theils die westlichen und südlichen Slaven. Die russische Regierung macht überall, wo sie erscheint, Sklaven, sie nimmt den Völkern ihre Nationalität und russificirt sie. Die Sucht, zu uniformiren, macht sich überall bei den Russen geltend: sie tödten das Leben, die Selbstständigkeit, Eigenthümlichkeit, und machen dann aus den Menschen Automaten, Maschinen. Das aber können nicht alle slavischen Völker vertragen. Denn nicht allen ist der Stempel der Sklaverei so auf die Stirne gedrückt, wie den Groß-Russen. Viele slavische Völkerschaften haben ehedem eine nicht unbedeutende politische Freiheit genossen: und auch heut zu Tage ist die Liebe zu ihr nicht in ihnen erstorben. Diese aber wäre für immer zu Grabe getragen, wenn sie sich an Rußland anschließen würden. Unser Verfasser erklärt daher, es wäre die größte Thorheit, welche die Westslaven und auch die Südslaven begehen könnten, wenn sie sich Rußland in die Arme werfen wollten. Er verlangt aber zugleich mit Entschiedenheit, daß die deutschen

Regierungen, unter denen die ſlaviſchen Völkerſchaften ſtehen, ihre Nationalität anerkennen und ſchützen ſollten: denn geſchähe dieſes nicht, ſo ſei zuletzt doch kein anderes Mittel, um dieſe zu erhalten, übrig, als die Verbindung mit Rußland.

Ein Wink, den unſere Regierungen nicht unbeachtet laſſen ſollten. Was der Verfaſſer verlangt, ſcheint ſo der Billigkeit gemäß zu ſein, daß man es unbedingt gewähren zu dürfen glauben möchte. Freilich zieht die Erweckung des Nationalgefühls immer den Wunſch nach ſich, auch die politiſche Unabhängigkeit zu erlangen, und es könnte vielleicht unſeren Regierungen ebendarum bedenklich erſcheinen, dieſe nationalen Beſtrebungen zu unterſtützen und die Wünſche, die ſich in ihrem Sinne geltend machen, zu befriedigen. Aber auf der anderen Seite muß man auch anerkennen, daß der ſlaviſche Volkscharakter bei weitem biegſamerer und weicherer Natur iſt, als z. B. der germaniſche, und daß die Slaven, wenn man ihnen jetzt freundlich in ihren Wünſchen entgegen kommt, aus Dankbarkeit vielleicht nur deſto treuere Unterthanen werden. Dann würden ſie aber auch — und dieſes namentlich hebt unſer Verfaſſer ſehr hervor — einen Damm gegen Rußlands Uebermacht bilden, ſie würden die Vormauer gegen den nordiſchen Coloß ſein. Dann würde Rußland,

anſtatt durch die Idee der ſlaviſchen Nationalität unterſtützt zu ſein, vielmehr dieſe gegen ſich haben. Man ſieht, wie hiedurch die Lage der Dinge eine ganz andere Wendung bekäme. Dann würde Rußland, anſtatt in ſeinen Eroberungen weiter um ſich greifen zu können, vielmehr in ſeinem jetzigen Beſitzſtande ſelber bedroht werden. Die Polen würden ſich von Neuem erheben und dießmal auf das Thätigſte von den übrigen Slaven unterſtützt werden. Die Kleinruſſen würden das ohnedieß mit Unwillen ertragene Joch der Großruſſen wieder von ſich abſchütteln und die frühere Freiheit ſich wiederum erkämpfen. Ebenſo würden die deutſchen Oſtſeeprovinzen die ruſſiſche Herrſchaft wieder abwerfen und ſich mit uns, ihren Brüdern verbinden. Die Völkerſchaften am Kaukaſus, nach Aſien hinein würden dieſe Gelegenheit benützen, um ebenfalls aufzuſtehen und die alte Unabhängigkeit wieder zu gewinnen. Und wie lange würde es dann dauern, zumal wenn der ganze Weſten Europa's zugleich in die Waffen träte, ſo wäre der nordiſche Coloß auf einmal zuſammengeſtürzt?

Eine Ausſicht, die uns ebenſo erfreulich ſein mag, wie die oben erwähnte troſtlos, aber ſie liegt ebenfalls noch in weiter Ferne.

Es iſt klar — dieß wird aus dem Bisherigen wohl hervorgegangen ſein — daß ſehr Vieles, wo

nicht Alles, darauf ankommt, wie sich die übrigen Slaven zu Rußland stellen, ob sie sich mit ihm verbinden, oder ob sie demselben entgegentreten. Das Erstere würde aber nie geschehen, wenn anderweitig für ihre Unabhängigkeit, für die Verbesserung ihrer Lage u. dgl. gesorgt würde. Würde man daher, ohne Rücksicht auf andere hindernde Umstände, eine Politik, welche die Natur der Dinge selber vorschreibt, vorschlagen wollen, so bestände diese in weiter nichts, als darin, ein oder ein Paar slavische Zwischenreiche zu machen, die man gegen die Russen als Bollwerke vorschieben könnte. Und diese Reiche wären nicht einmal so willkührlich zusammengesetzt, wie diejenigen, welche Napoleon gemacht, und die zum Theil noch heute existiren, sondern sie wären durch die Gleichheit des Volksstammes, durch geographische Lage, durch politische Verhältnisse von der Natur selbst geboten. Das eine Slavenreich wäre Polen, das Andere würde aus den Trümmern des türkischen Reiches, aus den Donauländern entstehen. Neulich wurde von einem Correspondenten der Augsburger Allgemeinen Zeitung [1]) auf einen Zusammenhang zwischen dem neuhelleniſchen Reiche und dem Slaventhume hingewiesen. Auch wir wollen diesen Zusammenhang nicht läugnen: doch scheint er uns auf ein

1) Beilage vom 9, 10, 11ten November 1842.

anderes Reſultat hinauskommen zu können, als der Verfaſſer jenes Artikels annimmt. Er betrachtet nämlich Rußland als den Erben des byzantiniſchen wie des griechiſchen Reiches, während wir glauben, daß der griechiſche und byzantiniſche Thron ſich wohl zu einem großen ſlaviſchen, aber von Rußland unabhängigen Reiche verſchmelzen könnte. Wäre unſere Diplomatie eine andere, als wie ſie wirklich iſt, wäre ſie nicht von ſo kleinlichen Rückſichten beſtimmt, wäre nicht Einer auf den Andern eiferſüchtig, wodurch große Plane gar nicht aufkommen, geſchweige denn durchgeführt werden können, ſo wäre es möglich, daß in dem eben angegebenen Sinne etwas zu Stande käme. Doch unter den gegenwärtigen Umſtänden iſt kaum etwas Aehnliches zu hoffen. Es müſſen gewaltſame furchtbare Ereigniſſe eintreten, um dergleichen zu erzeugen, die denn freilich alle Berechnungen der Diplomatie, alle Taſchenſpielerkünſte derſelben mit Einem Male zu Schanden machen.

Aber es iſt nicht genug, daß wir uns der aufſtrebenden ſlaviſchen Nationalität gegen Rußland verſichern müßten: wir müßten auch ſämmtliche germaniſche Elemente mit uns vereinen. England wäre wohl durch die Lage der Dinge ſelbſt ſchon unſer Bundesgenoſſe: aber auch auf die übrigen germaniſchen Stämme müßten wir unſer Augenmerk richten: ich meine hiemit die

ſcandinaviſchen. Es war unklug und unpolitiſch im höchſten Grade, daß wir dem ſlaviſchen Autokrator den Hof machten und dafür unſere Brüder in Schweden, Norwegen und Dänemark vernachläßigten. Eine nähere Verbindung mit dieſen Ländern iſt uns durch die Natur ſelbſt geboten und wird ſeit neuerer Zeit eifrigſt von ihnen gewünſcht. Es iſt nicht nur die gemeinſame Abſtammung, ſondern auch der gemeinſame Gegner, die eine Allianz zwiſchen Deutſchland und Scandinavien erheiſchen. Denn offenbar ſpeculirt Rußland auch auf die ſcandinaviſchen Reiche: nennt ſich ja der Kaiſer immer noch Erbe von Norwegen und Herzog von Schleswig-Holſtein. Und ſo gering vielleicht auch im erſten Augenblicke die Hülfe erſcheinen könnte, die uns dieſer neue Bundesgenoſſe zu gewähren vermöchte, ſo bedeutend wird ſie bei näherer Betrachtung. Wir haben keine Flotte, um die Ruſſen zur See bekämpfen, und ſie von unſeren Küſten abhalten zu können, wohl aber die Schweden und die Dänen, und dieſe, geborene Seeleute, könnten der ruſſiſchen Flotte wohl die Spitze bieten, ſo groß dieſe auch ſein mag, da der Seedienſt keineswegs zum ruſſiſchen Charakter paßt, vielmehr, wie ſo vieles Andere, etwas Erkünſteltes, durch Ordonnanzen Gebotenes iſt.

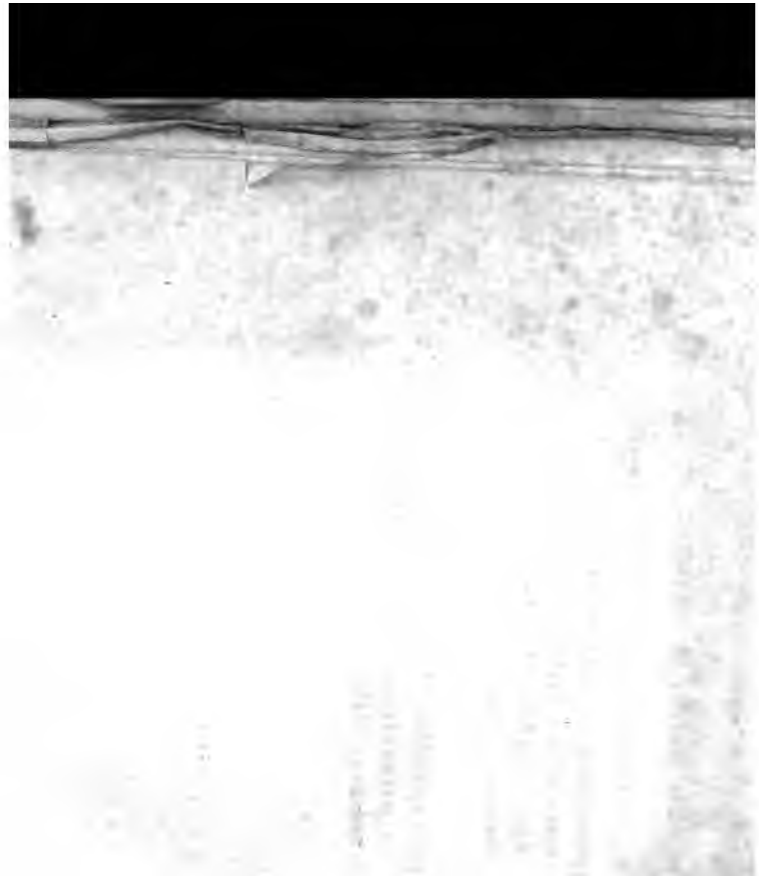
Es bleibt alſo keinem Zweifel unterworfen, daß wir, wenn wir nur die rechte Politik befolgen, dem

ruſſiſchen Coloß nicht nur die Spitze bieten ſondern ihn vielleicht zertrümmern, wenigſtens bedeutend ſchwächen könnten. Dieß jedoch werden wir nur vermögen, wenn wir beſtändig auf unſerer Hut ſind, wenn wir uns nicht durch ſeine diplomatiſchen Künſte einſchläfern laſſen, und insbeſondere wenn wir unſere Nationalkraft wieder heben und beleben. Ein freies einiges Volk, wenn es ſich noch durch Kraft und Tüchtigkeit auszeichnet, wird nicht ſo leicht überwunden: aber ein Volk von Knechten iſt immer die loſe Beute eines kühnen Eroberers.

Von demſelben Verfaſſer iſt erſchienen:

Deutſchlands literariſche und religiöſe Verhältniſſe im Reformationszeitalter. Erſter Band. Erlangen, Palm'ſche Verlagsbuchhandlung. 1841.

Zur politiſchen Geſchichte Deutſchlands. Stuttgart, Verlag der Franckh'ſchen Buchhandlung. 1842.



Im Verlage der **Franckh**'schen Buchhandlung ist erschienen:

Der Kölner Dom

als

freie deutsche Kirche.

Gedanken

über

Nationalität, Kunst und Religion

beim Wiederbeginn des Baues.

Von

Moritz Carriere.

8. geheftet. fl. 1. 36 kr. oder Thlr. 1.

An eine große nationale Feierlichkeit knüpft der geniale Verfasser Betrachtungen über Nationalität, Kunst und Religion, die mit dem bekannten Tiefsinn und der flammenden Begeisterung ausgesprochen werden, welche die früheren Schriften von Moritz Carriere schon auszeichnen. Wem es nicht um eine vorübergehende Befriedigung seiner Neugierde über die heiligsten Gegenstände des Lebens zu thun ist, sondern den Ernst der Gesinnung auch auf seine Lektüre überträgt, dem kann das Buch nicht dringend genug empfohlen werden.

Der Staat und die Industrie.

Von

A. Weill, in Paris.

8. geheftet 48 kr. oder 15 Neugroschen.

Nicht nur dem Staatsmann, dem Nationalökonomen, dem Volksdeputirten, sondern vorzugsweise auch den Besitzern von „List's nationalem System der politischen Oekonomie" ist obige Schrift unentbehrlich, weil sie gleichsam den Schlüssel zu List's Buche bildet.